P. O. germ. 1243 h

Satori-Neumann

Armand,

Marquis von Autremont.

Eine romantisch-historische Erzählung
aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft Frankreichs
und Englands.

Von

J. Satori (Neumann).

Erster Theil.

Braunschweig,
Verlag der Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock.
1844.

Ld 280

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Am Anfange des vorigen Jahrhunderts, unter der Regierung Ludwig's XIII., befand sich zu Paris, in der Rue Sarbonne, ein großes und prachtvoll aufgeführtes Gebäude.

Es gehörte dem Marquis von Autremont und wurde von ihm bewohnt.

Der Marquis liebte es, einen großen Aufwand zu machen, und folgte darin auch ganz seiner Neigung, als er mehre Jahre die Stelle eines Gesandten am englischen Hofe bekleidete, und weil seinem Monarchen das erwünscht war, so unterließ er es, Herrn von Autremont bei jeder dazu geeigneten Gelegenheit zurückzurufen oder auch nur bei ihm anzufragen, ob er es vielleicht wünsche, daß ein Anderer statt seiner als Gesandter sich nach London verfüge. Vielmehr überhäufte ihn Ludwig XIII. mit Ehrenbezeugungen, veranlaßte es, daß ihm auch von andern ihm befreundeten Höfen solche zu Theil wurden, und wenn gleich die Kasse des Marquis von Autremont geleert wurde,

so sah er doch bald seine Brust mit Orden von allen europäischen Nationen bedeckt, die er insofern verdiente, als er ein kluger Diplomat und dabei ein sehr rechtlicher Mann war, der nur die eine Schwachheit besaß, daß er bei weitem größere Summen ausgab, als die Einkünfte seines Vermögens es zuließen; denn er unterhielt auch noch in seinem Hotel in Paris eine zahlreiche Dienerschaft, außer der, die ihn nach London begleitete.

Als Herr von Autremont Gesandter in London wurde, an diesen Ort kam und sich hier mit einem wahrhaft fürstlichen Aufwande einrichtete, war er, obgleich schon sechs und dreißig Jahre alt, noch unvermählt und darum eine doppelt willkommene Erscheinung in denjenigen Häusern, in welchen sich noch unverheirathete Töchter befanden; fein und derbe wurden daher die Netze gesponnen, welche entweder die Mütter, die Väter der jungen Ladies, ihre nächsten Anverwandten, oder auch zuweilen sie selbst auslegten, um das Herz des eben so schönen, wie klugen, liebenswürdigen und anscheinend sehr reichen Mannes damit zu kapern, in der Meinung, daß seinem Herzen, im Falle des Gelingens, auch bald der Wille folgen sollte, sich zu vermählen. Doch jede Bemühung der Art schien fruchtlos zu bleiben, indem der Marquis von Autremont es zwar nicht an der feinsten Art Galanterie bei den Damen jedes Alters fehlen ließ, jedoch nie

eine Absicht zeigte, seine dermalige Lage zu verändern.

Nicht einmal einen Fehler, den seine Sinnlichkeit beging, konnte man ihm zur Last legen, so vielen Versuchungen dazu er auch ausgesetzt war, und so scharf er von allen Seiten beobachtet wurde, weil das englische Cabinet in mancher Zeit gerne eine Handhabe bei ihm entdeckt haben würde, welche man ebenso erfaßt hätte, um seinen Willen zu lenken und so ihn wenigstens wankend zu machen in seiner Berufstreue. Vielmehr mußten die gelehrten Herren nach jedem mißlungenen Versuche der Art sich gestehen, daß Herr von Autremont eben so achtungswerth als Mensch, wie unschätzbar für seinen Monarchen als Diplomat war.

Der Marquis von Autremont nahm wohl wahr, was zu allen Zeiten rund um ihn vorging, und was er selbst nicht sehen konnte, das wurde von seinem ihm vielleicht beispiellos treu ergebenen Diener, Claude Legai, der zugleich sein Milchbruder und also mit ihm von gleichem Alter war, ihm jeden Morgen, während er dabei das Frühstück einnahm, hinterbracht. Allein niemals ließ er sich merken, daß er von diesem, oder von jenem auf irgend eine Weise Kenntniß erhalten hatte, sondern setzte dem Anscheine nach ganz unbefangen seinen Weg weiter fort.

Um den Gang eines Prozesses zu beschleunigen,

dessen unglücklicher Ausgang sein Vermögen bedeutend geschmälert hätte, kam Lord James Overton nach London.

Er war schon seit vielen Jahren nicht an diesem Orte gewesen; die Zahl seiner näheren Bekannten hatte sich durch ihren Tod vermindert; andere waren weggezogen, und mit einigen wollte Lord Overton seine ehemalige Bekanntschaft nicht erneuern, um nicht durch ihren Umgang zu bedeutenden Ausgaben veranlaßt zu werden, die er gegenwärtig, wo manches Unglück seine Einnahme geschmälert hatte, nicht bestreiten konnte, ohne sich wehe zu thun; denn er war Vater von vielen Kindern, die sämmtlich noch keine Versorgung hatten.

Aus diesem Grunde nahm er auch nicht seine Gattin mit nach London, als er sich gezwungen sah dorthin zu reisen, weil er sie doch einigermaßen in das Leben der großen Welt hätte einführen müssen, wie es aber bei seiner Tochter Luzie nicht durchaus nothwendig wurde, welche ihn also deßhalb nach der Residenz begleitete; denn jede weibliche Pflege von gewohnter, lieber Hand konnte der öfter kränkliche Mann nicht füglich entbehren, weil er von jeher sich daran gewöhnt hatte.

Luzie Overton war die älteste Tochter des Lords Overton und keinesweges eine vollendete Schönheit, wenn man ihre Gesichtszüge einzeln

mustern wollte. Allein mi Ganzen fand man diese interessant, und vermöge ihrer Gestalt, besonders aber ihrer würdevollen Haltung wegen imponirte sie vor allen andern jungen und reizvollen Damen, mochten auch noch so viele sie umgeben.

Der Blick ihres dunkeln Auges war ausdrucksvoll; ihr Haar von derselben Farbe hatte große Fülle; sie besaß kleine schön geformte Hände und eben solche Füße. Nur gefiel Manchem nicht der Ernst, welcher sich nicht nur über ihre Züge ausgebreitet hatte, sondern auch ihr ganzes Wesen beherrschte und eigentlich nicht zu ihrer Jugend paßte. Allein dieser Ernst war zur Hälfte ein Erbtheil ihres Vaters und zur größern durch verschiedene Umstände erzeugt worden, welche sich gleichsam vereinigt hatten und es erwirkten, daß Luzie niemals so froh sein konnte, wie andere Mädchen ihres Alters. Da jedoch nicht Allen diese Umstände bekannt wurden, so tadelte man sie häufig mit Unrecht, wenn sie höchstens nur lächelte, indessen ihre Gespielinnen laut lachten, scherzten, tanzten und Vergnügen fanden an geräuschvollen Unterhaltungen.

Sie liebte nämlich über jede Beschreibung ihre Mutter, und mußte sich überzeugt halten, daß diese sehr unglücklich in ihrer Ehe lebte, und zwar wegen ihres Gatten grenzenloser Heftigkeit, die ihn sehr oft dazu verleitete, ihr Gefühl zu verletzen

und auf jede Weise ihr so zu begegnen, wie sie es nicht verdiente; denn ihre Gemüthsart war sanft, nie wagte sie einen Widerspruch, und man konnte sie überhaupt als Muster für jede Hausfrau aufstellen. Ihre Kinder liebte sie zärtlich, für die Bedürfnisse ihres Gatten sorgte sie mit der größten Pünktlichkeit, obgleich er es nie dankbar anerkannte, und für jeden Nothleidenden ward sie zum Engel, der ihn beschützte.

Lord Overton hätte sehr glücklich an der Seite dieser in allen Beziehungen edeln Frau leben können; allein sein unglückliches Temperament ließ es nicht zu. Alle Uebelstände, die er seiner Heftigkeit wegen in seinem Haushalte, wie auch in seiner ländlichen Wirthschaft herbeiführte, und die er sich hätte selbst zuschreiben müssen, legte er Andern zur Last, und gewöhnlich solchen, die sich entweder nicht gegen ihn vertheidigen konnten, oder, um ihn zu schonen, es nicht wollten, und dazu gehörte seine Gattin, dazu seine älteste Tochter Luzie. Beide ertrugen ihr Schicksal lieber stillschweigend, als daß Eine die Lage der Andern noch mehr erschweren mochte, wie es bei jeder Widersetzlichkeit gegen den Lord offenbar gekommen wäre.

Wie dieser nie lange in seinem Hause Ruhe und Frieden hielt, so machte er es auch mit jedem Fremden, der mit ihm in einer Geschäftsverbin-

dung stand, die sich selten ohne einen vorangegangenen Prozeß zu lösen pflegte. Da er nun in der Regel jeden verlor, so schmälerte er dadurch, daß er viele Kosten bezahlen mußte, sein Vermögen von Jahr zu Jahr immer mehr, und den Unwillen darüber ließ er dann bei jedem solchen Falle die Seinigen entgelten.

Es konnte nicht fehlen, daß sich seine Grenznachbaren scheuten mit ihm Umgang zu haben, und daß auch Andere ihrem Beispiele folgten, obgleich sie lieber das Gegentheil gethan hätten, da Lady Overton ihrer vorzüglich guten Eigenschaften wegen in allgemeiner Achtung stand, und ihre älteste Tochter Luzie gleichfalls, indem sie in allen Stücken ein Ebenbild ihrer Mutter war und nur das ernste Aussehen ihres Vaters von diesem geerbt hatte. Diese Familie stand daher so ziemlich allein, ohne Umgang mit Fremden; aber das war keinesweges nach dem Wunsche ihres Oberhauptes. Vielmehr sah er gern Gäste bei sich, bezeigte sich auch gegen sie auf jede Weise gastfrei; jedoch vergaß er bei der geringsten Veranlassung dazu jede Regel der Schicklichkeit, verwickelte sich in Streitigkeiten, und störte jedes freundschaftliche Zusammensein mit solchen Personen, die ihn hauptsächlich nur wegen seiner Frau und Tochter zuweilen besuchten.

Hätten Beide für jedes Ungemach, das sie von

ihm erdulden mußten, Ersatz in vielen und werthvollen Geschenken gefunden, mit welchen sie der Lord bei jeder Gelegenheit überhäufte, so würden sie niemals sich haben beklagen dürfen; allein zu was sollten diese ihnen frommen, da sie selten davon Gebrauch machen konnten und überhaupt wußten, daß die Ausgaben dafür mit seinen Vermögensumständen nicht im Gleichgewichte standen! Sie konnten mithin keine Freude darüber empfinden, wenn er auf diese Weise das Geld versplitterte, und eben so wenig darüber, daß er oft große Summen zu neuen Einrichtungen, oder sonst in seinem Hausstande verausgabte.

Dazu veranlaßte den Lord hauptsächlich sein Stolz, oder wohl richtiger gesagt, sein Hochmuth, mit dem er sich am liebsten über alle seine Bekannte erhoben hätte und in den meisten Fällen auch diesen Wunsch zufrieden stellte.

Selbst in der Beziehung konnten Lady Overton und ihre Tochter sich nie glücklich, oder auch nur heiter dabei befinden, wenn sie Besuch hatten, weil der Lord stets den Personen, die zu ihm kamen, dadurch ein unangenehmes Gefühl beibrachte, sobald er sie überzeugte, daß Alles, was er besaß, bei weitem besser und kostbarer war, als die Gegenstände, welche sie benutzten. Ueberdies mußten Lady Overton, so wie auch Luzie beständig in Angst sein, ob sich keine Veranlassung zu Zank

vorfinden würde, oder vielmehr, ob Lord Overton diese nicht herbeiführte, und um der angeführten Ursachen willen war es Beiden lieb, wenn Niemand bei ihnen einsprach. Hatten sie in solchem Falle auch viel von dem Lord zu leiden, so waren doch wenigstens keine fremde Personen dabei Zeugen, und sie durften nicht mit dem Gefühle von Scham kämpfen, wenn sie dabei sein mußten, wie ihr Gatte und Vater sich in der Meinung Anderer selbst heruntersetzte.

Je länger der Lord auf die bezeichnete Weise verfuhr, je mehr schmälerte er sein Einkommen, und Lady Overton dachte oft mit bitterem Schmerze daran, wie es in der Folge werden möchte, wenn alle ihre Kinder herangewachsen, und ihre Bedürfnisse mithin auch um desto kostspieliger wären. Mit wahrhaftem Schrecken vernahm sie daher, daß ein Prozeß ihres Gatten den er schon lange mit einem weitläufigen Anverwandten geführt hatte, in der Art stand, daß Personen, die davon Kenntniß besaßen, ihn für verloren hielten.

Auch Lord Overton hörte davon, und weil ihm die Ungewißheit seiner Lage unerträglich war, indem er mit dem Prozesse einen großen Theil seines noch übrigen Einkommens verlor, so beschloß er nach London zu reisen, zur Stelle die Beendigung dieses Rechtsstreites zu befördern und seine Tochter Luzie mit dahin zu nehmen.

Es war vorauszusehen, daß diese keine einzige frohe Stunde auf der Reise und in London selbst haben würde, wohl aber der trüben und gewiß öfter schrecklichen viele. Allein sie wagte es nicht ihrem Vater zu widersprechen, und eben so wenig den Bitten ihrer Mutter eine abschlägliche Antwort zu geben, als Lady Overton sie beschwor, in dieser bedenklichen Lage ihren Vater nicht zu verlassen, da sie berechnen konnten, welchen furchtbaren Eindruck die Nachricht bei ihm hervorbringen würde, wenn er seinen Prozeß verloren habe. Luzie traf daher schnell die Anstalten zu ihrer Abreise; jedoch wußte sie es durch Bitten und Schmeicheln dahin zu bringen, daß der Lord ihr das Versprechen gab, er wolle ganz eingezogen in London mit ihr leben, gar keine Besuche abstatten, die nicht mit seinen Geschäften im Zusammenhange ständen, oder wenigstens ohne ihre Begleitung. Allein es vermochten ihn nicht hauptsächlich die Bitten seiner Tochter dazu, in ihren Vorschlag zu willigen, sondern der Umstand, daß zu jener Zeit mehr als je Ebbe in seiner Kasse eingetreten war, was er jedoch nicht eingestand, vielmehr nur aus Stolz sich so stellte, als ob er bloß Luzien zu Gefallen sich jeder Einschränkung unterzöge.

Es war an einem Vormittage, als der Marquis von Autremont an seinem Fenster stand und, ohne einen bestimmten Zweck damit zu verbinden, die seiner Wohnung gegenüber befindlichen Häuser betrachtete.

Plötzlich öffnete sich die Thür von einem derselben, und es trat ein ältlicher Herr heraus, dem eine junge Dame folgte. Diese war sehr einfach, aber geschmackvoll gekleidet, und ihre Gestalt, wie ihre würdevolle Haltung fielen ihm auf. Da nun Claude, sein Kammerdiener, eben in seinem Zimmer sich damit beschäftigte, den Staub von den Möbeln abzuwischen, wie dieses seine Gewohnheit zu einer bestimmten Zeit war, sein Herr mochte nun zu Hause sein, oder nicht, so sagte er zu ihm: „Claude, weißt Du nicht, wer uns hier gegenüber wohnt?"

„Nein," antwortete Claude; „allein das ist wohl bald zu erfragen."

„Vorläufig laufe den Beiden — dem Herrn, der die junge Dame am Arme führt — nach und überzeuge Dich, wohin sie gehen." Diese Worte sagte der Marquis schnell, und bevor er noch die letzten ausgesprochen hatte, war Claude schon aus dem Zimmer.

So lange es anging, verfolgte der Marquis die junge Dame mit seinen Blicken; denn ein so leichter, beinahe schwebender Gang wäre ihm an

jeder andern aufgefallen, und bei dieser besonders, da sie seine Nachbarin zu sein schien, und auch ihre Gesichtszüge ihm interessant vorkamen. Als er jedoch sie nicht weiter sehen konnte, ersehnte er mit Ungeduld Claude's Zurückkunft. Dieser jedoch ließ lange auf sich warten, und als er endlich wirklich kam, wußte er nur zu sagen, daß der Herr und die Dame in einer nicht weit entfernt gelegenen Straße in ein großes Haus gegangen und nicht wieder daraus zurückgekommen waren.

„Und wer bewohnt dieses Haus?“ fragte der Marquis ungeduldig.

„O,“ antwortete Claude, „das wird zuversichtlich von mehren Familien bewohnt, und es würde Ihnen wenig nützen, falls ich auch alle die Namen dieser Leute erfahren hätte, wie es aber nicht der Fall ist, da ich nicht danach fragte, indem ich mir denken konnte, daß es Ihnen doch nur darum zu thun sei, zu wissen, wer der Herr und die Dame sind, die er am Arme führte und die langsam vor mir hergingen. Das aber war mir schon bekannt, noch bevor wir an jenem Hause anlangten, in das sie sich dann verfügten.“

„Nun,“ fragte der Marquis, „wie hattest Du das erfahren?“

„Uns hier gegenüber wohnt Mistreß Olmer, nämlich im dritten Stockwerke desselben Hauses, in welchem der Herr und seine Tochter, Lord

Overton und Lady Luzie Overton, vor zwei Tagen eine Wohnung bezogen haben."

„Und das hast Du von Mistreß Olmer erfahren?" Mit dieser Frage unterbrach der Marquis seinen Kammerdiener.

„Ei, bewahre," antwortete dieser; „wie sollte ich zu der Ehre kommen, mit Mistreß Olmer zu sprechen? Nein, Miß Jenny ihr Stubenmädchen, sagte es mir, und zwar indem ich dem hübschen Kinde begegnete, als ich Lord Overton und seine Tochter verfolgte, um zu erfahren, wohin sie eben gingen."

„Hast Du nicht mehr von ihnen gehört?" fragte der Marquis; „ich meine durch Miß Jenny."

„Ja," erwiederte Claude, „sie sind von des Lords Gütern hierher gekommen, weil dieser einen Prozeß hat, den er gewinnen will, wie Jeder, der einen führt."

„Hast Du nicht auch erfahren, wer des Lords Anwald ist?" fragte der Marquis.

„Nein," lautete die Antwort; „allein wenn Sie es zu wissen wünschen, wird es hoffentlich möglich sein, das zu erkundschaften. Ich darf nur Miß Jenny dazu den Auftrag geben; denn diese fragt dann wieder die kleine Mary, welche Lady Overton bedient."

„Wer ist diese kleine Mary?" sagte der Marquis.

„Die Nichte der Frau, welche die Zimmer an Lord Overton vermiethet hat und von dergleichen Einkünften lebt;“ antwortete Claude. „Oder ich frage das kleine Wesen allenfalls selbst.“

„Sprichst Du von einem Kinde?“ fragte der Marquis.

„Von einem allerliebsten achtzehnjährigen Kinde,“ antwortete Claude lachend, „dem ich nach meinen Kräften die Cour mache, und das in gleichem Grade in mich verliebt ist.“

„Nun,“ sagte der Marquis, „so wird es Dir auch nicht schwer fallen zu erfahren, was ich zu wissen wünsche.“

Wirklich hörte Claude Alles, was die sogenannte kleine Mary wußte; allein das war nicht viel Ausführliches und endlich nur, daß der Rechtsgelehrte, der des Lords Overtons Angelegenheiten besorgte, Mr. Norton hieß.

Diesen ließ der Marquis nun noch desselben Tages zu sich kommen, gab ihm einen Auftrag, den er auszurichten und darüber Bescheid zu bringen versprach, und bei dieser Gelegenheit suchte jener mehr über die Ursache der Anwesenheit des Lords hier in London zu erforschen, worauf Mr. Norton ganz der Wahrheit getreu dieselbe angab und hinzusetzte, daß leider wenig Hoffnung vorhanden sei, daß Lord Overton den nun schon seit Jahren beim Gerichte schwebenden Prozeß ge-

winnen werde. „Dann aber," fuhr Mr. Norton fort, „wenn die Entscheidung ihm endlich zukommen wird, sei Gott dem liebenswürdigen Mädchen, seiner Tochter Luzie, gnädig, die ohnehin ein Leben bei dem wunderlichen Kauz führt, wie ich es mir in der Hölle denke. Ich glaube, er kränkt sie in diesem Falle, bis sie todt ist."

Nach Allem, was der Marquis noch weiter über Luzie hörte, erkannte er ihre Lage für höchst beklagenswerth, bei einem Manne beständig sein zu müssen, der sie so wenig schonte, wie Mr. Norton ihm erzählte, daß es der Fall war, wie dieser es genau wissen konnte, indem er einmal mehre Wochen in der Ferienzeit in Covelain-Hall — so hieß das Landgut, welches Lord Overton bewohnte — zugebracht hatte, als dieser ihn mit allen seinen Rechtsgeschäften beauftragte.

Herr von Autremont fühlte daher inniges Mitleid mit seiner, nach Allem, was er von ihr gehört hatte, zu schließen, sehr interessanten und gutmüthigen Nachbarin, weßhalb er auch ihr ganzes Thun und Treiben beobachtete, so oft er nur in seiner Wohnung sich aufhielt.

Allein Alles, was er von ihr sehen konnte, war doch der Entfernung wegen nur unvollkommen, und er sann also Tag und Nacht auf eine Weise, wie er ihr näher kommen und am liebsten sie einmal sprechen könne.

Bis jetzt hatte er Claude noch nicht gesagt, daß er seit dem Tage, wo er Luzie Overton zum ersten Male gesehen, ein lebhaftes Interesse für sie empfunden, daß er sie stets, so weit sein Auge reichte und seine Zeit es erlaubte, beobachtet und ein Wohlgefallen ganz eigener Art bei sich für sie verspürt hatte, wenn er sie etwa um ihren Vater beschäftigt sah, inden sie sich bemühte, ihm hülfreiche Hand beim Ankleiden zu leisten, oder neben ihm gleichsam hinschwebte, wenn er ausging. Er hatte Claude nicht gesagt, daß er oft stundenlang ihr zusah, wenn sie, den Kopf in die Hand gestützt, am Fenster saß und auch nicht einen Blick hinunter in die nie menschenleere Straße richtete. Er hatte ihm nicht gesagt, daß er gern Gott weiß welches Opfer brächte, wenn er die junge Lady nur ein einzigesmal sprechen könnte. Aber trotz dem errieth der schlaue Bursche, was im Innern seines Herrn vorging, und ließ nicht davon ab, Erkundigungen bei Mary über Lord Overton einzuziehen.

Er vernahm daher eines Tages, daß der nächste der sei, wo das gerichtliche Erkenntniß herauskomme, welches besage, ob Lord Overton seinen Prozeß gewonnen, oder verloren habe, und diese Nachricht theilte Claude sogleich seinem Herrn mit.

Herr von Autremont fühlte sich dadurch so sehr beunruhigt, daß er es nicht vor Claude verbergen

konnte; denn — überlegte er — gewann er den Prozeß, so war gewiß die natürliche Folge davon, daß er nach wenigen Tagen von London abreiste. Kam es im Gegentheil anders, welche traurige Stunden standen dann Luzien bevor, und selbst in diesem Falle verweilte gewiß der Lord nicht länger in London, wo jeder Aufenthalt, schränkte man sich dabei auch noch so sehr ein, mit bedeutenden Kosten verbunden war. Der Marquis konnte daher berechnen, daß er die junge Lady bald nicht mehr sehen würde, und der Gedanke war ihm unerträglich.

Er dachte daher unausgesetzt daran, ob er diese immerwährende Trennung nicht etwa verhindern könnte, und ob er, wenn es möglich wäre, es sollte. Aber er konnte nicht mit sich einig werden, und dieser Umstand beraubte ihn sogar in der Nacht des Schlafes.

Ja, er vermochte nicht einmal im Bette liegen zu bleiben, sondern stand auf, schlüpfte in seinen seidenen Schlafrock und trat an ein Fenster.

Im Zimmer der Lady Overton befand sich Licht, und die Gardinen waren nicht zugezogen, wie es sonst immer der Fall war, sobald es am Abende dunkelte, worüber er sich jedesmal geärgert hatte. Er konnte daher jetzt ganz deutlich das ganze Gemach übersehen.

Luzie ging, noch vollständig so gekleidet, wie

er sie den Tag über gesehen hatte, auf und nieder. Zuweilen aber blieb sie stehen und hob die Hände gefaltet zum Himmel empor, o! als wollte sie ihn um Schutz anflehen. Dann warf sie sich auch vor einem Sessel auf die Kniee nieder, stützte ihre Arme auf dessen Kissen und verbarg das Gesicht darauf.

So blieb sie lange liegen, und als sie sich endlich aufrichtete, als sie auf demselben Sessel Platz nahm, trocknete sie sich wiederholt die Augen mit einem Taschentuche; der Marquis konnte daher deutlich wahrnehmen, daß sie weinte.

Am liebsten wäre Herr von Autremont zu ihr hinübergeeilt, hätte sie getröstet, hätte ihr bekannt, daß sie schon längst ein Gegenstand seiner innigsten Theilnahme gewesen, die sich bei ihren vielen guten Eigenschaften, wenn er mit ihr in Umgang träte, in ein wärmeres Gefühl verwandeln würde; hätte ihr allenfalls seine Hand angeboten und ihr die Zusicherung ertheilt, daß sie durch die Tyrannei ihres Vaters nicht mehr zu leiden brauche; hätte diesem gesagt, daß, im Fall er den Prozeß verliere, er ihn anderer Art entschädigen wolle, was ihm möglich sei, weil er dazu Vermögen genug besitze; denn in diesem Augenblicke dachte er nicht daran, daß dieses zwar allerdings bedeutend, jedoch keineswegs so groß

war, daß er beträchtliche Summen davon tren=
nen und sie an Andere geben konnte.

Aber Alles, was Herr von Autremont am lieb=
sten gethan hätte, ging doch unmöglich an; es
vertrug sich nicht einmal mit der Vernunft, weil
er Luzie Overton nur von Ansehen kannte, kaum
dreimal sie in der Nähe gesehen hatte, als sie mit
ihrem Vater in eine in der zweiten Straße befind=
liche Kirche ging, und er mithin nicht wußte, ob
sie im Umgange eben so seinen Beifall finden würde,
wie ihre äußere Erscheinung ihm wohl gefiel, und
täglich besser.

An Luziens Verhältnisse dachte der Marquis
nicht einen Augenblick dabei; sie konnten, mochten
sie sein wie sie wollen, kein Hinderniß für ihn ab=
geben, ihr seine Hand anzubieten; denn daß sie kein
Vermögen besaß, war doch der schlimmste Fall,
und darauf war er vorbereitet, oder vielmehr er
wußte es bestimmt von dem Sachwalter ihres
Vaters. Der Umstand aber durfte ihm gleich=
gültig sein und war es auch; nur von ihr ge=
liebt wollte er werden, nur sich fest überzeugen,
ob er auch dann so wie jetzt sie lieben würde,
wenn er sie näher kennen lernte, und daß ihm kein
Mittel einfiel, wie er dazu gelangen konnte, das
brachte ihn in eine Gemüthsstimmung, in der er
bald nicht mehr wußte, was er anfangen sollte.

So rückte der Morgen heran, ohne daß Luzie

ihr Licht auslöschte, noch sich zu Bette legte; vielmehr blieb sie wach, bis ihr Vater aufstand.

Nun konnte Herr von Autremont deutlich wahrnehmen, daß sie nebenan zu diesem in das Zimmer kam und ihm wie gewöhnlich beim Ankleiden behülflich war, bis kurz vorher, ehe er sie verließ, um sich zu seinem Sachwalter zu begeben, in der sichern Ueberzeugung, daß er den Prozeß gewonnen habe, weil das Gegentheil ihn nicht glaubbar dünkte, so oft Luzie ihn beschworen hatte, nicht zu fest daran zu glauben, weshalb sie auch nun in wahrer Todesangst daran dachte, welche furchtbare Wirkung es auf ihn machen könnte, wenn er die Vernichtung seiner Hoffnungen erleben würde.

Um neun Uhr verließ Lord Overton seine Tochter, ungehalten darüber, daß sie mit Thänen ihn umarmte, weil er keinen Grund dazu anerkennen wollte, und eilte mit schnellen Schritten nach der Behausung seines Sachwalters.

Gegen jede übliche Sitte öffnete Luzie gleich, nachdem er weggegangen war, ein Fenster, bog sich weit hinaus und verfolgte ihn mit ihren Blicken, so weit sie ihn nur noch sehen konnte; darauf schloß sie wieder das Fenster, ließ sich nahe dabei in einen Sessel nieder und weinte heftig; denn sie empfand gewiß ein Vorgefühl von dem harten Schlage des Schicksals, der sie aus einem schon

längst umwölkten Himmel ihres Glückes nun für gewiß bedrohte.

Herr von Autremont sah allem diesem zu und würde nicht im Stande gewesen sein, irgend ein Geschäft zu verrichten, das Nachdenken erfordert hätte, auch wenn die dringendsten ihm vorgekommen wären; denn seine Besorgnisse nahmen Ueberhand, seitdem er Luzie leiden, seitdem er sie Thränen vergießen sah.

Er kleidete sich daher weit schneller an als gewöhnlich und stellte sich dann an ein Fenster, um die Zurückkunft des Lords Overton zu erwarten, weil er gewiß war, daß er diesem ansehen konnte, wie es mit seiner Angelegenheit stand. Deßhalb sah der Marquis jetzt noch öfter die Straße hinab, als Luzie, die noch immer unbeweglich auf einer Stelle saß und wahrscheinlich betete; denn sie hatte die Hände gefaltet.

In dieser gegenseitigen Spannung vergingen über drei Stunden; endlich bemerkte Herr von Autremont, daß Mr. Norton mit beflügelten Schritten, den Hut in der Hand, auf das Haus zu eilte, in welchem Lord Overton seine Wohnung hatte, und in der nächsten Minute befand er sich auch schon in dessen Zimmer.

Der Marquis sah nun ganz deutlich, daß Lu-

zie aufsprang und ihm bis an die Thüre entgegeneilte, aber gleich, die Hände ringend, im Zimmer umherlief und dem Anscheine nach sich beschäftigte; doch womit, das konnte Herr von Autremont nicht unterscheiden und nur sehen, daß sie hin und her eilte, auch daß ihr Aufwartemädchen zu ihr gekommen war und darauf gleich aus dem Hause stürzte.

Im nächsten Augenblicke zog der Marquis die Klingel an und befahl dem darauf eintretenden Claude, er möchte drüben auf Jenny's Zurückkunft warten und sie fragen, was vorgefallen sei.

Gleich darauf stürzte Mr. Norton eben so eilfertig wieder weg, wie er gekommen war, und Luzie fuhr fort sich zu beschäftigen.

Endlich kam Jenny zurück, sprach lebhaft mit Claude einige Worte, worauf sie in das Haus eilte, und er eben so schnell zu seinem Herrn, der ihm schon an der Treppe entgegenkam und ihm zurief. „Nun, Claude, was für einen Bescheid bringst Du?“

„Eben keinen sehr erbaulichen,“ lautete die Antwort; „den alten Herrn hat der Schlag gerührt.“

„Mein Gott! er ist todt?“ fragte der Marquis erschrocken.

„Nein, noch nicht,“ erwiederte Claude; „jedoch ist er nahe am Sterben, und Mr. Norton,

der eine unüberwindliche Furcht vor Todten hat, will ihn gleich nach seiner Wohnung tragen lassen."

„Welches Aufsehen wird das machen!" rief Herr von Autremont aus. „Die arme Lady Overton! wie sehr beklage ich sie!"

„Aufsehen?" sagte Claude, „das wohl nicht. Sie setzen den Sterbenden in eine Sänfte, und diese kann bis in sein Zimmer getragen werden; es erfährt daher Niemand auf der Straße etwas von dem, was vorgeht."

„Aber — können wir denn gar nichts zur Erleichterung ihres harten Schicksals beitragen?" fragte der Marquis sich selbst, indem Claude an das Fenster eilte und gleich darauf ausrief: „Ach, da bringen sie ihn schon!"

Herr von Autremont dachte jetzt nur daran, was Luzie leiden, was für einen Eindruck es besonders auf sie machen würde, wenn unbekannte Männer ihr den Vater — vielleicht schon als Leiche ins Zimmer brächten, und ohne sich lange zu besinnen, was er thun sollte, eilte er hinüber nach dem dermaligen Schauplatz einer sehr traurigen Katastrophe. Zugleich befahl er Claude, ihm zu folgen, um ihm bei dem Herausheben des Lords aus der Sänfte hülfreiche Hand zu leisten.

Mit ihr zugleich trat der Marquis in das Zimmer des Lords Overton, wo ihnen Luzie ent-

gegeneilte und nur darauf Acht gab, wie man ihren Vater heraushob, auch auf sein Bett legte, ohne daß sie die Gegenwart eines Fremden zu bemerken schien, der am thätigsten dabei zu Werke ging.

Luzie weinte nicht; aber aus ihren Zügen sprach ein tiefer Schmerz, als sie gleich beim ersten Blicke wahrnahm, wie sehr wenig Hoffnung für die Erhaltung ihres Vaters vorhanden war; denn er lag mit geschlossenen Augen da, hatte das Bewußtsein verloren und schien kaum mehr zu athmen.

Die Sänftenträger hatten sich, nachdem sie von dem Marquis ihren Lohn erhalten, entfernt, und er beschäftigte sich damit, den ganz starren Körper zu beleben, wobei Luzie ihm Beistand leistete und endlich zu ihm sagte: „Ach, bester Herr Docter, ist denn gar kein Funken von Hoffnung mehr für mich vorhanden?“

„Sie irren, theure Lady,“ antwortete Herr von Autremont, „wenn Sie mich für einen Arzt halten.“

„Wie!“ sagte sie gedehnt, „Sie sind nicht der Arzt?“ Ihre Blicke drückten Erstaunen und die Frage aus: Wie kommen Sie denn hier in das Zimmer meines Vaters und dazu, ihm Dienste zu leisten?“

„Nein,“ erwiederte er, „ich bin kein Arzt; wenn

Sie aber von mir glauben, daß ich den innigsten Antheil an Ihrem harten Schicksale nehme, und darum mir gestatten wollen, daß ich hier bei Ihnen verweilen darf; wenn Sie ferner so gütig sind, jeden Dienst, den ein wahrhafter Freund Ihnen leisten möchte, von mir anzunehmen: so würden Sie mich unendlich dadurch beglücken.

„Ach," erwiederte ihm Luzie, und jetzt erst drangen Thränen aus ihren Augen „ich stehe so allein und hülflos in einer mir beinahe fremden Stadt, in der ich außer unserm Geschäftsführer Niemand kenne, daß ich es als eine Wohlthat betrachten muß, wenn ein rechtlicher Mann sich meiner annimmt. Daß Sie jedoch ein solcher sind" — Luzie richtete den Blick prüfend auf ihn, worauf sie fortfuhr: „Ja, das traue ich Ihnen zu."

„Und Sie sollen sich wahrlich nicht täuschen!" unterbrach sie der Marquis: worauf er hinzusetzte, „Aber vor Allem ist es doch nöthig, daß wir nach einem Arzte schicken.

Es that ihm ganz unbeschreiblich wohl, daß er sich mit Lady Overton in eine gewisse vertrauliche Verbindung setzen konnte, und deßhalb fuhr er fort: „Ich werde sogleich das Nöthige besorgen."

„Jenny ist bereits nach einem Arzte gelaufen," erwiederte Lady Overton; „daher kam das Miß-

verständniß, die Verwechselung, daß ich Sie, mein Herr, dafür ansah."

„Mylady," sagte nun der Marquis, als er kommen hörte, „man möchte meinem Hiersein eine böse Deutung geben, wenn ich weder als Verwandter von Ihnen auftrete, noch Ihnen sonst in näherer Beziehung zur Seite stehe. Erlauben Sie daher gütigst, daß ich mich Ihren Verlobten nenne; denn es steht ja später ganz bei Ihnen, mich zu verabschieden, wenn Sie London wieder auf immer verlassen, und nur ich habe dann darunter zu leiden."

Mit einer Mischung von Erstaunen und Erschrecken sah Lady Overton den Marquis an; allein es blieb ihr keine Zeit mehr übrig zu antworten, indem eben Jenny mit dem Arzte, der am nächsten wohnte, zurückkehrte. Jener aber flüsterte ihr noch leise zu: „Glauben Sie mir, es ist gut so; es kann Ihres Rufes wegen nicht anders sein."

Vielleicht hätte sie dieser Vorfall noch mehr beunruhigt, wenn der Arzt nicht ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätte; allein er sollte ja nun über Leben und Tod ihres Vaters entscheiden. Sie hatte daher nur Blicke für ihn, nur Ohren für jedes seiner Worte.

Er untersuchte den Zustand des Lords Overton

und sagte endlich, den Marquis erblickend: „Sie sind wohl der Bruder dieser jungen Dame?“

„Nein!“ antwortete Herr von Autremont.

„Ich meinte nur, weil ich Sie hier fand,“ versetzte der Arzt, „so müßten Sie entweder —“

„Ihr Bruder, oder ihr Verlobter sein,“ unterbrach ihn der Marquis. „Sie haben Recht, ich bin mit Lady Overton verlobt und Gesandter des Königs von Frankreich, Marquis von Autremont, der Sie bittet, ihm die Wahrheit über den Zustand des Kranken hier zu sagen.“

Luzie hatte mit zunehmendem Erstaunen vernommen, wer der Mann war, der sich ihren Verlobten nannte, und ihre Blicke hafteten auch dann noch auf ihm, als der Arzt antwortete: „Es ist kein Kranker mehr, den Sie hier vor sich liegen sehen, sondern leider schon ein Todter, Herr Marquis.“

Dieser Ausspruch erweckte Luzie aus der halben Betäubung, in welche versunken sie dastand und Herrn von Autremont betrachtete; denn sie besann sich nun, daß sie ihn wirklich drüben im Hotel des französischen Gesandten hatte am Fenster stehen sehen. Als sie sich aber von ihrem Verluste überzeugt hatte, schrie sie laut auf und sank vor dem Bette ihres Vaters nieder auf die

Kniee, küßte seine schon erstarrte Hand und weinte leise, aber schmerzlich.

Eine ganze Weile standen alle Anwesenden still in einem Kreise um den Todten; endlich aber sagte der Arzt: „Ich darf es nicht länger zugeben, daß Sie so ungehindert Ihrem Schmerze nachhängen, meine theure Lady, weil Sie sich damit den größten Schaden zufügen. Auch giebt es nun so viele Besorgungen für Sie, die Ihnen zu erfüllen heilig sein werden, weil sie sämtlich Ihren lieben seeligen Entschlafenen angehen. Sie müssen daher sich jedenfalls zu fassen suchen.“

„Ach, wie furchtbar ist es, jetzt an ein Geschäft zu denken!“ rief nun Luzie mit einem Strom von Thränen aus.

„Nein, das dürfen, das sollen Sie nicht, Mylady,“ sagte der Marquis; „ich werde Alles, was nöthig ist, besorgen, und nicht einmal Ihre Wünsche brauchen Sie zu verlautbaren; denn ich will sie errathen. Nicht wahr, Sie würden es gern haben, wenn die Leiche nicht hier beigesetzt würde, sondern wenn ich sie nach dem Gute bringen ließe, das Lord Overton bewohnt hat.“

Luzie sah ihn mit einem seelenvollen Blicke an, lächelte durch Thränen und nickte mit dem Kopfe, worauf er fortfuhr: „Gut, es soll Alles zweckmäßig zur Erfüllung Ihres Wunsches eingeleitet werden, auch das, was hier geschehen muß, um das Gesetz

und die eingeführte Sitte zu befriedigen, Sie können sich darauf verlassen. Aber um das zu können, muß ich mich für kurze Zeit von Ihnen entfernen; jedoch werde ich bald zurückkommen, und dann sprechen wir weiter über diese Sache."

Der Marquis küßte Luzien die Hand, zog den Arzt in ein Fenster, flüsterte ihm leise zu, daß er die Bezahlung für seine Bemühung noch desselben Tages erhalten solle, und verfügte sich darauf zu der Hauswirthin, der er auftrug, ihm mit christlicher Liebe beizustehen, indem er beabsichtige die Leiche seines Schwiegervaters erst hier mit allen Ceremonien der Kirche einsegnen, dann aber nach seinen Gütern abführen zu lassen.

Mistreß Olmer erstaunte nicht geringe, als sie erfuhr, daß der französische Gesandte, den sie niemals bei Lord Overton gesehen, dessen Eidam sei; allein er ließ ihr nicht lange Zeit, darüber nachzudenken. Vielmehr ersuchte er sie nur noch, die Erstattung aller Kosten von ihm zu entnehmen, und bat sie dringend, Alles, was sie anordnen würde, so schön und prächtig wie möglich einzurichten.

Mistreß Olmer versicherte, daß sie sich schon seine Zufriedenheit erwerben werde, und traf gleich die nöthigen Anstalten zur Befriedigung seiner Wünsche, worauf sie sich selbst hinauf zu Luzien verfügte und sie auch nicht eher wieder verließ,

bis man den Lord seinem Stande gemäß angekleidet und in einem kostbaren Sarge, den das nächste Magazin dazu geliefert, in ein unbewohntes Zimmer gebracht hatte.

Indessen war der Marquis in seine Wohnung gegangen; denn er wollte nicht mit Luzien in Gegenwart der Mistreß Olmer sprechen. Hier warf er sich in einen Sessel und dachte darüber nach, was er gethan hatte.

Der Marquis mußte sich gestehen, daß Jedermann, der davon Kenntniß bekäme, es für eine unverzeihliche Uebereilung halten müßte, wenn er es noch ganz gelinde beurtheilen wollte; allein es reute ihn keinen Augenblick. Ja, er dachte sogar mit wahrer Herzensangst daran, daß Luzie nur für den bestehenden Augenblick, weil er sie so damit überrascht habe, daß sie sich nicht widersetzen konnte, ihn als ihren Verlobten annehmen und das so schnell von ihm geschürzte Band gleich wieder lösen würde, sobald sie seines Beistandes nicht mehr benöthigt sei; denn nun er sie in der Nähe gesehen, nun er sie gesprochen, fühlte er untrügbar, daß er sie liebte, und besonders ihre Thränen übten einen Zauber auf sein Herz aus. Er konnte daher zu keiner Ruhe gelangen, sondern maß entweder sein Zimmer mit großen Schritten, oder stand am Fenster und sah unverwandt hinüber nach der Geliebten Wohnung.

Kurz vor Tisch sah er Mr. Norton dahin gehen und schickte ihm schnell Claude nach, der ihn ersuchen mußte, erst zu ihm zu kommen, bevor er Lady Overton einen Besuch abstatte, worauf Jener gleich nachher bei dem Marquis sich einfand, der ihm entgegenrief: „Aber, ich bitte Sie, mein Herr — was für ein Umstand führte wohl diese Unglückskatastrophe herbei, welche Lord Overton den Tod brachte?“

„Was für ein Umstand?“ sagte Mr. Norton ganz gelassen. „Lord Overton hat leider seinen Prozeß verloren, und als ich ihm das Erkenntniß vorlas, rührte ihn augenblicklich der Schlag. Das war die ganze Begebenheit.“

„Ist es denn eine so sehr bedeutende Summe, um welche es sich handelt?“ fragte der Marquis.

„Allerdings,“ antwortete der Notar; „es ist die Rede von dem Abtreten eines Gutes, das Lord Overton bei weitem mehr einbrachte als das, welches er dermalen bewohnt, und dann, Herr Marquis, machen auch die aufgelaufenen Kosten des Prozesses ein beträchtliches aus. Diese muß er nun innerhalb vier Wochen sämmtlich bezahlen. Wo aber soll so schnell das Geld dazu herkommen? Ich kenne die Vermögensumstände des seeligen Lords genau, so genau, wie vielleicht kein Mensch auf der Welt, weil er mir von jeher sein ganzes

Vertrauen geschenkt hat, da er wußte, daß ich ihm mit Leib und Seele ergeben war."

„Und Sie ließen ihn doch als Sterbenden fort aus Ihrem Hause tragen?" sagte der Marquis mit strengem Tone; „einen so weiten Weg über die Straße?"

„Ich liebe in allen Stücken die Ordnung," erwiederte Mr. Norton, „und in der Ordnung war es, daß der Lord, wenn er nun einmal sterben wollte, oder vielmehr sterben mußte — denn mit freiem Willen wird es nicht geschehen sein — in seiner Wohnung, auf seinem Bette und in Gegenwart seiner Tochter starb. Darum ließ ich ihn dahin bringen, wohin er eigentlich gehörte."

„Und auch darum, weil Sie sich vor dem Tode fürchten," unterbrach ihn der Marquis, „und den unangenehmen Gast gern aus Ihrer Nähe zu entfernen wünschten. Ist es nicht so, mein Herr Notar?"

„Nun, wenn es denn Ew. Gnaden durchaus wissen wollen," sagte Mr. Norton, seine Verlegenheit überwindend „so muß ich Ihnen wirklich bekennen, daß ich gewaltigen Respekt vor dem Mann mit der Sense habe und sein getreues Ebenbild nicht gern in der Nähe sehe. Ich bin noch in den besten Jahren."

„Zum Kuckuck, Herr," fiel ihm der Marquis

lachend in die Rede, „ich halte Sie über die Sechzig hinaus, und das nennen Sie die besten Jahre?“

„Ich kann in Wahrheit nicht genau angeben, wie alt ich bin,“ versetzte der Notar, „weil ich meinen Taufschein schon lange verloren habe; aber jedenfalls fühle ich mich noch so rüstig, daß ich einem Vierziger nicht nachstehen will.“

„Nun, ich wünsche Ihnen von Herzen, daß es noch lange so bleiben mögte,“ erwiederte der Marquis und hatte Mühe, das Lachen zu verbergen, welches ihn unwillkürlich anwandelte; denn der Notar sah so hektisch und dem Tod nahe verwandt aus, daß man annehmen konnte, dieser werde seine Beute bald abholen.

„Danke, danke ganz unterthänig, Ew. Gnaden, für Ihre freundliche Gesinnungen,“ sagte der Notar und machte Anstalt, sich zu entfernen. Allein der Marquis verhinderte es, indem er fortfuhr: „Wieder auf Lord Overton und seinen unglücklichen Prozeß zu kommen, ist denn keine Appellation einzureichen?“

„Geht nicht mehr, Ew. Gnaden,“ antwortete der Notar, „ist Alles schon geschehen — bin heute zum letztenmale zurückgewiesen worden, kann leider keine Feder mehr in der Sache anrühren. Die Kosten müssen bezahlt, und das Geld dazu von der Familie Overton aufgetrieben werden.“

„Damit halten Sie sich nur an mich, hören

Sie, mein Herr, nur an mich," sagte der Marquis, nachdem er ein paar Augenblicke darüber sich besonnen hatte; „mir bringen Sie die Rechnung."

„Kann gleich damit aufwarten," erwiederte Mr. Norton seelenvergnügt, „kann gleich damit dienen, denn ich führe sie bei mir. Wollte mit Lady Overton über die Sache sprechen."

„Wie!" unterbrach ihn der Marquis, „heute schon, gleich nach dem Absterben ihres Vaters? Das wäre ja mehr als grausam von Ihnen gewesen. Ich kann es Ihnen nicht zutrauen."

„Gehört zur Ordnung, Herr Marquis, es gehört gewiß und wahrhaftig zur Ordnung."

„O, so hole diese der Teufel, wenn sie Unmenschlichkeiten zum Gesetz macht!" rief Herr von Autremont sehr böse aus.

„Das war aber nicht die einzige Ursache, um dererwillen ich Lady Overton meinen Besuch abzustatten dachte," versicherte der Notar, „nicht die wichtigste. Ich habe ihr einen Vorschlag zu machen, der hoffentlich ihr Herz mit großer Freude erfüllen wird."

„Darf ich erfahren, was Sie noch sonst zu sagen haben?" fragte Herr von Autremont. „Sie wissen, welchen Antheil ich an dem Schicksale der Unglücklichen nehme."

„In der That, den wärmsten von der Welt

bethätigen Sie," antwortete der Notar, „denn die Prozeßkosten betragen, wie Ew. Gnaden sich werden überzeugt haben —

„Lassen Sie das jetzt, unterbrach ihn der Marquis; „es ist meine Sache, und genug, daß ich sie bezahle. Sagen Sie mir lieber den Inhalt Ihres Auftrages, mein Herr — versteht sich gegen eine gute Belohnung, und wenn es kein Geheimniß anbetrifft."

„Nun," sagte der Notar, „ein solches ist es eigentlich allerdings; indessen habe ich zu viel Respekt vor Ew. Gnaden, als daß ich es Ihnen vorenthalten möchte."

Der Marquis schob Mr. Norton einige Goldstücke in die Hand, und dieser, nachdem er eine Menge Bücklinge gemacht hatte, fuhr fort: „Ich habe von Sir Edmund Graham, demselben jungen Manne, gegen welchen Lord Overton den Prozeß verloren hat, den Auftrag erhalten, Lady Luzie zu sagen, wie ihre Familie dennoch das Gut behalten kann, so lange Lady Overton, die Mutter, am Leben bleibt. Dann — nach ihrem Absterben, müßte es freilich an Sir Edmund zurückfallen. Indessen würde dieser für jedes zu der Zeit noch unversorgte Kind der Lady eine bestimmte Rente jährlich aussetzen, welche er so lange auszahlte, als derjenige, oder diejenige, welche sie bezöge, ihrer benöthigt wäre."

„Ei, der Vorschlag ist ganz vortrefflich," sagte der Marquis, „und Lady Luzie wird gewiß gern ihre Mutter überreden, ihn anzunehmen. Aber — nennen Sie mir doch gefälligst die Bedingungen, unter welchen er gemacht wird."

„Sehen Ew. Gnaden," versetzte der Notar, „Lady Luzie Overton ist ein verständiges, gesetztes Mädchen. O, ich kann es betheuern, daß sie solchen Ernst besitzt, wie nicht leicht eine andere junge Dame. Es ist daher auch wohl zu glauben, daß sie von jeder Sache die rechten Ansichten hat und mithin gern dazu geneigt sein wird, ihre ganze Familie vor Unglück zu bewahren; denn ich sage Ew. Gnaden, es bleibt gewiß nicht einmal von dem Vermögen des Lords Overton so viel übrig, daß Sie die Auslagen der Gerichtskosten werden zurückerstattet bekommen."

„Lassen Sie das meine Sorge sein," sagte der Marquis mit halbem Unwillen, „und theilen mir schnell die Bedingungen mit, welche Sie Lady Luzie zu stellen haben, wenn der Vorschlag, den Sie mich eben haben wissen lassen, zur Ausführung soll gebracht werden."

„Nun," erwiederte der Notar, „Sir Edmund Graham bietet ihr seine Hand an. Willigt sie ein, Lady Graham zu werden, so ist die Sache abgemacht, und ich denke sie wird es; denn Sir Edmund ist jetzt schon sehr reich, und wenn sein Oheim,

Lord Nellvill, stirbt, so erbt er auch noch dessen großes Vermögen, wie seinen Rang und Titel."

„Wie sieht Sir Edmund aus?" fragte der Marquis, „ich traf neulich einen dieses Namens in der Abendgesellschaft des Lords Russel. Jener fiel mir seiner besonderen Häßlichkeit wegen auf — doch nein, dieser Sir Edmund kann der nicht sein, den Sie meinen. Er war stark verwachsen, hatte schiefe Beine, ganz rothe Haare und schielte fürchterlich. Man wußte nie, wen er ansah, wenn er mit jemand sprach. Den meinen Sie doch sicher nicht?"

„Er besitzt viele gute Eigenschaften," erwiederte der Notar, „geht vorsichtig mit seinem Gelde um, ist kein Spieler, kein Trinker und schweift sonst nicht aus." —

„Wie! was!" unterbrach ihn Herr von Autremont mit einer Mischung von guter Laune und Zorn, „diese Mißgeburt ist es wirklich, die Sie meinen, und Sie glauben in der That, daß Lady Overton in Ihren Vorschlag einwilligen wird?"

„Es bleibt ihr anders nichts übrig," sagte der Notar, die Achseln zuckend; „thut sie es nicht, so bringt sie ihre Familie an den Bettelstab."

„Nein, nein, es ist nicht möglich; mit der Meerkatze kann sich unmöglich dieser Engel ehelich verbinden!" Diese Worte sagte der Marquis mit besonderer Heftigkeit, während er im Zimmer auf

und nieder lief; endlich aber fragte er: „Kennt Lady Luzie Overton dieses menschliche Ungethüm?“

„Sie verstehen darunter Sir Edmund?“ fragte der Notar, worauf er, ohne eine Antwort abzuwarten, fortfuhr: „Ich glaube nicht, daß sie ihn kennt.“

„Herr Notar,“ sagte der Marquis nun nach einigem Nachdenken, „ich ertheile Ihnen hiermit einen Auftrag; wenn Sie ihn ausrichten, so sollen Sie eine gute Belohnung von mir erhalten, und Sie wissen, daß ich nicht karg bin.“

„Nein, gewiß nicht,“ betheuerte der Notar; „deßwegen werden Sie mich auch zu jedem Dienste bereit finden, den Sie nur irgend von mir fordern mögen.“

„Nun,“ sagte der Marquis „so hören Sie. Heute und morgen sprechen Sie noch kein Wort mit Lady Luzie Overton über diese Angelegenheit. Dann aber, wenn es geschehen ist, sagen Sie **mir**, zu was sie sich entschlossen hat, noch bevor Sie Sir Edmund damit bekannt machen. Hören Sie, mein Herr, nicht **ihm**, sondern **mir**, das ist dabei die Hauptsache.“

„Verlassen sich Ew. Gnaden fest darauf,“ versicherte der Eigennützige, „jedes Wort, das Lady Overton aussprechen wird, sollen Sie wieder erfahren, und — was meinen Sie, ob ich heute schon hinübergehe?“

„Sie finden den Todten noch im Wohnzimmer,“ antwortete der Marquis, überzeugt, daß er nur diese Unwahrheit auszusprechen brauchte, um den Notar von seinem Luzien zugedachten Besuche abzuhalten.

Wirklich erreichte er damit seine Absicht; denn der Notar sagte zusammenschaudernd: „Br! br! es ist gut, daß Sie mich von diesem Umstande unterrichtet haben. Nein, nun bringt mich keine Macht der Welt hin.“

Darauf empfahl er sich, und Herr von Autremont hatte auch nicht Lust, ihn länger aufzuhalten.

Am Nachmittage ging der Marquis hinüber zu Lady Overton, die er allein fand.

Sie saß in der Nähe des Kamins und hatte den Arm auf ein kleines Tischchen gelegt, den Kopf aber in die Hand gestützt. So in Gedanken vertieft hörte sie nicht einmal, als er leise die Thür öffnete, sondern fuhr erst auf, indem er sie anredete und sie fragte, wie sie sich befinde.

„Gott ist gnädig gegen mich,“ gab sie ihm zur Antwort, während sie ihm einige Schritte entgegenging und sich verbeugend auf einen Stuhl zeigte, den er annahm, indessen sie fortfuhr: „Er giebt mir Kraft, damit ich zu ertragen vermag,

was er über mich verhängt hat. Ach," rief sie, in Thränen ausbrechend, aus, „er wird ja auch fernerhin mich nicht verlassen."

„Nein, gewiß nicht," sagte der Marquis, „denn wer verdiente mehr seinen Schutz als Sie. Aber Gott, müssen Sie annehmen, Mylady, bedient sich der Sterblichen als Werkzeuge, durch welche er Ihnen seinen Beistand zukommen läßt. O, möchten Sie geneigt sein, mich als solches zu betrachten, sich meiner, wo Sie Rath und Hülfe bedürfen, zu bedienen."

„Sie sind so gütig gegen mich, Herr von Autremont," erwiederte Luzie stockend und senkte die schönen dunkeln Augen zu Boden, „so sehr freundlich, und doch habe ich nicht die Ehre, mehr von Ihnen gekannt zu sein, als von Ansehen."

„Genug, um zu wissen, daß Sie im höchsten Grade die Achtung jedes Redlichen verdienen," erwiederte der Marquis. „Ach, gewiß, Mylady ich schätze Sie mehr, als ich es auszusprechen vermag, und bitte Sie, in jeder Beziehung über mich zu befehlen."

Luzie neigte den Kopf, als Zeichen des Dankes; darauf sagte sie: „Mistreß Olmer hat mir gesagt, daß Sie die Güte gehabt haben anzuordnen, wie es mit der Leiche meines theuern Vaters gehalten werden soll."

„Und jetzt komme ich her, um Sie zu fragen, ob Sie mit mir einverstanden sind, daß wir den Sarg erst in die St. Paulskirche bringen lassen, welche uns die nächste ist, und dann dahin gleich das Fuhrwerk bestellen, auf dem er fort nach Covelain-Hall gebracht wird — nämlich wenn der letzte Termin dazu wird eingetreten sein."

„Ich bin ganz damit einverstanden," antwortete Luzie; „allein," setzte sie verlegen hinzu, „mein seliger Vater liebte keinen Pomp, und auch ich bin keine Freundin davon; also bitte ich Sie herzlich, daß Sie die Güte haben wollen, Alles so einfach wie möglich einrichten zu lassen."

„Seien Sie unbesorgt deßhalb," erwiederte Herr von Autremont, der den wahren Grund errieth, um dessentwillen Luzie diese Bitte aussprach; „übertriebener Luxus ist auch nicht meine Sache."

„Und —" fuhr sie stockend fort, „ich weiß nicht, wie die Sitte ist, ob die Ausgaben erst nachher zu berichten sind, gegen Quittungen, oder ob Manches voraus bezahlt werden muß."

„Das werde ich Alles durch Mistreß Olmer erfahren und ihr das Geld dafür einhändigen," sagte der Marquis.

„O, haben Sie nur die Güte, sie an mich zu weisen," bat Luzie mit verbindlichem Tone.

„Das wäre unnöthig," sagte der Marquis,

„denn ich hatte noch mehr an Ihren seligen Herrn Vater zu zahlen, als nun die Ausgaben für ihn betragen werden.“

„Sie?“ fragte Luzie mit gedehntem und ungläubigem Tone; „es ist unmöglich!“

Herr von Autremont erwiederte sehr ernst: „Fragen Sie nur gütigst ihren Rechtsfreund; er wird es Ihnen bestättigen. Er hatte an einen Bekannten von mir Pferde von seinem Gute Covelain-Hall abliefern lassen, und ich den Auftrag erhalten, diese an Lord Overton zu bezahlen. Allein er wollte das Geld immer noch nicht von mir annehmen und meinte, es könnte eine Zeit eintreten, wo er es nöthiger brauchte als gegenwärtig. Freilich dachte er nicht an die seines Todes, sondern sprach von Kosten, die er vielleicht zu bezahlen bekommen würde. Genau weiß ich mich nicht zu erinnern allein ich denke, er erwähnte eines verlorenen Prozesses.“

Luzie sah den Marquis voll Erstaunen an, während er sprach, und sagte nun wie halb in Gedanken verloren: „Pferde hätte mein Vater verkauft? — Es ist wahr, er that es zuweilen, oder er machte einen Tausch; aber von diesem Geschäfte hat er nie mit mir gesprochen — am wenigsten gegen mich erwähnt, daß er von irgend Jemand hier Geld zu fordern hat. Auch kann ich es nicht begreifen, daß er daran gedacht haben

soll, dieses Geld zur Deckung der Prozeßkosten aufzubewahren, da es ihm leider nie eingefallen ist, daß es möglich wäre, er könne diesen Prozeß verlieren.

„Ach,“ setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „hätte er sich diesen Fall lieber vorgestellt, so würde er ihm vielleicht nicht den Tod gebracht haben, nun er eingetreten ist.“

„Ich gestehe Ihnen, Mylady,“ sagte der Marquis, „daß ich von allen diesen Verhältnissen nichts weiß; denn ich habe Ihren seligen Herrn Vater nicht selbst gesprochen, bloß durch seinen Geschäftsführer. Nur davon bin ich gewiß überzeugt, daß sein Geld noch unberührt bei mir liegt, und daß es eine Summe ist, wodurch nicht nur jede Auslage der Mistreß Olmer gedeckt werden kann, sondern gewiß auch die Prozeßkosten zu bestreiten sind.“

„Unmöglich!“ rief Luzie mit zunehmendem Erstaunen aus, „so viel Geld kann er doch nicht für den Verkauf einiger Pferde bekommen haben!“

„Es müssen doch wohl sehr kostbare gewesen sein,“ entgegnete der Marquis, „und wenn es so ist, bleibt die Sache erklärlich.“

„Ach,“ rief Luzie sich selbst vergessend aus, „wenn es wirklich so ist, wie Sie sagen, Herr von

Autremont, so wäre ja der größte Theil meiner Sorgen jetzt gehoben."

„Es sollte mir sehr leid thun, wenn Sie in dieser Beziehung sich unnöthigerweise Sorgen geschaffen hätten," versetzte der Marquis, „da gar kein Grund vorhanden war."

Luzie sah ein, daß sie mit ihrem Ausrufe schon zu viel gesagt hatte, als daß sie jetzt auf halbem Wege stehen bleiben konnte. Ueberdies schien der Marquis ihr Vertrauen zu verdienen; denn mit welcher beinahe brüderlichen Sorgfalt hatte er sich ihrer angenommen, und wie zart war bei aller Aufmerksamkeit, die er ihr bewies, sein Benehmen gegen sie! Sie sagte daher nun, obgleich mit nicht geringer Verlegenheit und mit gesenktem Blicke: „Es wäre undankbar von mir, wenn ich Ihnen, Herr Marquis, nicht gern Eröffnungen machen wollte, die ich jedem Fremden vorenthalten muß, indem Sie nicht wie ein solcher gegen mich gehandelt haben, sondern wirklich wie ein Bruder es im Stande gewesen wäre."

„O, möchten Sie mich als solchen annehmen!" rief der Marquis lebhaft aus, „möchten Sie mir erlauben, so wie ein solcher für Sie zu sorgen!"

„Sie thun es ja," sagte Luzie und richtete den thränenfeuchten Blick auf ihn, indem sie fortfuhr: „Ach, Sie sind der Einzige, den ich hier in dieser großen Stadt außer den guten Menschen, die hier

im Hause sich befinden, und außer dem Notar Norton kenne. Würden Sie sich nicht meiner angenommen haben, so weiß ich nicht, was aus mir geworden wäre. Wie kann ich also Ihnen dankbar genug dafür sein?"

Luzie saß mit auf der Brust gefalteten Händen da; der Blick ihres Auges ruhte so ausdrucksvoll und dabei doch auch wieder so fromm auf ihm, sie sah überhaupt so schön, so engelgut aus, daß er am liebsten zu ihren Füßen niedergesunken wäre und sie mit seiner Liebe bekannt gemacht, sie um den Besitz ihrer Hand gebeten hätte. Allein er sah das Unpassende eines solchen Verfahrens ein, suchte den Sturm, der sein Gefühl in Bewegung setzte, zu beschwichtigen und antwortete auf ihre Frage: „Dadurch, daß Sie mich mit Ihrem Vertrauen beehren und mir jeden Auftrag ertheilen, den auszuführen Ihnen lästig fallen würde."

„Ja, ich will Ihnen vertrauen, Herr von Autremont," sagte Lady Overton, „denn Gott selbst scheint Sie zu mir gewiesen zu haben, er selbst es zu wollen, daß ich Ihres Rathes, Ihres Beistandes mich bedienen. Warum —"

Sie stockte und sah einige Minuten vor sich hin; denn es war das erste Mal, daß sie mit einem Fremden über Familienverhältnisse sprach, daß sie einem Fremden die Lage ihrer Eltern zum Theil enthüllte. Sie fuhr daher erst nach einer Pause

fort: „Dadurch, daß mein seliger Vater den Prozeß verloren, welchen er mit so vieler Hartnäckigkeit betrieben hat, verliert meine Mutter den bedeutendsten Theil ihrer Einnahme. Das muß ihr aber sehr drückend fallen, da sie, außer mir, noch fünf Kinder am Leben hat. Aus diesem Grunde — und weil sie überhaupt sehr nervenschwach ist, erfordert es die Nothwendigkeit, daß ihr die Nachricht von dem Tode meines Vaters sehr behutsam mitgetheilt wird, weil sie sonst zu sehr erschütternd auf sie wirken möchte. Ich sehe aber nicht ein, wie wir ihr Zeit lassen können; ihr Gefühl zu beschwichtigen, da ich doch jedenfalls mich nicht mehr länger hier in London aufhalten kann, als es die höchste Nothwendigkeit erfordert indem es unschicklich wäre, weil ich keine Dame meines Standes hier kenne, unter deren Schutz ich mich zu stellen vermöchte. Aus dieser Ursache müßte ich daher bald die Leiche meines Vaters nach Covelain-Hall bringen, und der einzige Brief, den sie vorher von mir empfinge, käme gewiß beinahe gleichzeitig mit mir zusammen bei ihr an.“

„Sie haben Recht,“ meinte der Marquis, „und so, wie Sie sagen, darf es durchaus nicht kommen; jedoch wie es sonst einzurichten ist, bedarf meiner besonderen Ueberlegung. Vorläufig, denke ich, wäre es gut, wenn Sie Lady Overton in einem Briefe mittheilten, daß ihr Gemahl krank geworden, und

dabei erwähnen Sie gütigst, daß er meine Bekanntschaft gemacht hat, berichten ihr auch, daß es mit dem Prozesse mißlich steht, und erwähnen, daß in jedem Falle die Kosten desselben mit dem Gelde könnten bestritten werden, welches ich nach meiner Aussage von Lord Overton in Händen habe.

„Wenn die Sache so eingeleitet wird,“ fuhr der Marquis nach einer kurzen Pause fort, „so kann der Umstand, daß Lord Overton die Prozeßkosten zu bestreiten bekommt, sie wenigstens nicht beunruhigen, und sie wird allmälig vorbereitet auf ihren Verlust, auch dann nicht erschreckt, wenn sie einen Brief von mir erhält, worin ich ihr über das bedenkliche Fortschreiten der Krankheit ihres Gemahls berichten will, und so täglich, bis endlich Lady Overton erfährt, daß Sie mit der Leiche schon bereits auf dem Wege nach Covelain-Hall sind und bald darauf bei ihr eintreffen werden. Früher aber sagen wir ihr auch nicht, daß der Prozeß verloren ist.“

Bei einiger Menschenkenntniß müßte Luzie Overton die besondere Fürsorge, welche ihr der Marquis zeigte, aufgefallen sein, und hätte sie einigermaßen darüber Betrachtungen angestellt, so hätte sie die Wahrheit errathen, daß er sie liebte. Sie wäre mithin schüchterner, vielleicht sogar mißtrauisch gegen ihn geworden und hätte am wenig-

sten offen mit ihm über ihre Familienverhältnisse gesprochen, wie sie es nun fortgesetzt that, weil sie nur glaubte, daß er aus christlichem Antriebe, wie jeder Menschenfreund an Andern, so auch er an ihr handele.

Dieses nahm der Marquis wahr und beschloß edelmüthig, es nie zu mißbrauchen; denn seine Grundsätze zeigten sich bei jeder Gelegenheit eben so bieder, wie überhaupt sein Charakter war.

Je länger sich Herr von Autremont mit Luzien unterhielt, je fester ward seine Ueberzeugung in seinem Innern festgestellt, daß sie ihn als seine Gattin beglücken würde, und noch mehr ihrer übrigen guten Eigenschaften wegen, als um ihrer äußern Vorzüge willen, obgleich wenigstens ihre hohe, edele Gestalt imponirend schön war. Er verließ sie daher gegen Abend mit dem festen Entschlusse, ihr jedenfalls seine Hand anzubieten, und sicherte Luzien zu, daß er am folgenden Vormittage sie wieder besuchen werde.

Bei dieser Zusage überflog ein Schimmer von Röthe ihre sonst jetzt blassen Wangen, und es umspielte ein freundliches Lächeln ihren Mund, als sie ihm dafür dankte und damit sein Herz erfreute.

Noch an demselben Abende verfügte sich Herr von Autremont selbst zu dem Notar Norton, um ihm zu sagen, was er Luzie Overton wegen des Pferdeverkaufes mitgetheilt hatte, und es für wahr auszugeben.

Mr. Norton schüttelte dabei zwar ungläubig den Kopf, allein er wagte es nicht seine Meinung laut werden zu lassen, da der Marquis abermals zwei Goldstücke neben ihn auf den Tisch gelegt hatte, weßhalb er auch versprach, jedenfalls Lady Overton zu sagen, wenn sie ihn danach fragen sollte, daß er von diesem Geschäft gewußt habe, und da der Marquis nun seiner Verschwiegenheit gewiß zu sein glaubte, so erlaubte er ihm auch, am folgenden Tage Lady Luzie Overton einen Besuch abzustatten.

Die Zeit bis zu der Stunde, wo er sich wieder zu Luzie Overton begeben konnte, brachte der Marquis zwar nicht ruhig, aber doch auch nicht unangenehm zu; denn er stellte darüber Betrachtungen an, wie sehr verschieden der Eindruck war, welchen sie auf sein Herz gemacht, von dem, welchen andere weit schönere junge Damen als sie bei ihm erweckt hatten. Er sagte sich selbst, wie sehr glücklich er sich fühlen würde, wenn sie ihm ihre Hand reichte, und quälte sich nur mit der Befürchtung, ob sie es auch möchte wollen. Dabei fiel ihm gleichfalls ein, und der Gedanke be-

ruhigte ihn einigermaßen, daß sie doch lieber Frau von Autremont würde werden wollen, als einem solchen Ungethüm von Häßlichkeit ihre Hand reichen, wie Sir Edmund eines war, den Niemand ansehen konnte, ohne dabei zu denken: ach, wie unglücklich muß sich doch eine Mutter fühlen, die solchen Sohn geboren hat, und wie unglücklich dieser von der Natur so sehr vernachlässigte Sohn selbst.

„Aber wie dann, wenn Luzie Overton schon bereits gewählt hat?“ fragte sich der Marquis zuweilen wieder; „wenn sie eben so wenig mich, als ihren häßlichen Vetter zum Gatten nimmt? Nun, diese Ungewißheit wird ja in wenigen Tagen ihr Ende erreichen.“

So tröstete sich Herr von Autremont am Schlusse seiner Betrachtungen und war am folgenden Tage sehr froh, als endlich kurz vor Tische seine Geschäfte es zuließen, daß er sich zu seiner liebenswürdigen Nachbarin begeben konnte.

Er fand sie in tiefe Trauer gekleidet und sehr blaß aussehend; allein ihre Reize wurden darum in seinen Augen nicht vermindert; vielmehr versetzte ihr Anblick ihn in Entzücken, und er konnte nur mühsam dieses Gefühl vor ihr verbergen.

Luzie theilte ihm mit, daß Mr. Norton — er hatte es am Abende so mit diesem verabredet, weil seine Ungeduld es nicht zuließ, daß er län-

ger auf eine Entscheidung seines Schicksals warten konnte — sie theilte ihm also mit, daß Mr. Norton bei ihr gewesen und sie damit bekannt gemacht habe, daß Sir Edmund schon bereits in London eingetroffen sei und die Absicht habe, sie am folgenden Tage zu besuchen.

„Ich kenne ihn nicht persönlich,“ setzte Luzie Overton hinzu; „denn so lange wir uns hier aufgehalten haben, war er von London abwesend, bis zu dem Tage, wo das Rechtsurtheil ihn damit bekannt machte, daß er den Prozeß gewonnen hat. Ach, ihm gewährte das Freude, was meinem Vater den Tod brachte.“

Luzie trocknete die Thränen, welche bei dieser Betrachtung unwillkürlich aus ihren Augen stürzten, und rang nach Fassung.

„Sir Edmund ist sehr häßlich,“ sagte Herr von Autremont nach einer kurzen Pause.

„Ich weiß es durch die Beschreibung, welche meine Eltern mir von ihm gemacht haben,“ erwiederte Luzie; „er jedoch will mich einmal auf dem Landgute gesehen haben, um dessentwillen so viele Jahre zwischen meinem Vater und ihm ein Prozeß geführt wurde, dessen richterliche Entscheidung jenem den Tod zuzog. Es ist möglich, daß er Recht hat; denn ich erinnere mich, daß eines Tages, als wir uns in Covelain-Hall befanden, es plötzlich hieß, er sei eben daselbst angekommen.

Allein mein Vater wollte nicht mit ihm zusammentreffen und verließ daher augenblicklich mit uns diese Besitzung, ohne daß ich Sir Edmund gesehen hatte; wenigstens kann ich mich dessen nicht erinnern."

„Hat Ihnen Mr. Norton sonst nichts von Sir Edmund gesagt?" fragte der Marquis. „Ich habe von einem Freunde gehört, daß er mit einem Vorhaben sich in Gedanken beschäftigen soll."

Abermals stürzten Thränen aus Luziens Augen, indem sie antwortete: „Ja, Sie sollen Alles wissen, Herr von Autremont; denn mit wem sollte ich sonst darüber sprechen? zu wem könnte ich ein solches Vertrauen fassen, als zu Ihnen? Sir Edmund hat mir seine Hand anbieten lassen und will unter der Bedingung, daß ich sie annehme, Covelain-Hall an meine Mutter gerichtlich abtreten, da er schon gegenwärtig dadurch, daß er eine reiche Tante beerbt, zu einem großen Vermögen gekommen ist und nach dem Tode seines Oheims ein noch weit bedeutenderes zu erwarten hat, mithin seine Einnahme nicht zu vermehren braucht."

„Welchen schlechten Charakter muß aber der Mann besitzen, welcher trotzdem im Stande war, um das Gut mit einem Familienvater, der viele Kinder besaß, zu prozessiren!" sagte der Marquis; „ich halte es für unbegreiflich."

„Sie haben Recht,“ entgegnete Luzie mit einem Seufzer; „auch habe ich nie seinen Charakter günstig für ihn beurtheilen hören.“

„Und — wenn es mir erlaubt ist zu fragen, Mylady, was werden Sie auf diesen Antrag antworten?“

Luzie vermochte nicht zu sprechen; sie bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen und weinte.

Der Marquis sah ihr erst gleichfalls schweigend zu, dann aber sagte er: „Diese Mißgestalt werden Sie doch nicht heirathen wollen?“

„Ich habe mir Bedenkzeit erbeten,“ erwiederte endlich Luzie, „und daß er bis zu dem Tage, wo er meine Entscheidung erhält, auch nicht einmal mit mir über die Sache sprechen will.“

„Wann werden Sie ihm Ihre Antwort ertheilen?“ fragte der Marquis theilnehmend.

„Ach, ich konnte den Termin ja leider nicht weit hinausschieben,“ antwortete Luzie mit Thränen, „da ich jedenfalls bald London verlassen werde.“

„Und sollten Sie wirklich noch unentschlossen sein, was Sie zu thun hätten, Mylady?“

„Herr von Autremont,“ sagte diese, „ich würde es meiner Mutter möglich machen, daß sie ohne Sorgen meine Geschwister erziehen und uns Alle erhalten könnte, wenn Covelain-Hall darum ihr

bliebe, weil ich das Glück meines ganzen übrigen Lebens dafür als Kaufgeld hingäbe."

Diese Worte wurden abermals durch ihre Thränen erstickt, und erst nach einer langen Pause vermochte sie hinzuzusetzen: „Dazu halte ich mich aber gegen meine theure Mutter verpflichtet; denn außerdem müßte sie Mangel leiden und eben so meine Geschwister, da mein Vater große Summen schuldig ist, und alles Einkommen von Covelain-Hall kaum hinreicht, die Zinsen davon zu berichtigen. Ach, mir wird keine Wahl übrig bleiben."

„Nun, so versprechen Sie mir wenigstens, daß Sie mir Tages zuvor es sagen wollen, wenn Sie entschlossen sind, Sir Edmund eine Antwort auf seinen Antrag zu ertheilen."

Der Marquis reichte ihr bei diesen Worten seine Hand hin, und sie legte schweigend die ihrige hinein; darauf sprach er von andern Gegenständen und verließ sie erst, als es Zeit war, zu Tische zu gehen.

Als er eben das Haus verlassen wollte, trat ihm Mistreß Olmer in den Weg und ersuchte ihn, noch zuvor einen Augenblick in ihr Zimmer zu treten.

Herr von Autremont glaubte, daß sie ihm etwas in Bezug auf die Leiche zu sagen habe; allein sie redete ihn gleich an „Sie sind, Herr Marquis, mit Lady Luzie verlobt?"

Der Marquis stutzte, und als er mit der Antwort zögerte, fuhr sie fort: „Es ist mir nicht bald ein so lieber, freundlicher und sittlicher Mann vorgekommen, wie ich gehört, daß Sie sein sollen, und wie ich mich auch selbst überzeugt habe. Darum besinne ich mich auch keinen Augenblick, sondern spreche mit Ihnen über eine Angelegenheit, die dazu wichtig genug ist. Ich weiß nämlich, daß Sie nicht mit Lady Overton verlobt sind, sondern nur so gesagt haben, damit ihr Ruf nicht darunter leidet, indem Sie ihr bei dem unglücklichen Fall Beistand leisten, der das arme Kind leider betroffen hat.“

„Und durch wen haben Sie das erfahren?“ fragte voll Erstaunen der Marquis.

„Durch Lady Overton selbst,“ erwiederte Mistreß Olmer, „und sehen Sie, das kam so. Nachdem Mr. Norton von ihr gegangen war — ach, Herr von Autremont, in schlechtere Hände hätte sie nicht fallen können,“ unterbrach sich Mistreß Olmer selbst; „denn er ist bekannt dafür, daß er nicht Gott noch den Menschen treu, sondern nur dem ergeben ist, der ihm das meiste Geld zusteckt. Nun, als er von Lady Overton weggegangen war, hatte ich nöthig mit ihr zu sprechen und fand sie vor einem Sessel auf den Knieen liegend, den Kopf darauf gestützt, und heftig weinend. Erschrocken fragte ich sie, was denn vorgefallen sei, und

ob ich etwa hinüberschicken sollte, um Sie, Herr Marquis, rufen zu lassen; aber das liebe Kind verhinderte es und wollte mir auch anfänglich nicht bekennen, was denn eigentlich vorging. Doch ich ließ nicht nach mit Zureden, und so kam es denn endlich zu meiner größten Verwunderung heraus, daß sie einem ihr ganz unbekannten Manne sich vermählen müsse, von dem sie Böses genug gehört habe und darum ihn hasse.

Ganz erschrocken rief ich aus: ‚Wie! der Herr Marquis da drüben, der sich so theilnehmend bei Ihrem Unglücke zeigt, soll ein böser Mensch sein?‘ ‚Ach,‘ antwortete sie mir, ‚wie können Sie glauben, liebe Mistreß Olmer, daß ich ihn, der alle Vollkommenheiten seines Geschlechtes besitzt, für einen Nichtswürdigen halte, der es verdient, daß ich ihn hasse? Nein, so lange ich lebe, werde ich mit heißer Dankbarkeit mich seiner erinnern und Gott anrufen, daß er es ihm wolle wohl gehen lassen.‘

‚Aber,‘ fragte ich sie voll Erstaunen, ‚von wem sprechen Sie denn sonst, als von dem Herrn Marquis, mit dem Sie ja, wie er in Ihrer Gegenwart zu dem Herrn Doctor gesagt hat, dem Sie auch nicht widersprochen haben, verlobt sind?‘

Darauf ward sie sehr verlegen, weinte und antwortete endlich. ‚So ist es nicht. Herr von Autremont glaubte, daß mein Ruf darunter leiden

würde, wenn er als ein Fremder die Besorgung meiner Angelegenheiten übernähme und öfter zu mir käme, was er um dieser Ursache willen doch müßte. Darum erklärte er, daß er mit mir verlobt sei; allein so ist es nicht; vielmehr hat eben Mr. Norton mir den Antrag gemacht, daß ich Sir Edmund mich vermählen soll, in welchem Falle er meiner Mutter das Gut lassen will, welches mein Vater durch einen Prozeß verloren hat.'

‚Was!' rief ich zusammenschaudernd aus, ‚doch nicht den Grundhäßlichen, der verwachsen ist, rothe Haare hat und eher einem Affen gleich sieht als einem Menschen?' Denn Sie müssen wissen, Herr Marquis, daß ich diese Vogelscheuche gut kenne. Er wohnte nämlich früher zuweilen hier im Hause, wenn er auf einige Wochen her nach London kam. Später freilich, nachdem er eine große Erbschaft gemacht hatte, da war ihm mein Logis nicht mehr gut genug, und er miethete ein ganzes Haus zu seinem Absteigequartiere, im alten Stadttheile von Westminster, wo nur vornehme und reiche Leute wohnen. ‚Ja,' antwortete sie mit Thränen, ‚denselben, von dessen Geiz und andern bösen Eigenschaften Sie mir so oft erzählt haben.'

‚Nun und nimmermehr,' rief ich aus, ‚sollen Sie, Mylady, diese Mißgeburt heirathen! Ja, das könnte ihm wohl gefallen, eine so junge,

schöne und liebenswürdige Frau zu bekommen! Aber daraus soll nichts werden! daraus soll gewiß und wahrhaftig nichts werden.‘ Und nun suchte ich Lady Overton auszuforschen, ob sie Ihnen, Herr Marquis, nicht etwa gut sei. Eingestanden hat sie es nun zwar gerade nicht — nein, ich müßte es lügen, wenn ich das behaupten wollte — vielmehr hat sie mich um Gottes willen gebeten und dabei geweint, daß ein Stein in der Erde davon hätte können erweicht werden, ich möchte über diesen Gegenstand nicht mehr mit ihr, und noch viel weniger mit Ihnen sprechen. Aber, Herr Marquis, ich habe in der Welt gelebt, mancherlei erfahren und besitze mehr Menschenkenntniß, als das junge Mädchen mir zutraut. Das denkt, wenn sie nur Nein sagt, so werde ich von dem winzigen Wörtchen mich überzeugt halten, weder sehen, noch sonst etwas hören, und als ich ihr versprach, daß ich schweigen wollte, so glaubte es mir Lady Overton treuherzig und fuhr nur fort darüber zu jammern, daß sie Sir Edmund werde heirathen müssen, um ihrer Mutter die Möglichkeit zu sichern, zu existiren und ihre vielen Kinder erziehen zu können. Aber dabei beschwor sie mich, keinem Menschen zu sagen, wie schwer ihr dieser Entschluß falle. Ich versprach es ihr, nahm mir jedoch gleich vor, Ihnen zu entdecken, Herr Marquis, was vorgeht; denn vielleicht

wissen Sie es so einzurichten, daß Lady Overton selbst es Ihnen sagt und sich um Rath in dieser Angelegenheit an Sie wendet."

„Wir haben bereits schon darüber gesprochen," sagte der Marquis und fuhr, die Achsel dabei zuckend, fort: „Allein sagen Sie selbst, was wird dabei zu thun, wie wird zu helfen sein? Ich sehe selbst für die Unglückliche keinen Ausweg."

„Ach, ich wüßte wohl einen," versicherte Mistreß Olmer, „aber — es ist so eine Sache — Sie werden nicht darauf eingehen wollen, und ich darf nicht einmal mit Ihnen darüber von der Brust weg sprechen; denn wenn Lady Overton davon eine Ahnung bekäme, so würde sie gewiß in demselben Augenblicke mein Haus verlassen. Wenigstens dürfte ich mich nicht mehr vor ihr sehen lassen."

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß ich den Inhalt unseres heutigen Gespräches nicht Lady Overton verrathen werde," sagte der Marquis, „die ich um keinen Preis in Verlegenheit dadurch setzen, oder sie gar damit beunruhigen möchte; darum sprechen Sie offen mit mir, Mistreß Olmer."

„Nun, ich will es glauben, Herr von Autremont," sagte diese, „und Ihnen sagen, was ich denke. Daß Lady Overton Ihnen von Herzen gut geworden ist, weil Sie sich bei dem Unglücksfalle ihrer so theilnehmend angenommen haben,

bleibt wohl gewiß wahr. Nun meinte ich, daß Sie nicht leicht eine schönere, liebenswürdigere, klügere und besonders keine Dame finden könnten, die besser von Herzen wäre, als Lady Overton, daß Sie also gut daran thäten, wenn Sie diese zu Ihrer Gemahlin wählten."

„Meine liebe Mißreß Olmer," erwiederte der Marquis lächelnd und mit sehr vieler Ruhe, „das geht aus zweierlei Gründen nicht an; denn erstens kann ich mich nicht davon überzeugt halten, daß mich Lady Overton liebt —"

„Ach," unterbrach ihn Mistreß Olmer sehr freudig, „wenn Ihr zweiter Grund nur nicht wichtiger ist als dieser, so kann noch Alles gut werden; denn — wenn ich nur sprechen dürfte, wie ich wollte —"

„Thun Sie es, ich bitte Sie darum," sagte Herr von Autremont mit dringendem Tone.

„Nun, so will ich Ihnen denn sagen, daß Lady Overton Sie aus dem Gedächtnisse malt, und zwar in aller Frühe des Morgens. Ich habe ihr dazu die Farben, das Elfenbeinblättchen und die Pinsel besorgen müssen, und zwar hat sie mir gesagt, sie fertige das Bildchen darum, weil sie es ihrer Mutter mitbringen will, damit diese den Mann von Angesicht kennen lernte, der ihrem seligen Gatten und ihrer Tochter solche wichtige Dienste geleistet hat. Ich habe mich ganz so angestellt,

als ob ich es glaube; allein man ist auch jung gewesen und weiß wohl, was man davon zu denken hat. Jedoch hätte ich Ihnen das Geheimniß wahrhaftig nicht verrathen, wenn ich nicht meinte, ein glückliches Ereigniß für Lady Overton herbeizuführen. Gestern erst hat sie mit der Arbeit angefangen, und Sie sollten sehen, wie sehr weit sie damit fortgeschritten ist. Ach, zum Sprechen sieht Ihnen das kleine Bildchen ähnlich."

„Der Umstand könnte mich nun freilich einigermaßen überzeugen, daß ich Lady Overton nicht ganz gleichgültig bin," sagte der Marquis nach einigem Nachdenken; „allein der zweite Grund, welcher nicht zuläßt, daß ich Lady Overton meine Hand anbiete, ist nicht so leicht aus dem Wege zu räumen, wie Sie es mit dem ersten gekonnt haben."

Mistreß Olmer sah ihn voll Neugierde und gespannt auf das, was sie hören würde, horchend an, worauf er gelassen fortfuhr: „Ich bin nämlich verheirathet."

Beinahe erschrocken sagte Mistreß Olmer: „So, das ist freilich ein Anderes; ja, der Grund ist nicht durch mich aus dem Wege zu schieben. Aber — weiß denn das Lady Overton?"

„Nein," antwortete der Marquis, „jedoch wäre es mir lieb, wenn Sie ihr so bald wie möglich mittheilen, daß Sie durch meinen Kammerdiener

Claude Legai von der Sache gehört haben, und nicht wahr, beste Mistreß Olmer, wenn ich wieder herkomme, etwa heute gegen Abend, theilen Sie mir mit, was Lady Overton dazu gesagt, wie sie überhaupt sich dabei benommen hat, als sie es hörte."

„Und weßhalb wollten Sie das wissen?" fragte Mistreß Olmer mit halb unwilligem Tone. „Wenn Sie verheirathet sind, kann es Ihnen gleich sein, was Lady Overton sagt, oder wie sie bei der Nachricht, die sie freilich von mir hören soll, sich benommen hat."

„Sehen Sie, meine liebe Mistreß Olmer," versetzte der Marquis, „es kann mir nicht so gleichgültig sein, als Sie meinen, daß ich von der Wirkung überzeugt werde, welche die Nachricht meiner Verheirathung bei Lady Overton hervorbringt. Denn erstens giebt es Mittel und Wege, wie ich zu meiner Scheidung gelangen kann —"

„Sind Sie denn Protestant?" fragte Mistreß Olmer voll Verwunderung.

Der Marquis gab ihr darauf keine Antwort, sondern fuhr fort: „Und dann ist meine Gemahlin so sehr kränklich — auch überdies alt — wer kann daher wissen, wie Alles kommen wird."

„Nein," sagte Mistreß Olmer, mit zunehmendem Unwillen, „einem geschiedenen Mann wird Lady Overton niemals ihre Hand reichen und

ihre Hoffnungen auch nicht auf den Tod irgend eines Menschen bauen, dazu ist sie zu rechtschaffen. Kommen Sie ja nicht mit einem solchen Vorschlage, Sie würden es schlecht bei ihr treffen."

„Nur die eine Bitte erfüllen Sie mir," sagte der Marquis jetzt mit so schmeichelndem Tone, daß sie nicht widerstehen konnte, „und lassen Sie mich wissen, wie Lady Overton die Nachricht, daß ich verheirathet bin, aufgenommen hat."

„Sie sollen mein gutes Herz kennen lernen, das nicht im Stande ist, Ihnen einen Wunsch zu versagen," erwiederte Mistreß Olmer, „und deßhalb sollen Sie erfahren, was Sie zu hören verlangen. Allein, Herr von Autremont, es ist das letzte Mal, daß ich mich zu einer Art Spionin gebrauchen lasse, das betheuere ich Ihnen, und so viel Sie auch künftig bitten, oder mir sonst Vorstellungen machen mögen, so sollen Sie doch kein Wort mehr über die liebe Dame hinter ihrem Rücken erfahren, nnd wenn Sie etwas wissen wollen, so können Sie Lady Overton selbst fragen."

Der Marquis dankte noch Mistreß Olmer für ihre Bereitwilligkeit, ihm zu dienen, und verfügte sich darauf zu Lady Overton, der er mittheilte, daß er Tages vorher schon bereits, nach ihrer Verabredung, an ihre Mutter geschrieben habe, worauf er hinzusetzte: „Heute wird nun mein zweiter Brief dem ersten folgen, und ich ersuche Sie,

Mylady, daß Sie so gütig sein wollen, einige Zeilen gleichfalls zu schreiben, damit Ihre Frau Mutter daraus ersehen kann, daß Sie wohl sind.“

Luzie versprach es und setzte hinzu: „In diesem Briefe muß ich ihr auch schon den Tag meiner Abreise von hier feststellen. Ich denke übermorgen London zu verlassen. Ach, es wird schrecklich für mich sein, die Reise nach Covelain-Hall ohne eine andere Begleitung zu unternehmen, als die eines Sarges, in dem die Ueberreste einer geliebten Person sich befinden.“

„Sollte Mistreß Olmer sich nicht dazu bereden lassen, Ihnen Gesellschaft zu leisten?“ fragte der Marquis. „Ich denke und hoffe, daß sie es thun wird. In diesem Falle —“

Er stockte und Lady Overton schien absichtlich ihn mit der Frage zu unterbrechen, ob er die Gefälligkeit haben wolle, alle Vorbereitungen so zu treffen, daß sie übermorgen London verlassen könne.

Sie sah, indem sie das sagte, sehr traurig aus, und ihre Stimme hatte keine Festigkeit, als sie fortfuhr: „Ich habe heute einen Brief von Sir Edmund erhalten, worin er selbst sich mir zum Gemahl anträgt und hinzusetzt, daß er zwar heute Vormittag mir noch aufwarten, jedoch nach meinem Verlangen kein Wort mit mir über diese Angelegenheit sprechen will, was ich ihm Dank weiß. Wir können ihn lso jeden Augenblick erwarten.

„Würden Sie es gern sehen, Mylady, wenn ich bei dieser Unterredung zugegen wäre?“ fragte der Marquis. „Ich denke es ist zweckmäßiger, wenn Sie Mistreß Olmer zu sich heraufbitten lassen und ihr irgend eine Beschäftigung in Ihrem Zimmer übertragen, damit Sie nicht mit Sir Edmund allein zu bleiben nöthig haben, dagegen ich alles Erforderliche zu Ihrer Abreise indessen besorgen will.“

Luzie machte nur schweigend eine zustimmende Verbeugung, worauf sie sich von ihm kehrte, weil sie sonst nicht im Stande gewesen wäre, ihre Gemüthsbewegung vor ihm zu verbergen.

Gleich darauf entfernte sich der Marquis, und versprach, Mistreß Olmer heraufzuschicken.

Sobald er jedoch das Zimmer verlassen hatte, brach Lady Overton in Thränen aus, bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen und sank so in einen Sessel. Allein sie mußte sich doch bald zu fassen suchen, weil sie jeden Augenblick Sir Edmund's Besuch erwarten konnte.

Er fand sich auch wirklich gleich nach Mistreß Olmer bei ihr ein, die, mit einer Nätherei beschäftigt, in der Nähe des Fensters Platz genommen hatte, und Mr. Norton begleitete ihn, um ihn Lady Overton vorzustellen.

Diese schauderte beinahe sichtlich zusammen, als sie den Häßlichen sah, und vermochte kaum

den unangenehmen Eindruck zu verbergen, den er bei ihr erweckte, weßhalb sie ihm zwar höflich begegnete, wie es die Schicklichkeit erforderte, jedoch weder ein freundliches, noch gar ein herzliches Wort an ihn richtete, obgleich er so viele Redensarten der Art an sie verschwendete, daß man deutlich seine Absicht, ihr zu gefallen, daraus entnehmen konnte. Nur vermochte sie nicht die allgemeine Sitte zu umgehen, sondern mußte ihn, als den einzigen hier anwesenden Verwandten des Verstorbenen, zum Trauergottesdienste in die St. Paulskirche einladen, und ebenso auch Mr. Norton.

Beide versprachen, um die ihnen bezeichnete Stunde sich dort einzufinden.

„Gleich nach dem beendigten Todtenamte," fuhr Lady Overton fort, „wird der Sarg, worin die Gebeine meines seligen Vaters ruhen, auf einen Wagen gesetzt und nach Covelain-Hall gefahren; ich aber folge ihm einige Stunden später, damit ich ihn einhole."

„Und wann," platzte Sir Edmund, sein Versprechen vergessend, heraus, „wann werde ich erfahren, zu was sich Lady Overton entschlossen hat?"

„Es ist gegen unsere Abrede," erwiederte sie empfindlich, „über diesen Gegenstand schon jetzt zu sprechen. Da Sie der Sache jedoch trotzdem erwähnen, so antwortete ich Ihnen darauf, Sir

Edmund, daß Sie meinen Entschluß vernehmen sollen, noch bevor ich London verlassen werde."

Sir Edmund dankte ihr für diese Erklärung mit einer ihr so widerlichen Freundlichkeit, daß sie nicht mehr ihr Gefühl länger beherrschen zu können meinte, das ihr anrieth, ihn aus ihrer Nähe zu entfernen. Sie zeigte sich also so auffallend gleichgültig und kalt bei seiner fortgesetzten Unterhaltung, daß er endlich einsah, wie seine Gegenwart sie belästigte, worauf er sich mit vielen Höflichkeitsbezeugungen entfernte.

Als sich Lady Overton mit Mistreß Olmer allein sah, konnte sie ihrer innern Aufregung nicht mehr länger gebieten, sondern sagte mit einem Ausbruche des höchsten Schmerzes: „Und diesem Menschen soll ich mich vermählen! an seiner Seite mein ganzes Leben zubringen! ihm Treue schwören vor dem Altare! Gott, Gott, ich wollte ja so gerne meiner Mutter ein solches Opfer bringen, aber — nein, nein, es wird mir unmöglich sein! Ich werde dabei unterliegen!"

„Das würden Sie zuverlässig," sagte Mistreß Olmer, die ihre Arbeit weggelegt hatte, „und darum dürfen Sie diesen Popanz nicht heirathen. Eine so schöne junge Dame wie Sie sind, Mylady, bekommt der Freier die Menge, und Sie

werden ganz gewiß eine bessere Wahl treffen können. Ja, ich glaube sogar ganz sicher, daß Herr von Autremont Sie um Ihre Hand bitten würde, wenn er leider nicht schon vermählt wäre. —"

Sie hielt nun ein und beobachtete Lady Overton.

Diese war bei dem Worte: vermählt, sichtbar erschrocken zusammengefahren. Die Hände, womit sie ihr Gesicht bedeckt hatte, waren herab in ihren Schoß gesunken, und Mistreß Olmer konnte daher deutlich wahrnehmen, wie marmorblaß sie geworden. Auch sah man ihr an, daß sie erst lange mit sich kämpfen mußte, bevor sie sprechen konnte, und selbst dann noch zitterte ihre Stimme, als sie sagte: „Vermählt! Von wem haben Sie das erfahren?"

„Von Claude, seinem Kammerdiener," antwortete Mistreß Olmer; als sie jedoch bemerkte, daß Lady Overton vergebens sich bemühte, einen Strom von Thränen, der gewaltsam ihren Augen entstürzte, zurückzudrängen, und sich ganz einem schmerzhaften Gefühl überlassen mußte, fügte sie hinzu: „Ja, meine theure Lady, vermäht ist zwar der Herr Marquis, das ist gewiß, aber seine Gattin soll sehr kränklich, und es auch möglich sein, daß sie geschieden werden können."

Lady Overton weinte nur noch heftiger; denn zu ihrem Schmerz, Herrn von Autremont ver-

wählt zu wissen, gesellte sich noch ein anderes Gefühl, die Scham nämlich, daß Mistreß Olmer sie durchschaute, es errieth, daß sie Herrn von Autremont liebte und vielleicht darauf gerechnet hatte, daß er ihr seine Hand anbieten werde. Auch beunruhigte es Lady Overton, daß Mistreß Olmer mit dem Kammerdiener des Marquis möchte über diesen Punkt gesprochen haben. Sie wollte daher um jeden Peeis niederkämpfen, was in ihr vorging; doch trotz ihrer Anstrengung gelang es ihr nur unvollkommen. Das aber fühlte sie und hielt es für rathsamer, mit Mistreß Olmer über die Sache zu sprechen, die Gutmüthige durch Offenherzigkeit lieber für sich zu gewinnen und so sie zum Schweigen über diesen Gegenstand zu bewegen.

Lady Overton reichte ihr daher die Hand entgegen, indem sie sagte: „Ich weiß, was Sie jetzt denken mögen, meine gute Mistreß Olmer, und — ja, Sie haben mich schwach gesehen — ich gestehe es Ihnen ein. Aber — es wird vorübergehen — ich werde mich zu fassen suchen und beschwöre Sie nur, es zu vergessen, was ich Ihnen eben deutlich gezeigt habe. Ach, Sie sind ja die einzige Person in der Welt, an deren Busen ich weinen, in deren Herz ich einen Ausbruch meines grenzenlosen Schmerzes niederlegen darf, ohne zu befürchten, daß Sie mich verrathen.“

Bei diesen Worten war Lady Overton Mistreß Olmer in die Arme gesunken und weinte heftig; diese aber verwünschte es, daß sie dem Marquis ein Versprechen gegeben hatte, das sie nöthigte, ein Vertrauen zu mißbrauchen, welches Lady Overton mit so vieler Gutmüthigkeit ihr nun entgegenbrachte. Wenigstens beschloß sie, Herrn von Autremont gleichfalls das Versprechen abzunehmen, daß er niemals ihre Mittheilung mißbrauchen wolle.

Jetzt aber suchte sie Lady Overton zu beruhigen, und es fiel ihr nicht ein, daß sie statt dessen die Trauernde noch mehr verletzte, indem sie sagte: „Ach, meine theuere Lady, wer von unserem Geschlechte hat nicht einmal im Leben empfunden, daß er ein Herz besitzt, das der Liebe zugänglich ist? Wenn wir uns daher des Gegenstandes nur nicht zu schämen brauchen, den sie anbetrifft, so hat die Sache nichts auf sich. Sie aber befinden sich in solchem Falle; denn wahrhaftig, der Herr Marquis von Autremont ist ein Mann, wie nur wenige zu finden sind. Ja gewiß und wahr, so schön und gut wie er ist selten einer von seinem Geschlechte, und daß er schon eine Gemahlin besitzt, ist ihm nicht als Schuld anzurechnen. Er hat sich nicht für unvermählt ausgegeben, war schon verheirathet, als er Sie hat kennen lernen, Mylady, und beging nur

den einen Fehler, daß er sich ihrer zu zutraulich seit dem Tode Ihres Herrn Vaters annahm."

„Wenn Jemand zu tadeln ist, so bin ich es," behauptete Lady Overton; „denn der Marquis hat nie ein Wort gegen mich geäußert, wodurch er hätte verrathen wollen, daß er je mir näher zu treten wünschte, als die Umstände es ihm erlaubten, mit Freundschaft. Auch weiß ich mir selbst keine Rechenschaft von dem Gefühl zu geben, das sich so mächtig in meinem Innern erhoben hat, indem ich vernahm, daß Herr von Autremont schon bereits vermählt ist, daß ich es nicht vor Ihnen habe verbergen können. Allein Sie sehen mich bereits gefaßt, und ich beschwöre Sie, der Sache nicht mehr gegen mich zu gedenken. Nur das Eine muß ich Ihnen noch eröffnen, damit Sie mich nicht mißdeuten und auch keinen Versuch machen, einen Entschluß zu ändern, der nun fest in meinem Herzen steht. Das Leben hat nun künftig keinen Werth für mich, und es erwartet mich keine einzige frohe Stunde mehr. Nun, so will ich denn wenigstens Andern dadurch zu nützen suchen, daß ich mir vornehme, selbst das Schwerste zu ertragen. Kann ich selbst nicht mehr glücklich sein, so will ich doch wenigstens dafür sorgen, daß meine theure Mutter es wird, und meine Geschwister eine gute Erziehung erhalten. Jedenfalls ge-

denke ich also Sir Edmund meine Hand zu reichen."

„Um Gottes willen nicht!" bat Mistreß Olmer mit ängstlichem Tone. „Dieser Schritt führt Sie, theure Lady Overton, offenbar ins Verderben. Schon manche von unserem Geschlechte hat geglaubt, daß sie niemals eine Täuschung vergessen könnte, und hat sich später überzeugt, daß es dennoch so kam, wie sie es erst nicht geglaubt, und wohl ihr, wenn sie noch keinen Schritt unternommen, der sie geradezu ins Elend führte. Gönnen Sie sich Zeit, die Sache zu überlegen. Sprechen Sie erst darüber mit Ihrer Frau Mutter. Hören Sie, was diese Ihnen rathen wird, und befolgen deren Ausspruch."

„Nein, sie darf nicht eher wissen, was vorgeht, bis es unmöglich ist, daß ich zurücktreten kann," sagte Lady Overton; „denn sie würde es nimmermehr zugeben, daß ich um ihrerwillen und zu Gunsten meiner Geschwister ein solches Opfer brächte. Soll es sein, so muß ich vollständig ausüben, was zum Vortheile der Meinigen gereicht, und durch Mr. Norton den Ehekontrakt aufnehmen lassen, bevor ich London verlasse; auch die Verschreibung womit Sir Edmund meiner Mutter das Gut Covelain-Hall abtritt, soll er verfassen."

„Denken Sie denn aber gar nicht an die Häßlichkeit dieses Menschen?" rief Mistriß Olmer zusammenschaudernd aus. „Es ist unmöglich, daß Sie

Sir Edmund lieben — ach, was sage ich, daß Sie ihn jemals achten können; denn er ist ja doch die Ursache von dem Tode Ihres seligen Herrn Vaters."

„Das ist es auch eben, was ich am schwersten vergessen kann," erwiederte Luzie mit Thränen; „darum werde ich mich am unglücklichsten fühlen, und dennoch kann ich nicht anders handeln, als wie die Pflichten, welche ich gegen meine Mutter auszuüben habe, es gebieten."

Mistreß Olmer schüttelte den Kopf und beschloß bei sich, daß sie Herrn von Autremont beschwören wollte, daß er Lady Overton abhalte, ihr Vorhaben auszuführen. Darum schwieg sie lieber jetzt und schützte ein Geschäft vor, um dessentwillen sie sich in ihre Wohnung begeben müsse.

Am Nachmittage kam der Marquis zu ihr, und weil sie nun glaubte, etwas Gutes damit erwirken zu können, so theilte sie ihm beinahe wörtlich mit, was sie am Morgen mit Lady Luzie gesprochen, auch welchen Eindruck die Nachricht von seiner Verheirathung auf diese gemacht habe.

Herr von Autremont hörte ihr nicht nur aufmerksam zu, sondern sie mußte ihm bald dieses und bald jenes wiederholen, was sie auch gern that, ihm lebhaft das Vorgefallene schilderte und nur nicht begreifen konnte, warum er so freudig bewegt ihre Erzählung vernahm, bis er endlich am

Schlusse derselben eben so ausrief: „O, herrlich! herrlich! Gott, wie glücklich bin ich!“

„Nun,“ sagte Mistreß Olmer, „das begreife ein Anderer; ich bin es nicht im Stande.“

„O,“ sagte der Marquis, „es wird Ihnen schon Alles klar werden, meine theure Mistreß Olmer; aber bis die Sache sich Ihnen so vor Augen stellt, sagen Sie um des Himmels willen Lady Overton kein Wort davon, daß Sie mit mir über ihre Angelegenheit gesprochen haben.“

„Wo denken Sie hin, Herr von Autremont!“ erwiederte Mistreß Olmer; „ich werde mich hüten, mit ihr davon zu sprechen. Nur suchen Sie es zu verhindern, daß sie den unglückseligen Vorsatz ausführt, dieser Vogelscheuche — ich meine damit Sir Edmund — ihre Hand zu reichen.“

„Das Alles wird anders kommen, als Sie fürchten,“ sagte der Marquis und begab sich hinauf zu Lady Overton.

Sie sah noch bei weitem blässer aus als am Vormittage, allein sie zwang sich ruhig zu scheinen und eben so zuzuhören, als Herr von Autremont ihr mittheilte, welche Vorkehrungen er getroffen habe, um die Leiche ihres Vaters von London fort nach Covelain-Hall zu bringen.

Auch dafür hatte er Sorge getragen, daß an dem Morgen, wo dieses geschah, ein Trauergottesdienst in der St. Paulskirche gehalten werden

sollte, und davon sprach er nun mit Luzien, welcher er seinen Wagen anbot, damit sie erst mit Mistreß Olmer dahin fahren sollte, bevor er ihnen folgte.

Ueberhaupt hatte der Marquis Alles so gut und zweckmäßig angeordnet, wie Lady Overton es sich nur wünschen konnte, und dafür dankte sie ihm nun mit wahrhafter Herzlichkeit, worauf er ihr erwiederte: „Was man gern thut, das ist keines besonderen Dankes werth, Mylady, und der Fall ist es mit den Bemühungen, welchen ich mich unterzogen habe, damit Sie nicht dadurch belästigt werden. Wenn Sie jedoch Ihr Gewissen nicht damit zufrieden stellen können, so sind Sie auch im Stande, mich dafür zu entschädigen.“

„Und wodurch?“ fragte Luzie, wehmüthig dabei lächelnd.

„Wenn Sie mir das Versprechen geben und es auch halten,“ versetzte Herr von Autremont, „daß Sie Sir Edmund erst dann eine bestimmte Antwort geben, wenn Sie aus der Kirche zurückkommen.“

„So habe ich mich heute gegen ihn erklärt,“ erwiederte Luzie; „kurz vor meiner Abreise aus London werde ich deßhalb an ihn schreiben.“

„Ich weiß nicht, was Sie beschlossen haben,“ sagte der Marquis, indem er Luziens Hand erfaßte,

„aber — Mylady, übereilen Sie sich nicht — ich beschwöre Sie darum."

Luzie vermochte nicht zu antworten und strengte sich nur an, das Gefühl zurückzudrängen, das sich ihrer bemächtigte; aber sie lächelte schmerzhaft, als er fortfuhr: „Denken Sie, daß Sie mit einem Federstrich über das Glück ihres ganzen Lebens entscheiden;" denn die Ueberzeugung hatte sich in ihrem Herzen befestigt, daß ohnehin für sie kein Glück mehr zu finden sei.

Der Marquis fühlte in diesem Augenblicke, daß er sich nicht mehr länger verstellen konnte, und darum verließ er Lady Overton; jedoch kam er am folgenden Vormittag wieder und verweilte bei ihr, bis es Zeit war, zu Tische zu gehen. Dann verließ er sie mit dem Versprechen, daß er am folgenden Morgen um die bestimmte Zeit seinen Wagen schicken werde, der sie nach der Kirche bringen sollte, und sobald der Gottesdienst zu Ende sei, werde er voran in ihre Wohnung eilen, um sie hier zu empfangen.

„Früher sehen Sie mich nicht bei sich," setzte der Marquis hinzu; „denn ich kann es mir ja denken, daß Sie den heutigen Abend nur der Erinnerung an den Verstorbenen widmen wollen und auch Anstalten zu Ihrer Abreise zu treffen haben."

Luzie empfand es schmerzlich, daß Herr von Autremont sie am letzten Abende, den sie in Lon-

don zubrachte, ganz allein und ihrem Grame über-lassen wollte; jedoch sah sie ein, daß er eine gute Absicht damit verband, und mußte sich darein fügen. Er verließ sie daher, von ihr beauftragt, daß er Mistreß Olmer ersuchen möchte, daß sie die späteren Abendstunden bei ihr verweile.

Herr von Autremont sprach lange mit Mistreß Olmer und theilte ihr wahrscheinlich seinen Plan für den folgenden Tag mit. Wenigstens zeigte sie sich außerordentlich heiter, als sie ihm bis vor die Thüre ihres Zimmers das Geleite gab, indem sie leise zu ihm sagte: „Das ist herrlich, prächtig! Sie hätten sicher den Plan nicht besser ausdenken können. Ja, ja, ich werde Ihnen gern dabei hülfreiche Hand reichen, und meine Schwester mag, indessen ich fort bin, hier im Hause meine Geschäfte in Acht nehmen.“

Der Marquis dankte ihr für ihre Bereitwilligkeit, Lady Overton einen Dienst zu leisten, und entfernte sich.

Diese brachte die Stunden am Nachmittage sehr traurig zu, indem sie daran dachte, daß sie nun London verlassen mußte und dann den Marquis nicht mehr im Leben sehen würde, den sie doch — jetzt wußte sie es bestimmt, nun sie sich für immer von ihm trennen sollte — unendlich liebte, trotz den Vorwürfen, welche sie sich deßhalb machte, indem es ihr bekannt war, daß er einer

Andern angehörte. Und dann — welche Aussicht blickte ihr entgegen? Entweder sie mußte sich mit einem Manne ehlich verbinden, der ihr im höchsten Grade zuwider war, den sie als die Ursache des Todes ihres Vaters betrachtete, und den sie, seines zweideutigen Characters wegen, nicht einmal achten konnte, oder ihre Mutter, die sie über jede Beschreibung liebte, hatte Mangel zu leiden, war nicht im Stande, ihren Geschwistern eine ihrem Herkommen entsprechende gute Erziehung zu geben.

Indem sie selbst Hand anlegte, um einzupacken, weinte sie schmerzhaft, und eben so, als sie sich später in das Zimmer verfügte, woselbst sich die Leiche ihres Vaters befand, weil sie zum letzten Male ihn noch sehen wollte, bevor der Sarg, worin er ruhte, geschlossen wurde.

„Ach," rief sie mit wehklagenden Tone aus, „da liegt er nun so ruhig da; alle Stürme, die so oft sein Inneres bewegt, alle, die ihm so vielen Kummer, so vielen Aerger und Schmerzen verursacht haben, schweigen, und ihm ist wohler zu Muthe, als je zuvor im Leben.

„Ob er mir wohl zürnen würde, wenn er in diesem Augenblicke wissen könnte, was ich beabsichtige? O gewiß; aber Gott kennt die Beweggründe, welche mich dazu verleiten, und er weiß auch, wie sehr schwer mir das Opfer fällt."

Dieses Selbstgespräch wurde durch den Ein-

tritt der Mistreß Olmer unterbrochen, die es nun nicht zugab, daß Lady Overton länger bei der Leiche des Vaters verweilen durfte, vielmehr sie so lange drängte, bis sie für immer Abschied von ihr nahm und sich darauf in ihr Zimmer verfügte, begleitet von Mistreß Olmer.

Diese verweilte auch den Rest des Abends bei Lady Overton, und sie legte sich endlich sehr ermüdet nieder. Allein zu schlafen vermochte sie trotzdem nicht; vielmehr dachte sie fortwährend an ihr trauriges Schicksal und rief im Gebet Gott an, daß er ihr seinen Rathschluß ertheilen möchte, um sie dadurch zu bestimmen, was sie thun oder lassen sollte.

Als Luzie am andern Morgen erwachte und nun eine bestimmte Erklärung abgeben sollte, welche über ihre Zukunft entschied, fühlte sie ihre Brust so beklemmt, daß sie kaum zu athmen vermochte. Allein sie nahm sich vor, daß sie die nächsten Stunden nur im Gebet für den Entschlafenen zubringen und besonders nicht daran denken wollte, daß er, seitdem sie sich erinnern konnte, Jedermann, der in seiner Nähe lebte, seiner Heftigkeit wegen so unaussprechlich oft gekränkt hatte.

Sie kleidete sich darum schneller an als gewöhnlich, las darauf andächtig in einem Gebet-

buche, und als endlich der Leichenwagen vorfuhr, der ihren Vater nach der Kirche bringen sollte, hatte sie sich schon leidlich im Gebet Fassung errungen.

Endlich hatte man den Sarg hinabgetragen, und Luzie stand am Fenster, um ihm nachzusehen, als sie plötzlich Herrn von Autremont bemerkte, der ganz dasselbe that. Allein sie trat gleich zurück, weil sie es vermeiden wollte, von ihm bemerkt zu werden.

Gleich darauf kam Mistreß Olmer zu ihr, um anzumelden, daß auch der Wagen des Marquis vorgefahren sei, und sich ihr als Begleiterin anzubieten. Luzie begab sich daher mit dieser braven Frau, die so innigen Antheil an ihrem Schicksale nahm, nach der Kirche.

Hier wohnten Beide dem Trauergottesdienste bei, und Luzie wagte es nicht den Blick von ihrem Gebetbuche zu erheben, aus Furcht, dem des Herrn von Autremont zu begegnen, oder Sir Edmund möchte sie eben ansehen, indem Beide ihr gegenüber in einem Kirchenstuhle saßen.

Jetzt ging der Priester vom Altare, und nun, als die Todtenträger den Sarg aufhoben, um ihn nach dem Wagen zu tragen, der ihn nach Covelain-Hall bringen sollte, folgten ihm der Marquis, Mr. Norton und Sir Edmund, der diesem zuflü-

sterte: „Nun, neugierig bin ich denn doch, was für ein Ende die Sache nehmen wird.“

„Lady Overton sieht gewiß ein,“ antwortete Mr. Norton, „daß Ihr Vorschlag, Sir Edmund, nicht zu verwerfen ist, und wir feiern spätestens nach Jahresfrist eine Hochzeit.“

„Ich hoffe es auch,“ erwiederte Sir Edmund, „allein ich befinde mich trotz dem in einer ganz besonderen Spannung des Gemüthes.“

Beide traten nun zur Seite, als Lady Overton an ihnen vorüberging, den Blick zur Erde gesenkt, in dem Gewande, das die Farbe ihres Innern trug und weit hinter ihr nachschleppte, und mit dem Schleier, der bis zur Erde herabhing, so wahrhaft majestätisch aussehend, wie wir uns eine Königin mit der Krone auf ihrem Haupte denken können.

Lady Overton bestieg den für sie in Bereitschaft stehenden Wagen des Herrn von Autremont, der sie dabei unterstützte, und fuhr von Mistreß Olmer begleitet nach ihrer Wohnung. Als sie jedoch in ihr Zimmer trat, fand sie jenen schon ihrer wartend; denn er war auf einem näheren Wege ihr zuvor gekommen. Luzie fühlte sich so angegriffen, daß sie gleich nach ihrem Eintritte in ihr Gemach in einen Sessel sank, und es dauerte lange, bevor sie sprechen konnte.

Indessen stand Herr von Autremont ihr gegen-

über und betrachtete sie theilnehmend; allein er wagte es nicht ihren gerechten Schmerz durch ein Wort des Trostes zu unterbrechen, oder auch nur den Fluß ihrer Thränen zu hemmen. Endlich jedoch suchte sie sich zu fassen, und nun dankte sie dem Marquis für alle die Anordnungen, die er in jeder Beziehung auf ihren Vater, sowohl in der Kirche, als bei dessen Fortschaffen nach Covelain-Hall, so ganz in ihrem Sinne und ihren Wünschen gemäß getroffen hatte. Doch so sehr sie sich auch bemühte, ihrer Dankbarkeit Worte zu geben, so fühlte sie doch, daß sie immer nicht die treffen konnte, die ihrem Herzen genügt hätten. Sie ließ daher nur wieder ihren Thränen freien Lauf und reichte ihm die Hand, welche er an seine Lippen drückte, indem er sagte: „Würden Sie, meine theure Lady, noch länger hier in London verweilen können, so möchte ich mich nicht unterstehen, heute ein anderes Wort gegen Sie auszusprechen, als solches, das eine Verbindung mit Ihrem gerechten Schmerze hätte, als solches, das ich in Verwandtschaft mit Ihrem unersetzlichen Verluste bringen könnte. Allein ich selbst halte es für zweckmäßig und schicklich, daß Sie in die Arme Ihrer verehrten Mutter zurückkehren, deren einzige Stütze Sie nun künftig im Leben sein werden. Aber eben darum muß ich jede Befürchtung, ich möchte Ihnen damit lästig fallen,

niederkämpfen und eine Erklärung gegen Sie aussprechen — eine Bitte an Sie richten. —"

Der Marquis stockte, und Luzie, die ihre ganze Aufmerksamkeit auf seine Worte gerichtet hatte, sagte nun: „Sprechen Sie, Herr von Autremont, und bin ich es nur im Stande, Ihren Wunsch zu erfüllen, so soll es gewiß geschehen."

„Sie sind es," erwiederte der Marquis schnell, „und ob Sie es wollen — ich wage es zu hoffen. Mylady," fuhr er nach einer Weile mit der ihm eigenthümlichen Offenherzigkeit des Charakters fort, „Sie sind in so vielen andern Stücken frei von manchen Schwächen, die sonst Ihrem Geschlechte ankleben."

Luzie lächelte, und der Marquis, der es bemerkte, sagte lebhaft: „Ja, so ist es. Mit welcher ruhigen Ergebung ertrugen Sie den harten Schlag des Schicksals der, sie hier, fern von den Ihrigen getroffen, und wie groß war doch dabei der Schmerz, den Sie empfanden! Mit welcher Würde setzten Sie sich über so manche kleinliche Rücksichten weg, die, hätten Sie ihnen nachgeben wollen, es mir unmöglich gemacht haben würden, Ihnen irgend einen Dienst zu leisten, wie doch mein Herz es wünschte. Und denke ich vollends, daß Sie darauf nun sinnen, ein Opfer zu bringen, das die Kräfte der meisten Frauen, um wie viel mehr die Ihrigen übersteigen würde, die Sie so

zart empfinden, so muß ich mich überzeugt halten, daß der Himmel Sie mit jedem Vorzuge begabt hat, den eine von ihm besonders Begünstigte nur durch Gottes Vaterhand erhalten konnte. Warum sollten Sie also nicht auch jede mädchenhafte Schüchternheit bekämpfen, jede Bedenklichkeit beseitigen — mit einem Worte — offenherzig und ohne Umschweife mir eine Frage einfach mit: Ja! oder mit Nein! beantworten?"

„Ja, ich will es gern und aus der Fülle meines Herzens," versicherte Luzie, „wenn ich nur selbst weiß, was Sie zu erfahren wünschen."

„Seit dem Momente, wo ich Sie zum ersten Male erblickte, — nur aus der Ferne — liebte ich Sie und machte unzählige Versuche, Sie auch in der Nähe zu sehen und wo möglich Sie zu sprechen."

Luzie senkte den Blick zu Boden, und eine fieberhafte Röthe überflog ihre Wangen; denn sie stand auf dem Punkte, einem Manne ihre Achtung entziehen zu müssen — nach ihrer dermaligen Ansicht, weil er, der Verheirathete, es wagte von Liebe zu ihr zu sprechen — die sie ihm vollkommen in allen Stücken, so lange sie ihn kannte, geschenkt hatte.

Allein der Marquis schien nicht zu bemerken, was in ihr vorging, sondern fuhr fort: „Ich bin keinesweges das, was man reich nennt, aber doch

mehr als wohlhabend, habe keinen Sou Schulden und ein Einkommen, das mich vollständig ernährt, wie mein Stand es erfordert. Ich vermag daher ganz nach den Forderungen meines Herzens eine Wahl zu treffen, sobald ich die Absicht habe, mich zu vermählen, ohne daß ich darauf zu achten brauche, ob meine Braut mir eine Mitgift zubringt."

„Wenn Sie die Absicht haben, sich zu vermählen, Herr von Autremont?" fragte Lady Overton mit einer Mischung von Erstaunen und Unwillen, der davon herrührte, daß sie anfing zu fürchten, er wolle sie hintergehen und sich für unverheirathet ausgeben, da er es doch nach ihrer Meinung war.

„Ich verstehe Sie," sagte darauf der Marquis lächelnd; „Sie glauben, ich habe schon eine Wahl getroffen, besitze eine immer kränkliche Gattin und könnte allenfalls von ihr mich scheiden lassen."

Luzie sah ihn, in seinen Augen forschend, an, ob sie ihren Ohren trauen dürfte. Er aber ergriff ihre Hand, küßte sie und fuhr fort: „Ich bekenne Ihnen, als ein Sünder, der jedoch keine Reue fühlt, — denn hätte ich es unterlassen, so würde ich vielleicht nicht Ihre wahren Gesinnungen erfahren haben — daß ich mit Absicht Mistreß Olmer gesagt, was ich gerne wollte, daß sie es Ihnen wiederholen sollte, und wenn diese Frau Sie, meine theure Lady, richtig beurtheilt hat, wenn

Ihr Gefühl und besonders das, was Sie in diesem Augenblicke empfinden, wirklich dem, was mein ganzes Herz erfüllt, gleicht, oder auch nur ähnelt, so erlauben Sie mir, daß ich mit wenigen Worten Sir Edmund's Antrag beantworten darf. Mag er dann sein Covelain-Hall nehmen und den Korb, den ich ihm zu flechten gedenke dazu; wir Beide aber wollen vor den Altar des Herrn treten, freudig einander gegenseitig die Hand reichen und uns Liebe — und uns Treue geloben bis zum Tode. Doch bevor es geschieht, tilge ich so viele von den Schulden, für welche Lord Overton Zinsen zu zahlen hatte, daß Ihre Frau Mutter ihr Einkommen um die Summe vermehrt bekommt, welche ihr Covelain-Hall jährlich eingebracht hätte. Sind Sie nun mit mir einerlei Meinung, meine liebe, theure Luzie, so bestätigen Sie mein Glück durch ein einfach winzig kleines Wörtchen — wo nicht — so —"

Luzie befand sich, während der Marquis sprach, in einer heftigen Gemüthsbewegung, und diese verursachte, daß sie unaufhörlich weinen mußte. Sie konnte also auch nur jetzt durch Thränen lächelnd ihn ansehen. Er aber schloß sie darauf mit aller seiner Nation eigenthümlichen Lebhaftigkeit in die Arme und jubelte laut, indem er sich glücklich pries, daß sie seine Wünsche zu erhören sich willig zeigte.

„Nun aber, mein geliebtes Herz, hören Sie meinen weiteren Plan," sagte endlich der Marquis, nachdem der erste und größte Sturm seiner Gefühle sich ein wenig gemäßigt hatte. „Mistreß Olmer hat mir das Versprechen gegeben, Sie nach Covelain-Hall zu begleiten, da ich mich leider nicht von meinem Gesandtschaftsposten zu entfernen vermag. Bei Ihrer verehrten Mutter angekommen, treffen Sie mit dieser die nöthigen Verabredungen und Einrichtungen, theilen mir so bald wie möglich mit, an wen ich zu zahlen habe und wie viel, treffen die Vorkehrungen zu unserer Hochzeit und bestimmen mir genau, wann diese vor sich gehen kann. Ich lasse indessen hier mein Hotel zu Ihrem Enpfange einrichten, zeige meinem Hofe und dem Ihrigen meine Verlobung mit Ihnen an, und wenn ich erst mit Gewißheit durch Sie weiß, an welchem Tag unsere eheliche Einsegnung erfolgen kann, treffe ich vorher die Einrichtung, daß ich London auf kurze Zeit verlassen kann, während ein Anderer von unserem Hofe, bis ich von Covelain-Hall mit Ihnen nach London zurückkehre, meine Stelle vertritt. Sind Sie, meine theure Luzie, damit zufrieden?"

Sie hatte nur immer Thränen als Antwort; denn der Wechsel ihres Schicksals war zu schnell gekommen, er war zu groß, und darum die Wirkung so heftig, daß Luzie keine Worte finden

konnte, um das, was sie nun fühlte, damit auszu- drücken.

Am liebsten wäre sie einige Minuten allein geblieben, damit sie hätte niedersinken können auf ihre Kniee, Gott dafür zu danken, daß er ihre kühnsten Wünsche erfüllt hatte. Aber diese Wohl- that sollte ihr erst später zu Theil werden; denn noch verließ sie der Marquis keinen Augenblick, und auch Mistreß Olmer kam herauf, um ihre Glückwünsche anzubringen.

Sie, die biedere und an Luziens Schicksal in- nig theilnehmende Frau, so wie diese konnten vor Wehmuth und Freude nicht sprechen, sondern umschlossen sich nur weinend, und Lady Overton gelobte jener endlich an, daß sie niemals es ver- gessen wolle, welche Beweise von Freundschaft und Liebe Mistreß Olmer in der Zeit der Noth ihr so vielfach gegeben habe. „Ja,“ fuhr Luzie an der Brust dieser edeln Frau fort, „auch vermählt werde ich nie aufhören, mich gegen Sie zum Danke verpflichtet zu fühlen, und stets sollen Sie mir die Liebste sein hier in London.“

Darauf kehrte sie sich zu ihrem Verlobten, dem sie die Hand reichte und ihn fragte: „Werden wir wohl immer hier bleiben? oder können Sie nach Paris zurückberufen werden?“

„Das wird von Umständen abhängen, die ich nicht vorher berechnen kann,“ erwiederte der Mar-

quis; „allein allerdings kann es so kommen, daß ich London verlassen und nach Frankreich zurückkehren muß. Wenn nun aber ein solcher Fall eintritt. —"

„So werde ich Ihnen, wie es mir meine Pflicht gebeut, und mein Herz dieser beistimmt, an jeden Ort folgen, den Sie mir dazü vorschlagen, und von dem Augenblicke an, wo der Segen unserer Kirche den von uns geschlossenen Bund heiligt, Sie keinen Augenblick mehr freiwillig verlassen."

Der Marquis umarmte seine Braut nun abermals mit heißer Zärtlichkeit und bat sich darauf ihre Erlaubniß aus, an Sir Edmund in ihrem Namen zu schreiben, die sie ihm sogleich ertheilte. Während sie sich nun aber mit Mistreß Olmer in den Hintergrund des Zimmers zurückzog um ihn nicht zu stören, schrieb er die hier nachstehenden Zeilen:

Sir!

„Im Auftrage der Lady Luzie Overton habe „ich die Ehre Ihnen mitzutheilen, daß sie von „dem ihr von Ihnen zugekommenen Antrag, „Ihnen ihre Hand zu reichen, um verschiedener Gründe willen keinen Gebrauch machen „kann, so sehr es sie auch betrübt, daß sie „ein Glück von sich weisen muß, dessen Größe „sie jedoch anerkennt. Damit Ew. Gnaden

„aber Lady Luzie Overton nicht für eigensin=
„nig halten, sondern an die Wahrheit ihrer
„Erklärung glauben können, will sie Ihnen
„von den vielen Gründen, die sie abhalten, die
„Ihrige zu werden, nur zwei ausheben. Sie
„hat von jeher durch ihren nun verstorbenen
„Vater so viel Nachtheiliges über Ihren
„Charakter gehört, Sir, daß sie lieber ihr
„Brod mit harter Arbeit sich erwerben, als
„Ihren großen Reichthum mit Ihnen theilen
„möchte. Sie gaben die Veranlassung zu dem
„Tode ihres Vaters, und sie würde glauben,
„diesen noch als Leiche zu kränken und zu be=
„leidigen, wenn sie Ihnen ihre Hand reichte.

„Das ist die eine Ursache, um dererwillen es
„nicht geschieht. Die zweite, nicht minder wich=
„tige ist die, daß Lady Luzie Overton schon
„bereits verlobt ist und zwar mit mir, Louis
„Armand, Marquis von Autremont, Gesandtem
„Sr. Majestät des Königs Ludwig XIII. von
„Frankreich.

„Sie werden einsehen, Sir, daß dagegen
„nichts einzuwenden ist, und sich in eine
„Sache fügen lernen, die Sie nun einmal
„nicht ändern können. Wollen Sie jedoch
„unser Hochzeitsfest mit Ihrer Gegenwart be=
„ehren, so werden Sie uns ungemein dadurch
„erfreuen. In jedem Falle erlauben wir uns,

„Ihnen eine Einladung dazu zukommen zu
„lassen.

„Sir, meine Braut, Lady Luzie Overton
„empfiehlt sich Ihnen, und ich habe gleichfalls
„die Ehre zu verbleiben Ihr

ganz ergebener Diener
Louis Armand, Marquis von Autremont,
französischer Gesandter am Hofe von England.

London, den 6. November 1624.

„O, wie boshaft!“ rief Luzie aus, nachdem sie gelesen hatte. „Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß er eine derbe Lection verdient hätte, so würde ich nicht zulassen, daß er sie bekäme.“

„Ja wohl hat er sie verdient,“ sagte der Marquis; „denn mit welcher Hartnäckigkeit hat er jedes Anerbieten zu einem Vergleiche, das ihm in der letzten Zeit von Lord Overton zuging, zurückgewiesen!“

„Woher wissen Sie das?“ fragte Luzie voll Erstaunen.

„O, ich habe es von Mr. Norton erfahren, und noch weit mehr,“ antwortete der Marquis; „überhaupt werde ich Ihnen über diesen Ehrenmann noch besondere Mittheilungen machen. Nein, der darf nicht länger Ihr Geschäftsführer bleiben; denn er ist bestechlich, und wer ihm mehr giebt als ein Anderer, dessen Freund ist er. Ich will

mir von meinen Bekannten einen rechtlicheren Mann in Vorschlag bringen lassen und Ihnen seinen Namen später mittheilen. Sobald wir dann verheirathet sind, nehmen wir dem sauberen Herrn Notar Norton jede Besorgung von Geschäften ab."

Luzie war derselben Meinung, und weil der Marquis behauptete, daß sie den Wagen, der die Leiche ihres Vaters nach Covelain-Hall brachte, jedenfalls noch einholen würde, auch wenn sie erst Nachmittags abreiste, so verweilten Lady Overton und Mistreß Olmer noch so lange in London; dann aber begleitete sie Herr von Autremont noch einige Meilen.

Wie viel hatten sie sich bis dahin zu sagen, da sie sich in Mistreß Olmer's Gegenwart keinen Zwang aufzulegen brauchten, indem sie ohnehin von Allem wußte, was früher sich ereignet, und als der Marquis sein Bild zu sehen verlangte, fand er, daß Luzie unbegreiflich schnell daran weiter gearbeitet hatte, da es schon beinahe fertig war.

Mit Entzücken betrachtete er bald das Bild und dann wieder Luzie, indem er ausrief: „Dieses Gemälde hier, meine theure Luzie, ist mir eine Bürgschaft, daß ich geliebt werde; denn Sie hätten es nicht heimlich und in solcher Eile ge-

malt, wenn Sie mit Gleichgültigkeit meiner gedacht hätten."

Luzie lehnte den Kopf an seine Schulter und entgegnete verschämt: „Ach, es hatte ja den Anschein, als ob wir für immer sollten getrennt werden; ich wollte doch also Ihr Bild besitzen, wenn eine Andere, die nur in meiner Einbildung existirte, mir das Original streitig machte. Doch — mein theurer Freund," fuhr Luzie fort, „jetzt ist es die höchste Zeit, daß wir aufbrechen."

Die Wagen standen schon längst vor der Thür, und bei ihrer Abreise fuhren Lady Overton und Mistreß Olmer in dem ersten, dagegen Herr von Autremont nebst seinem Kammerdiener, den jedenfalls der Marquis bis nach Covelain-Hall ihnen mitgeben wollte, damit er unterwegs für ihre Bequemlichkeit sorgte, in den zweiten Wagen saßen, bis sie London hinter sich hatten. Dann setzte sich der Marquis noch zu den beiden Damen, bis sie endlich an den Ort kamen, woselbst sie von einander scheiden mußten.

Jetzt erst wies es sich aus, wie sehr sie sich einander liebten; denn mit wahrem Schmerz sagten sie sich das letzte Lebewohl, und es wäre schwer zu entscheiden gewesen, bei wem von ihnen dieses Losreißen die meiste Wirkung hervorgebracht hätte, die tiefste und betrübendste. Es dauerte also lange, bis sie dahin gelangten, daß Luzie sich wie-

der in ihren Wagen setzen konnte, weil der Marquis sie immer wieder zurückhielt und ihr bald dieses und bald jenes zu sagen hatte, was ihn noch wichtig zu sein dünkte.

Endlich trat der Augenblick ein, wo Luziens Wagen abfuhr, und in der nächsten Minute saß Herr von Autremont in dem seinigen, nachdem er Claude noch eingeschärft hatte, daß er Mistreß Olmer ja nicht zur Rückreise etwa drängen, sondern es ganz ihr überlassen sollte, wie lange sie sich in Covelain=Hall aufhalten wollte.

Claude versprach, in allen Stücken ihren Anordnungen zu folgen, schwang sich auf den Bock neben den Kutscher, und der Wagen rollte mit ihnen weiter.

Fünf Tagereisen weit von London war Covelain=Hall, welche Besitzung eine angenehme Lage hatte. Das Herrenhaus aber befand sich auf einem ziemlich beträchtlichen Hügel, und aus den Fenstern konnte man weit die Landstraße entlang sehen.

Als Luzie Overton mit der Leiche ihres Vaters in die Nähe von Covelain=Hall kam, ließ sie den Wagen mit dem Sarge vor einer Mühle halten, dessen Besitzer sie kannte, und Claude mußte dabei bleiben, während sie mit Mistreß Olmer vorausfuhr und dem Müller den Auftrag gab, das

Fuhrwerk, von einem seiner Knechte begleitet, ihr erst in zwei Stunden nachzuschicken.

Jetzt kamen sie Covelain=Hall schon so nahe, daß sie das Herrenhaus sehen konnten, und auch dort mußte man ihr Kommen bemerken; denn es zeigten sich einige Personen auf der Terrasse, die es umgab.

Luzie befand sich in einer großen Aufregung des Gemüthes und weinte beinahe laut, dagegen Mistreß Olmer mit Besonnenheit sie zu beruhigen suchte und ihr vorstellte, wie sehr sie noch mehr ihre Mutter betrüben würde, wenn diese sie in einem so aufgeregten Zustande fände. „Sie müssen sich zu fassen und viel eher Lady Overton zu trösten suchen, als selbst ihr trostlos erscheinen," setzte sie hinzu.

„Ach," erwiederte Luzie, „meine Mutter ist eine so kluge Frau, eine so fromme, gottergebene Christin, die manche harte und ungerechte Handlung, welche sie von meinem Vater zu erdulden hatte, nie ihm nachtrug, immer ihm vergab und dennoch nicht aufhörte ihn zu lieben. Wie sehr nun auch sein Verlust sie schmerzen mag, so wird doch der erst angeführte Grund sie vermögen, daß sie sich demuthsvoll in den Willen Gottes ergiebt und ihren Schmerz darum bekämpft, wie ich es im Stande war, so lange ich noch in London verweilte, und nur jetzt es nicht kann, da ich dem

Ziele unserer Reise mich nähere. Ich verstehe — ja ich begreife mich selbst nicht, wie es kommt, daß die Größe unseres Verlustes weit mehr und deutlicher vor mein inneres Auge tritt, als zur Stelle, wo ich den Todten vor mir sah. Aber Sie können mir es glauben, daß gegenwärtig Alles, was ich, der Heftigkeit meines Vaters wegen, von diesem, und mitunter recht hart, zu leiden hatte, rein aus meinem Gedächtnisse verschwunden ist, und daß ich nur dem Schmerze, ihn verloren zu haben, nachhänge. Sagen Sie mir — warum war es in London nicht derselbe Fall? warum wußte ich mich dort zu trösten?"

„Weil Ihre Gedanken noch mit Anderem beschäftigt waren, als mit Ihrem Verluste," antwortete Mistreß Olmer verständig. „Sie sahen seit dem Tode des Lords Overton täglich den Marquis von Autremont, den Sie liebten, dachten — auch wenn er nicht zugegen war, einen Theil des Tages an ihn. Dann quälte Sie auch wieder der Gedanke, wie es mit Sir Edmund wenden würde mit den Prozeßkosten u. s. w. Dahingegen beschäftigen Sie sich jetzt, wo wir Covelain-Hall näher kommen, ausschließlich mit dem Wiedersehen der Ihrigen, und an sie knüpft sich die Erinnerung an Ihren Verlust. Doch wenn Sie die ersten schmerzvollen Stunden, wo Sie jedes wiederholen müssen, was Sie in London erlebt, über-

wunden haben, so wird auch wieder Ruhe und Ergebung in den Willen Gottes in Ihr Herz einkehren, und Sie beschäftigen sich dann gewiß mehr damit, daß Sie Pläne für Ihre Zukunft entwerfen."

„Ach, beste Mistreß Olmer," sagte Lady Luzie, „ich hoffe, daß mir ein glückliches Loos bevorstehen wird; denn ich liebe Herrn von Autremont, und alle äußeren Verhältnisse sind so gestellt, wie ich sie besser nicht wünschen könnte. Meine theure Mutter wird sorgenlos leben, sie wird meine Geschwister gut erziehen können; mir wird also nur das Eine fehlen, ihre beständige Gegenwart."

„Wenn Herr von Autremont nur wenigstens in London bleiben kann," sagte Mistreß Olmer; „allein auch darauf müssen Sie sich gefaßt machen, daß ihn sein König zurück ruft, und daß Sie sich dann auf lange Zeit, wer weiß ob vielleicht nicht für immer, von Ihrem Vaterlande und von den lieben Ihrigen trennen müssen. Indessen dürfen Sie in einem solchen Falle nicht verzagen; denn in der heiligen Schrift heißt es ja schon: Du sollst Vater und Mutter verlassen und deinem Manne anhängen. So, glaube ich, lauten jene Worte."

„Es wäre sehr traurig, wenn es so käme," sagte Luzie mit einem Seufzer; „denn meine Mutter würde Covelain-Hall nicht verlassen wollen und eben so wenig eines von meinen Geschwistern

von sich geben. Ach, Mistreß Olmer, meine liebe, theuere Mistreß Olmer, wenn es so käme, wäre es Ihnen dann nicht möglich, daß Sie mich nach Paris begleiteten?“

„Sie wissen, meine gute Lady Overton, daß ich meine Schwester und Nichte bei mir habe,“ versetzte Mistreß Olmer, „und so lange besonders meine Schwester lebt, möchte ich mich nicht von dieser trennen. Sollte jedoch die treue Seele früher als ich sterben, und meine Nichte heirathen, was sich ja wohl so finden kann, dann ist es ein Anderes; dann folgte ich Ihnen nach Frankreich und würde die Stelle einer Kammerfrau bei Ihnen versehen. O, ich verstehe Alles, was dazu gehört, und würde es für keine Schande halten Ihnen zu dienen.“

„Nein, nein!“ rief Luzie gerührt aus, „nicht die Stelle meiner Kammerfrau sollten Sie bei mir versehen, sondern meine Freundin sein und bleiben, wie Sie es in den kummervollen Tagen waren, die ich in Ihrem Hause, aber gewiß nicht durch Ihre Schuld verlebt habe; denn diese Zeit, und wie Sie liebevoll gegen mich waren und gütig, werde ich nie vergessen, und der Gedanke, daß Sie künftig ihr Leben bei mir beschließen möchten, hat etwas sehr Beruhigendes für mich. Sollte es aber nicht angehen, daß wir schon jetzt in eine gewisse Verbindung treten könnten? Bis zu diesem

Augenblick habe ich nämlich noch keine eigene Kammerfrau gehabt, sondern die meiner Mutter verrichtete auch bei mir die kleinen Dienstleistungen, deren ich benöthigt war. Allein künftig wird es doch nothwendig werden, daß ich eine bei mir anstelle; denn zwei dergleichen, wie Herr von Autremont es wünscht, sind unnöthig, ich könnte sie nicht beschäftigen. Wie wäre es also, wenn Ihre Nichte diese Stelle annähme? Ich würde sie gewiß gut behandeln."

„Ei, das möchte wohl angehen," meinte Mistreß Olmer; „ich werde nach meiner Zurückkunft in London mit ihr und meiner Schwester darüber sprechen."

Mistreß Olmer war nur froh, daß Lady Overton sich zu beruhigen schien, daß sie nicht mehr weinte und sich auf den Augenblick des Wiedersehens mit den Ihrigen vorbereitete; denn sie bog sich wiederholt aus dem Wagen, um zu erfahren, ob sie Covelain-Hall bald erreichen würden, und als sie näher kamen, als sie, wie schon bemerkt ist, die verschiedenen Personen auf der Terrasse erblickten, da sagte Luzie mit gepreßter Stimme: „Sehen Sie, meine liebe Mistreß Olmer, jene große Frau dort im schwarzen Anzuge ist meine theure Mutter. Ach! wie trug sie sich in früheren Jahren so gerade, dagegen das schon lange nicht

mehr der Fall ist. Viele erlittene Kränkungen haben ihren Nacken gebeugt."

Der Wagen hielt nun unten am Fuße der Terrasse, und die Kammerfrau der Lady Overton, so wie auch einige männliche Diener eilten ihnen entgegen, waren ihnen beim Aussteigen behülflich, und Luzie eilte nun mit beflügelten Schritten in die Arme ihrer Mutter, während sie von ihren kleineren Geschwistern mit einem Ausbruche großer Freude begrüßt wurde.

Nur Lady Overton weinte herzlich, als sie ihre Tochter fest umschloß, ihren Kopf an Luziens Schulter legte und endlich fragte: „Du wolltest ihn mitbringen? Hast Du diesen Entschluß nicht ausgeführt?"

„Doch, meine theure Mutter," antwortete Luzie, „der Sarg folgt mir in einem eigenen Wagen, und dieser hält gegenwärtig vor der Thalmühle. In wenigen Stunden wird er hier eintreffen. Doch — haben Sie schon Vorkehrungen zur Beerdigung getroffen."

„Allerdings, mein geliebtes Kind," antwortete Lady Overton, sich aufrichtend und ihre Thränen trocknend, indem sie dabei fortfuhr: „Du weißt, liebe Luzie, daß der Kirchhof weit von unserer Wohnung entfernt liegt. Ich habe daher mit dem Herrn Vikar Smith gesprochen, ob es nicht besser sei, Lord Overton eine Stelle im Hintergrunde

unseres Gartens einzuräumen, wohin wir ihn betten und seinen Grabeshügel mit einem einfachen Kreuze zieren wollen. Der Herr Vikar war ganz mit meiner Willensmeinung einverstanden, weihte das Plätzchen unter dem großen Apfelbaum ein, wo Lord Overton häufig verweilte; ich ließ hier ein Grab für ihn bereiten, und der Herr Vikar wird gewiß bald hier sein, um die Leiche des Seligen mit uns vereint zu empfangen."

Luzie war mit den Anordnungen, die ihre Mutter getroffen hatte, vollkommen zufrieden und begleitete sie nun in das Haus, nachdem sie ihr Mistreß Olmer vorgestellt, welcher Lady Overton mit Thränen für den Beistand dankte, den sie Luzien in ihren schmerzensvollen Stunden geleistet hatte.

Während Mistreß Olmer mit Elisabeth, Luziens zweiter Schwester, nach dem für sie in Bereitschaft gesetzten Zimmer ging, um eine Verbesserung ihres Anzuges vorzunehmen, und die übrigen Geschwister Claude anwiesen, wohin er das Gepäck aus dem Wagen sollte bringen lassen, saß Luzie im Schlafzimmer ihrer Mutter neben dieser auf einem Sopha im Gespräche begriffen.

Luzie mußte die Vorfälle der letzten Zeit schildern, die sie in London verlebt hatte, und vermied dabei sorgfältig zu erwähnen, daß sie in den beiden Wochen vor dem Tode ihres Vaters über jeden Begriff seiner Heftigkeit und Verdrießlich-

keit wegen, durch ihn gelitten hatte; denn sie wollte dem Todten kein böses Wort nachsagen.

Lady Overton errieth jedoch ihre gute Absicht, belobte sie und fügte hinzu: „Wir wollen es so betrachten, meine liebe Luzie, als wenn es eine Krankheit gewesen wäre, die Lord Overton oft veranlaßte, nicht so uns zu begegnen, wie wir es wohl gewünscht hätten, und ihn deßhalb nur bedauern; denn wie könnte ein Kranker dafür verantwortlich sein, daß er bei einem Anfalle seines Uebels nicht ganz so handelte, wie wir es gern sehen würden, daß es geschehen möchte. Rein und ungetrübt durch eine Erinnerung an Leiden, die er herbeiführte, wollen wir ihm also unser Andenken bewahren und an seinem Grabeshügel uns angeloben, Alles tief in den Hintergrund unseres Gedächtnisses zurückzudrängen, was uns an die traurigen Stunden erinnern will, die wir eben darum, weil er krank war, durch ihn herbei geführt, verlebt haben.“

„Ja, das wollen wir,“ versprach Luzie, ihre Mutter umarmend, „und auch meinen älteren Geschwistern, die schon verständig genug sind, um der Vergangenheit zu gedenken, dasselbe anempfehlen.“

„Es wird noch eine schwere Stunde für mich und für Dich sein, mein liebes Kind,“ fuhr Lady Overton, nach einer kurzen Pause fort, „wenn die Leiche erst hier angelangt sein wird, und wir

sie zu ihrer ewigen Ruhe in ihr kühles Bette senken. Allein wir wollen uns zu fassen suchen, dem Entschlafenen unser Andenken zwar bewahren, für ihn beten, aber jeden Schmerz, der uns beschleichen will, niederkämpfen, und so auch jetzt."

Lady Overton schwieg nun abermals einige Augenblicke, bevor sie sagte: „Du bist, indessen wir uns nicht sahen, meine liebe Tochter, Braut geworden, wie Du mir während Deiner Herreise geschrieben hast."

„Nur mit der Voraussetzung, daß Sie, geliebte Mutter, den Bund unserer Herzen segnen wollen," unterbrach sie Luzie.

„Das werde ich," sagte Lady Overton, „und von ganzem Herzen, sobald ich weiß, daß Herr von Autremont wirklich der brave Mann ist, als welcher er Dir, und der Art wegen, wie er sich gegen Dich benahm, auch mir erscheint."

„Können Sie daran zweifeln?" fragte Luzie, und ihr Ton drückte einen sanften Vorwurf aus.

„Keinesweges," versicherte Lady Overton; „allein ich möchte doch auch gern noch das Urtheil Anderer über ihn hören, bevor ich ihm mein Theuerstes, Dich, meine Luzie, als sein Eigenthum übergebe. Höre ich nur Gutes über ihn, so sollen meine Arme freudig, von meinem Herzen dazu angeführt, ihn umschließen, und dieses wird eben so ihn Sohn nennen, sobald er Dich zum Altar

führt. Doch wenn nicht, so wird auch kein äußerer Vortheil mich bestimmen, in Deine Verbindung mit ihm zu willigen; denn die Ehe ist ein langer und oft ohnehin beschwerlicher Gang durch das Leben, und wir sind nicht immer im Stande, den Pfad zu ebnen, auf dem wir uns verletzen. Aber — wenn wir gleich am Amfange desselben es so finden — wenn wir es wissen und dennoch ihn betreten, so verdienen wir kein Mitleid und tragen nur gerecht die Folgen unserer Schuld. Darum werde ich Erkundigungen über das frühere Leben des Herrn von Autremont einziehen und ihm die Kenntniß davon nicht vorenthalten; denn je höher er Deinen Werth in Anschlag bringt, je weniger kann er mir verargen, daß ich es gleichfalls thue und Dich nicht wie eine Waare, deren Besitz lästig fällt, gleich dem Ersten Besten der sich darum bewirbt, losschlage."

„Aber Sie werden dabei doch schonend und vorsichtig verfahren, meine theure Mutter?" fragte Luzie nun mit bittendem Tone.

„Wie kannst Du daran zweifeln, liebes Kind?" sagte Lady Overton mit halbem Vorwurfe. „Kennst Du mich so wenig, daß Du mir ein nicht zweckmäßiges Verfahren zutrauen kannst? Ja, ich werde ganz vorsichtig, sowohl in Paris, wo noch, wie Du weißt, eine Jugendfreundin von mir lebt, Frau von Vuqueville, Erkundigungen über Herrn von

Autremont einziehen, so wie auch durch unsern Nachbar, den Lord Moore in London, ohne daß dieser die Ursache davon kennen lernt; denn ich habe noch gegen Niemand hier von Deiner Verlobung gesprochen."

„O, so muß ich auch dem Kammerdiener des Marquis gebieten, daß er es unterläßt," unterbrach Luzie schnell ihre Mutter.

„Thue das, meine liebe Luzie," versetzte Lady Overton, „und bitte auch Mistreß Olmer, daß sie nicht darüber spricht. Sage Beiden, daß es mein Wunsch ist, die Sache erst an Deinem achtzehnten Geburtstage bekannt zu machen."

Luzie entfernte sich darauf schnell in ein anderes Zimmer, wohin sie Claude Legai kommen ließ und ihm den Willen ihrer Mutter mittheilte, wie sie auch später mit Mistreß Olmer verfuhr, der sie jedoch die Wahrheit sagte.

Mistreß Olmer stimmte vollkommen den Ansichten der Lady Overton bei; allein sie meinte lachend, die Nachrichten, welche über Herrn von Autremont eingingen, könnten nicht anders wie gut lauten.

Zu der bestimmten Zeit traf der Wagen, welcher die Leiche des Lords Overton brachte, in Covelain-Hall ein, und kurz zuvor kam auch der Vikar Smith, um sie zu empfangen.

Im Ornate ging er ihr entgegen, und ihm folgte Lady Overton, neben ihrer Tochter Luzie hergehend, diesen Beiden die jüngeren Geschwister, ihnen Mistreß Olmer, und Claude Legai beschloß mit der übrigen Dienerschaft den Zug.

Von der männlichen Dienerschaft wurde der Sarg nach dem Garten getragen. Dann, an dem Grabe damit angelangt, hielt der Vikar Smith eine kurze Rede an die Hinterbliebenen, da er nach seinem Gefühle dem Todten selbst wenig Gutes nachsagen konnte, und darauf wurde dieser eingesenkt, während Alle den dabei üblichen Gesang anstimmten.

Der Vikar begleitete die Hinterbliebenen zurück in das Herrnhaus und verweilte hier bei ihnen bis zum Abende; denn Lady Overton schätzte den Ehrenmann, wie er es verdiente, und unterhielt sich gern mit ihm; da er ihr häusliches Verhältniß genau gekannt, ihr öfter Trost zugesprochen, manchesmal dadurch ihren Kummer gemildert und ihr leidendes Herz beruhigt hatte.

Luzie wußte nicht besonders viel von London zu erzählen, da sie nur selten daselbst ihre Wohnung zu einem andern Zwecke verlassen hatte, als um ihren Vater in die des Mr. Norton zu begleiten. Allein um desto besseren Bescheid wußte Mistreß Olmer davon zu geben, und da der Vikar, der in früherer Zeit auch in London gelebt, gar gern davon sprechen hörte, so erzählte die

immer heitere Frau von Allem, was er zu wissen begehrte, während Claude in der Wohnung des Inspectors sich aufhielt und mit dessen Familienmitgliedern den Abend über plauderte, jedoch ohne das Geheimniß von der Verlobung seines Herrn mit Lady Luzie Overton zu verrathen.

Noch zwei Tage verweilte Mistreß Olmer in Covelain-Hall, dann trat sie ihre Rückreise nach London an, wohin sie einen Brief, den Lady Overton geschrieben hatte, an Herrn von Autremont mitnahm, und gleichfalls einen an diesen von Luzien.

In dem Schreiben der Lady Overton hatte diese mit herzlichen Worten ihm für den Beistand gedankt, den er ihrer Tochter geleistet, und auch dafür, daß er ihr die Ehre zugedacht hatte, sie ehlichen zu wollen. Sie hatte ihm gesagt, daß sie mit freudigem Herzen dazu ihre Einwilligung geben würde, falls die über ihn eingezogenen Nachrichten mit ihren Wünschen übereinstimmten, und hatte ihn dringend gebeten, es ihr nicht zu vergen, daß sie diese Maßregeln ergriffen habe.

Auch Luzie entschuldigte ihre Mutter bei Herrn von Autremont und fügte hinzu, daß sie, die sie ihn persönlich kenne und nicht dem mindesten Zweifel wegen seiner Vorzüge in ihrem Herzen Raum gebe, mit Zuversicht annehme, daß ihre Mutter bald durch die Antwort, die sie aus Paris

und London erhalten werde, sich beruhigt, ganz zufrieden gestellt zeigen und in dieser Ueberzeugung an ihn schreiben würde.

Besonders aber gab Luzie mündlich der Mistreß Olmer viele Bestellungen an Herrn von Autremont auf und beschwor sie, ihn ja zu beruhigen, falls er das Verfahren ihrer Mutter, gegen ihre Befürchtung, mißdeuten sollte, und ihm vorzustellen, daß es nicht in ihrer Gewalt gelegen habe, es zu hintertreiben.

Endlich kam der Augenblick, wo Mistreß Olmer den Wagen bestieg, indessen Claude Legai im zweiten ihr folgte, in welchem noch der Gärtner und seine Frau saßen, die Beide einen Oheim besuchen wollten, der in London lebte, und die Gelegenheit, unter einem guten Schutz dahin zu kommen, gern benutzten, weil sie dazu die Erlaubniß von Lady Overton erhalten hatten und Mosje Claude Legai, wie sie ihn nannten, ersuchten, ihnen Gesellschaft zu leisten. Mistreß Olmer sah dies gern, weil sie sonst, wenn sie nicht hätte für stolz gelten wollen, ihm anbieten mußte, ob er nicht zu ihr in den Wagen kommen wolle, da die Witterung sehr unfreundlich und es unmöglich war, daß Claude, wie bei der Hinfahrt nach Covelain-Hall, auf dem Bocke neben dem Kutscher sitzen konnte.

Mistreß Olmer verdient es wohl, daß wir eine

kurze Beschreibung ihrer Person geben und ihrer ganzen Art sich zu benehmen.

Sie zählte zwar, als sie Luziens Bekanntschaft machte, nicht mehr als sieben und dreißig Jahre, allein sie rechnete sich immer selbst zu den alternden Frauen, weil sie sehr wohlbeleibt war, und sie darum sich manches versagen mußte, was Andere, die nicht jünger als sie, sich erlauben konnten.

Selbst in ihrer Blüthenzeit hatte man Mistreß Olmer nicht schön, kaum hübsch nennen können, und sie machte auch gar nie besonderen Anspruch zu gefallen.

Vermögen hatte sie von ihren Eltern, die Beide ihr früh starben, keines geerbt; sie ernährte daher sich, eine ältere Schwester, die Wittwe und beständig krank war, auch deren Kind, mit ihrer Hände Arbeit, bis ein ziemlich wohlhabender, braver, aber nicht mehr junger Mann sie zur Frau begehrte.

Ein anderes junges Mädchen würde sich unglücklich gefühlt haben, wenn sie die Frau des Mr. Olmer hätte werden müssen, der noch außer der Mehrzahl seiner Jahre nicht einmal ein hübscher alter Mann war. Allein Miß Margarethe Crafton besann sich nicht lange, sondern nahm den ihr gewordenen Antrag an und wurde das Muster einer ordentlichen braven Hausfrau.

Der Himmel hatte ihr ein heiteres Tempera-

ment geschenkt, große Genügsamkeit und so viel natürlichen Verstand, daß sie jede Sache meistentheils richtig beurtheilen konnte, die auf ihrem Lebenswege ihr vorkam. Auch pflegte sie bald zu erkennen, wie sie handeln mußte, wenn das Schicksal einen raschen Entschluß von ihr verlangte.

Diese Vorzüge der Natur kamen ihr gut zu statten, als ihr Mann bald nach ihrer Hochzeit erkrankte und an einer Lähmung der ganzen rechten Seite über sechs Jahre zu Bette lag, bevor er starb und sie zu seiner alleinigen Erbin einsetzte.

Von einem Theil des Geldes, das er ihr hinterließ, kaufte sie sich nun ein Haus, vermiethete die einzelnen Zimmer desselben an solche hauptsächlich, die nur auf unbestimmte Zeit nach London kamen, und möblirte alle drei Etagen sehr anständig, um einen desto größeren Gewinn daraus zu ziehen.

So lebte sie völlig sorgenlos, behielt ihre Schwester und deren Tochter bei sich und schlug alle Heirathsanträge aus, weil sie gern völlig unabhängig bleiben wollte.

Als Lord Overton und dessen Tochter zu ihr zogen, hielt sie anfänglich Luzie für sehr stolz, und zwar darum, weil deren hohe, schöne Gestalt etwas Ungewöhnliches für ein junges Mädchen an sich hatte. Allein später, als sie ihren Irrthum

einsah, liebte sie Lady Overton so außerordentlich, daß sie nur mit großer Betrübniß an die Zeit dachte, wo sie sich würde von ihr trennen müssen.

Als daher später Lord Overton plötzlich starb, übernahm sie gern alle Besorgungen, welche Herr von Autremont ihr auftrug, und zeigte sich so theilnehmend bei Luziens Schicksal, daß auch diese die gutmüthige Frau über jede Beschreibung lieb gewann.

Aus diesem Grunde war es ihr ungemein erfreulich, als Mistreß Olmer ihr die Zusage gab, daß sie in der Folge zu ihr ziehen wollte, und selbst für den Fall, daß sie London verlassen würde.

Mistreß Olmer wurde von Herrn von Autremont mit großer Sehnsucht erwartet, und als er die Nachricht von ihrer Ankunft erhalten hatte, eilte er gleich zu ihr, fragte sie lebhaft nach Luziens Befinden, und sie mußte ihm auch den kleinsten Umstand von ihrer Reise wiederholen.

Mistreß Olmer sah ein, daß es am besten wäre, wenn sie Herrn von Autremont erst schilderte, mit welcher großen Liebe Luzie seiner gedachte und so wie er sich nach der Zeit sehnte, wo sie für immer vereint, die Qualen einer Trennung nicht noch einmal zu erdulden brauchten, bevor sie ihm den

Brief der Lady Overton gab, von dem sie annahm, daß sein Inhalt ihn verstimmen würde.

Allein dem war nicht so, vielmehr fand der Marquis die Vorsicht der Lady Overton sehr lobenswerth und meinte, daß er ihr Nachfragen nach seinem Charakter und seiner Lebensweise nicht zu scheuen brauche.

Und darin hatte er vollkommen Recht, denn Böses konnte man ihm auf keine Weise nachsagen; höchstens, daß er Aufwand liebte und seine Ausgaben nicht immer genau mit seiner Einnahme in Verhältniß stellte, was jedoch nur wenige Personen in Paris zu beurtheilen im Stande waren, nur die, welche seine Vermögensumstände genau kannten.

Der nächste Brief, den Herr von Autremont von Luzien erhielt, war in einem von ihrer Mutter eingeschlossen, die ihr nicht eher an ihn zu schreiben erlaubt, bis sie die über ihn gewünschten Nachrichten schon bereits erhalten hatte.

Diese lauteten so befriedigend, daß Lady Overton von Grund des Herzens dadurch erfreut wurde und nun in Ausdrücken an Herrn von Autremont schrieb, die auch ihn zufrieden stellten.

Sie gab ihm aber auch die Zusicherung, daß es ihrer ganzen mütterlichen Autorität bedurft hätte, um ihre Tochter davon abzuhalten, daß sie

ihm nicht eher schrieb, als bis sich die Umstände für ihn so glücklich gestaltet hatten.

Sobald der Marquis dieses Schreiben erhielt, zeigte er seinem Hofe an, daß er sich mit der Tochter des Lords Overton verlobt habe, und machte dieses auch dem einzigen nahen Verwandten bekannt, den er in Frankreich noch am Leben hatte, dem Bruder seines verstorbenen Vaters.

Zu gleicher Zeit machte er auch den beabsichtigten Schritt, sich mit Lady Luzie Overton zu vermählen, in London lautbar, und setzte Alle, die ihn kannten, damit in Erstaunen; denn wo hatte er Lady Luzie kennen lernen, da er London, wie man wußte, nicht auf längere Zeit verlassen? Oder — war sie in London anwesend? Niemand von Lord Overton's früheren Bekannten wußte darum, weil er keinen einzigen von ihnen aufgesucht hatte. Sie zogen daher Erkundigungen über ihn ein, und vernahmen nun die näheren Umstände seines plötzlichen Todes, auch daß er sich zuvor schon einige Wochen in London aufgehalten und während dieser Zeit eine Privatwohnung bewohnt hatte.

Die Jedermann in den ersten Zirkeln in London unbekannte Lady Overton ward von allen jungen Damen, die früher in dem Wahne standen, es könnten ihre Reize Eindruck auf das Herz des Herrn von Autremont machen, beneidet, und einige

von ihnen bemühten sich sogar, sein Andenken an Luzien zu schwächen, indem sie es förmlich darauf anlegten, mit Sturm seine Neigung für sich zu erobern. Allein er verletzte in keiner Beziehung die Treue, welche er Luzien angelobt hatte, und betrieb die Einrichtungen, welche er in seinem Hotel treffen ließ — damit seine junge Gemahlin künftig eben so geschmackvoll als elegant und nur von kostbaren Gegenständen umgeben wohne — mit dem größten Eifer.

Wirklich herrschte auch bald eine wahrhaft fürstliche Pracht in dem Palais des französischen Gesandten von Autremont; aber diese hervorzubringen kostete ihn auch große Summen, und wenn ihm sein als treu bewährter alter Haushofmeister, der diese Stelle schon bei seinem Vater viele Jahre bekleidet hatte, diese Gelder zuschickte, so pflegte er in seinen Briefen manche Bemerkung mit einfließen zu lassen, die er sich wohl erlauben durfte, weil der Marquis die Anhänglichkeit dieses alten Mannes an seine Person kannte und sie zu würdigen wußte.

Alle diese Bemerkungen sollten jedoch bezwecken, daß Herr von Autremont sich mehr einschränken möchte, weil Herr Milleru genöthigt sei, ein Kapital nach dem andern zu kündigen, um es ihm zuzuschicken, wodurch sein Vermögen bedeutend geschmälert würde.

„Nun,“ sagte dann wohl auch Herr von Autremont zu Claude Legai, wenn er eine solche Epistel von seinem lieben alten Charles Millern gelesen hatte, „Du sollst sehen, treue Seele, daß ich Deinen gut gemeinten Rath nicht überhören werde, sobald nur erst mein Hotel eingerichtet, sobald die neue Equipage gekauft, sobald die Hochzeit vorüber, der Schmuck für meine geliebte Luzie angeschafft ist, und noch andere Dinge, die sich nicht alle aufzählen lassen. Dann — ja dann will ich gewiß und wahr meine Ausgaben einschränken.“

Claude Lagai pflegte bei solcher Gelegenheit nicht zu antworten, aber er lächelte, und dieses Lächeln sagte ungefähr: Nun wir werden es ja sehen, oder: „Ich glaube es nicht, und die Zukunft wird es schon zeigen, ob ich mich irre.

Der Bruder von des Marquis verstorbenem Vater besaß ein so großes Vermögen, daß man ohne Uebertreibung es ungeheuer nennen konnte. Er war Wittwer, und sein Neffe künftig, wenn er anders nicht seine Gunst durch irgend ein Versehen verscherzte, sein Universalerbe.

Allein Herr von Autremont that recht gut daran, nicht besonders fest auf diese große Erbschaft zu zählen, denn sein Oheim besaß so viel Eigenheiten und Launen, daß es für ihn beinahe zu den Unmöglichkeiten gehörte, sich immer darein zu fügen, was er von allen Personen, die ihn um=

gaben, oder die sonst in irgend einer Beziehung zu ihm standen, unbedingt verlangte.

Mehr als einmal hatte daher der Marquis von dem Oberhaupte seiner Familie, dem Herzoge von Autremont, die Drohung gegen sich aussprechen hören, daß er ihn enterben werde, wenn er dieses oder jenes nicht thue, wenn er dieses oder jenes unterlasse, aber es war noch nie zu einem förmlichen Bruche zwischen ihnen gekommen.

Eben darum verlernte es der Marquis bald, auf die Drohungen seines Oheims sonderlich zu achten, denn er traute ihm nicht zu, daß er Wort halten würde, und wenn auch, so lag es doch durchaus nicht in dem Charakter des Marquis, daß er sich in irgend einer Art verstellen konnte. Er zeigte sich also bei jeder Gelegenheit dem Herzoge, wie er wirklich war, und nahm mit den Ermahnungen und dem Tadel vorlieb, welcher darauf erfolgte.

Besonders aber eiferte der Herzog beständig dagegen, daß sein Neffe einen so großen Aufwand machte und, wie er sich ausdrückte, sein Geld mit beiden Händen verschleuderte; denn er — nämlich der Herzog — that ganz das Gegentheil, indem er so überaus geizig war, daß man ihn ganz billig als Sprichwort anführen konnte, wenn man einen Menschen beschreiben wollte, der jeden Sou, den

er nothgedrungen ausgeben mußte, dreimal von allen Seiten betrachtete, bevor er ihn, mit einem Seufzer begleitet, aus seiner Hand in eine andere gleiten ließ.

Trotz dem erschien der Herzog an großen Gallatagen bei Hofe und würde es sehr übel genommen haben, wenn Ludwig XIII. bei vorkommenden Gelegenheiten ihm nicht eine Einladung hätte zukommen lassen, wie allen übrigen Großen, die in Paris lebten.

Das Vermögen, welches der Herzog besaß, stammte von seiner Gemahlin her, der es durch verschiedene Erbschaften zugefallen war, und die zu seinen Gunsten darüber verfügt hatte, als ihre letzten Augenblicke herannahten.

Eine nicht unverdiente Dankbarkeit bewog die Herzogin zu dieser Großmuth; denn ihr Gemahl, seiner Zeit einer der schönsten Männer in Frankreich, hatte ihr, gewiß der häßlichsten jungen Dame, die es geben konnte, nicht nur seine Hand gereicht, zum Erstaunen Aller, die dieses Paar kannten, sondern er behandelte sie auch während seiner dreißigjährigen Ehe so überaus zart und aufmerksam, daß sie es für ihre Pflicht hielt, ihn dafür zu belohnen, indem sie ihm, mit völlig freier Disposition, ihr ganzes großes Vermögen durch ein rechtskräftiges Testament vermachte.

Ganz so dem Geiz ergeben wie ihr Gemahl

war die Herzogin nicht; allein sie pflegte doch stets eine lobenswerthe Oekonomie in allen Stücken zu beobachten, und ihr Eheherr suchte sie darin bei weitem zu übertreffen.

So war es schon, als sie noch lebte; doch nach ihrem Tode kam es ärger. Er schaffte seine Dienerschaft ab und behielt nur Anton Fermier, der Kammerdiener, Thürsteher und Lakei, Alles in einer Person wurde. Dagegen aber speisete der Herzog wenigstens leidlich gut, denn er ließ sich das Essen von einem Koche holen.

Kommt es darauf an zu erfahren, ob der Herzog auch in seinen alten Tagen noch Spuren von ehemaliger Schönheit an sich trug, so ist zu erwiedern: nichts weniger als das. Vielmehr war er beinahe durchsichtig dünn, was ihm leider bei seiner sehr großen Figur nicht sehr zu statten kam. Auch hatte gegenwärtig seine Nase eine unverhältnißmäßige Größe zu den übrigen Theilen seines Gesichtes, und seine Zähne waren außerordentlich schlecht geworden.

Unter die unzählbar vielen Sonderbarkeiten, die der Herzog in seinem Charakter und als Gewohnheit hatte, gehörte auch, daß er, ohne einen wichtigen Grund dazu zu haben — wenigstens war nie ein solcher bekannt geworden — Alles, was englischer Abkunft war, über alle Begriffe haßte. Das erstreckte sich auf jeden Gegenstand,

der aus England kam. Nicht den geringsten von der Art schaffte er jemals in seinem Hauswesen an, und seine Dienerschaft konnte in früherer Zeit darauf rechnen, daß jeder von ihnen seine Entlassung erhielt, wenn er es gewagt hätte, in Bezug auf englische Waaren oder dergleichen ihn zu hintergehen, selbst solche zu benutzen, oder gar ihm dergleichen in den Gebrauch zu geben.

Gleich bei seiner Verheirathung hatte der Herzog seine Gemahlin mit allen seinen Sonderbarkeiten, und auch mit dieser bekannt gemacht; er hatte ihr gesagt, daß er besonders alle Engländer hasse, und daß es hinlänglich sei, wenn er einen solchen in Gesellschaft anträfe, daß durch dessen Gegenwart ihm der ganze Abend verbittert würde; ja, daß er dann am liebsten die Gesellschaft unter irgend einem Vorwande verlasse, und gewiß seine Loge im Theater, wenn ein Engländer auf der Bühne vorgestellt werde.

Die Herzogin hatte zwar, indem ihr Gemahl mit allen seinen Sonderbarkeiten und mit seinen Angewohnheiten sie bekannt machte, gelächelt, allein sie wollte es sich zum Grundsatze machen, in allen Stücken während ihrer Ehe ihm willfährig zu sein, niemals wissentlich seinen Absichten entgegenzuhandeln, um nur nicht Unfrieden in ihren häuslichen Verhältnissen herbeizuführen, der ihr mehr als der Tod zuwider gewesen wäre, und aus

diesem Grunde ging sie in Alles ein, was er wollte, oder auch nur vorschlug.

So war es im Anfange ihrer Ehe, mit dem Herzoge von Autremont, und als sie sich später überzeugen mußte, daß sie nicht Ursache fand, ihre Nachgiebigkeit zu bereuen, indem er dagegen auch jeden ihrer Wünsche befriedigte, wenn sie den seinigen nur nicht widerstritten, und überhaupt in jeder andern Beziehung ihr so liebreich begegnete, wie es nur hätte sein können, falls sie die erste Schönheit in ganz Paris gewesen wäre, auch niemals sich eine Untreue gegen sie zu Schulden kommen ließ. So blieb sie bis an ihren Tod bei einer Gewohnheit, die ihr ein glückliches Leben in ihrer Ehe zuwege gebracht hatte. Also auch sie bediente sich nie einer Sache, die aus England abstammte, las nie ein englisches Buch und suchte es überhaupt zu verbergen, daß sie der Sprache des Nachbarlandes so gut mächtig war, als der französischen.

Sei es nun, daß der Marquis von Autremont nie von dieser Sonderbarkeit seines Oheims gehört hatte, ob er sie nicht beachtete, ob er nicht daran dachte, indem er Luzie Overton um ihre Hand bat: genug, es kümmerte ihn zu der Zeit nicht, daß der Herzog England und Alles, was es einschloß, haßte; ja, es fiel ihm sogar nicht ein, als er bereits schon an den Herzog geschrieben

und ihn mit seinem Entschlusse, die Tochter des Lords Overton ehlichen zu wollen, bekannt gemacht hatte.

Besondere Anhänglichkeit an seinen Oheim besaß der Marquis von Autremont nicht, denn jener war nicht der Mann, welcher es verstand, sich solche bei einem Kinde, oder bei einem Jüngling zu erwerben, und seine Gemahlin zu häßlich, als daß ein Kind, oder später der Marquis als Jungling gern bei ihr verweilen mochte. Er besuchte daher Beide zu der Zeit, als noch seine Eltern lebten, nur darum, weil diese darauf bestanden, und nach ihrem Tode bloß an solchen Tagen, wenn es der Anstand erforderte.

Aus diesem Grunde hatte der Marquis auch niemals Gelegenheit die guten Seiten seiner Tante kennen zu lernen, oder sie besaßen wenigstens nicht so vielen Werth für ihn, daß er um ihrerwillen sich in Gegenwart ihres Gemahls Zwang auflegen wollte; denn der Herzog fand fortwährend, seiner Meinung nach, Ursache, ihn zu tadeln. Bald gefiel ihm der Anzug seines Neffen nicht, bald nicht sein Umgang, bald nicht, daß er sich statt eines Reitpferdes deren drei hielt und eine zu prachtvolle Equipage, und so fand er immer Gelegenheit, ihm Sittenpredigten zu halten, womit er ihm den Aufenthalt in seinem Hause vergällte.

Hätte der Herzog nun noch auf irgend eine Weise seinen Neffen dafür zu entschädigen gesucht, daß er sich über ihn entweder ärgern mußte, oder sich langweilte, wenn er öfter, als es die höchste Nothwendigkeit erforderte, ihn besuchte, so würde der Marquis darum ihm vielleicht doch ein Opfer mit seiner Zeit gebracht haben. Allein davon war niemals die Rede; weder Geld noch sonst Geschenke erhielt der junge Mann von dem Herzoge, nur erbauliche Ermahnungen, und sie hatte er nicht Lust anzuhören. Aus diesem Grunde also sah man ihn nur selten in der Behausung seines Oheims.

Als es ihm einfiel, was dieser wohl dazu sagen würde, daß er sich mit einer Engländerin verlobt habe, erinnerte er sich auch zugleich an jeden einzelnen Umstand, der bei seinem letzten Besuche im Hause des Herzogs von Autremont statt fand, und besonders an dessen Aeußerung, als er endlich von ihm Abschied nahm. Sie aber lautete: „Du gehst nun hin in das Land, welches mir ein Gräuel ist, und meinst, daß Du nicht anders kannst. Mein Rath, es zu unterlassen, blieb bei Dir ohne Wirkung, und ich will Dir damit nicht weiter beschwerlich fallen, wie ich überhaupt Niemand gern meine Ansichten aufdringe. Allein ich sage es Dir im voraus, wenn Du etwa unkluger Weise auf den Gedanken kommen solltest, Dir in England eine Frau zu nehmen, die dort geboren ist, so vermache ich

mein ganzes Vermögen an Spitäler und an Kirchen, und so wie ich denkt auch Deine Tante."

Bei diesen Worten sah er diese an, indem er fragte: „Constanze, ist es nicht so, wie ich sage?"

Sie nickte bejahend mit dem Kopfe; aber in ihrem Auge zitterte eine Thräne, und der Marquis nahm es als einen Beweis, daß die Herzogin anders dachte und fühlte, als sie nun zeigen mußte. Von dieser Stunde an liebte er sie also bei weitem mehr als früher.

Sechs Monate darauf starb die brave Frau, und ihr Gatte meldete dieses Ereigniß seinem Neffen in einem Briefe, der nur Aeußerungen seines tiefen Schmerzes über seinen Verlust enthielt, nebenbei aber doch auch eine Beschreibung davon, wie er sich künftig in seiner Häuslichkeit einrichten werde.

Auf diesen Brief antwortete der Marquis, drückte mit herzlich gemeinten Worten seine Theilnahme an dem Verluste seines Oheims aus; aber seitdem hörte er keine Nachricht mehr von diesem. Nicht eine Zeile schrieb der Herzog an seinen Neffen, obgleich dieser ihm einigemal mit einem besseren Beispiele voranging und es nur unterließ, als sich kein guter Erfolg davon zeigte.

Es kam daher aus dem angeführten Grunde so, daß der Marquis entweder gar nicht, oder

doch mit gerechtem Unwillen an seinen Oheim dachte.

Endlich aber, als er von Lady Overton die Einwilligung in seine ehliche Verbindung mit ihrer Tochter erhielt, fand er es doch für gut, dieses wichtige Ereigniß dem Herzoge von Autremont zu melden, der ihm darauf kurz zurück schrieb:

„Mein lieber Neffe!

„Ich will hoffen, daß Deine Braut nicht „in England geboren ist. Wäre es aber doch „so, dann erinnere Dich an die Worte, welche „ich damals zu Dir sagte, als Du so höflich „warst zu mir zu kommen, um Abschied von „mir zu nehmen.

„Uebrigens bleibt Dir gewogen Dein

„Oheim

„Herzog von Autremont.

„Paris, den 12. September 1623."

Der Inhalt dieses Briefes war dem Marquis nicht angenehm, denn er kannte den Eigensinn des Herzogs, mit dem er jede einmal behauptete Meinung beizubehalten pflegte; jedoch nahm er an, daß Luziens Schönheit und Liebenswürdigkeit, wenn er ihm künftig das liebe Wesen zuführte, das Herz seines Oheims bald für sich einnehmen würden, und überhaupt fühlte er sich gegenwärtig als Luziens Verlobter zu glückselig, als daß er an irgend eine ihm unangenehme Sache gern län-

ger denken mochte, wie es gerade nothwendig zu sein ihm vorkam.

Der Briefwechsel zwischen Luzie Overton und dem Marquis von Autremont war sehr lebhaft, und dieser drang darauf, daß ihre Vermählung bis zum Anfange des Winters festgestellt sein möchte, weil er dann mit jeder in seinem Hotel getroffenen Einrichtung schon bereits in Ordnung gekommen sei.

Auch Lady Overton war damit einverstanden, und nach ihrer gegenseitig getroffenen Verabredung sollte der Marquis zur Hochzeit nach Covelain-Hall kommen; sie sollte dort gefeiert werden, und dann wollte das junge Paar nach London zurückkehren, zuerst aber nach Paris gehen, weil der Marquis beabsichtigte, seine Gemahlin Ludwig XIII. und seinem Hofe vorzustellen.

Hier in Paris gedachten sie sich etwa vierzehn Tage aufzuhalten, und beabsichtigten, darauf auf einer ländlichen Besitzung zu verweilen, die sich in der Nähe von Fontainebleau befand und wie dieses Lustschloß, mit dessen Grundeigenthum es grenzte, von einem Walde umgeben war, in dessen Mitte das kleine Schloß sich befand, welches seit undenklich langer Zeit der Familie Autremont zugehörte, aber nie dauernd von einem Mitglied derselben bewohnt wurde. Dies geschah darum nicht, weil es noch ganz im alten Styl erbaut und

in gleicher Weise in seinem Innern eingerichtet, auch mit Möbeln versehen war, welchen man auf den ersten Blick ansah, wie viele Jahre sie schon zählten; denn nach einer Verfügung, die zu seiner Zeit ein Ahnherr der Familie Autremont getroffen — der auch dem Schlosse seinen Namen gegeben hatte — durfte diese Besitzung weder verkauft, noch mit Schulden belastet, und keine Abänderung irgend einer Art, weder in dem Gebäude selbst, noch in seiner Einrichtung, vorgenommen werden. Vielmehr mußte es ganz so, wie es war, erhalten bleiben; dazu hatte sein damaliger Eigenthümer ein Kapital ausgesetzt und dieses in einer Staatskasse gegen die üblichen Zinsen niedergelegt.

Allein das Schloß mit dem Walde, samt seinem Garten und den dazu gehörigen Ländereien, fiel nicht etwa dem Aeltesten aus der Familie Autremont zur Benutzung zu — denn in diesem Falle hätte der Herzog darauf Ansprüche gehabt — sondern dem Jüngsten, mithin dem Marquis. Aber dieser hatte nie Lust gehabt, sich in dem alten Schlosse aufzuhalten, vielweniger ganz da zu wohnen. Höchstens — so lange er noch in Paris lebte — im Jahr einmal fuhr, oder ritt er hin, nahm Rücksprache mit dem Kastellan; ließ sich von ihm Rechnung ablegen über die Einnahme, welche ihm die Verpachtung der Ländereien brachte, die zu dieser Besitzung gehörten,

notirte sich die Ausbesserungen an, welche im nächsten Jahr vorgenommen werden sollten, zahlte das ihm bestimmte Gehalt aus, hörte Alles an, was er ihm zu sagen hatte, und entfernte sich, um erst nach Jahresfrist wieder zu kommen.

Glücklicher Weise war der Kastellan ein ehrlicher Mann, der keinen Sou von den eingegangenen Geldern unterschlug, sondern gewissenhaft in allen Stücken verfuhr und eben so ehrlich dem Haushofmeisten des Marquis in der Folge Rechenschaft ablegte, als dieser nicht mehr selbst zu ihm kommen konnte, weil er nach England auf seinen Posten als Gesandter abgereist war.

Das Einkommen dieser Besitzung konnte mit dem des übrigen Vermögens, welches der Marquis von seinem Vater geerbt hatte, nicht in Vergleich gebracht werden; er setzte also auch auf das Schloß Autremont keinen allzu großen Werth und würde es unfehlbar veräußert haben, wenn er es gekonnt hätte.

Eben so wenig beachtete er es, daß in dem Familienarchive, oder auch Bibliothekzimmer genannt, obgleich wenige Bücher darin gefunden wurden, desto mehr beschriebene Papiere in verschiedenen Kasten lagen, zu welchen er die Schlüssel selbst in Verwahrung hatte, dagegen alle übrigen des Schlosses in den Händen des Kastellans waren, außer denen zu den Gemächern, welche sich

in dem einen Thurm befanden, die gleichfalls der Marquis aufbewahrte.

Jeden Monat wurden die sämmtlichen Zimmer im Schlosse Autremont vom Staube gereinigt, nur nicht eben jene Thurmzimmer, die immer verschlossen bleiben, wie denn überhaupt auf ihnen eine Art Geheimniß ruhte, über welches jedoch nicht einmal der Kastellan eine Aufklärung geben konnte, der doch sonst genau über Alles Bescheid zu geben wußte, und dessen Frau durchaus behaupten wollte, daß es dort spuke.

Dann wurden regelmäßig auch am Ende eines jeden Winters die Teppiche, welche zum Theil sehr kostbar waren, aus den Zimmern genommen, ausgeklopft, sonst gereinigt und wie in der besten Haushaltung verwahrt, damit die Motten sie nicht beschädigen konnten, und kurz gesagt, der Kastellan verfuhr ganz so, wie er gethan hätte, wenn seine Herrschaft nur verreist gewesen wären, jeden Augenblick eintreffen konnte und das alte Schloß bewohnen wollte.

Das geschah jedoch Alles nicht darum, weil der alte Mann einen besonderen Hang fühlte, so zu verfahren, sondern er war dazu bei seiner Anstellung verpflichtet worden, und ganz derselbe Fall fand bei allen seinen Vorgängern statt.

Aus diesem Grunde sahen alle die Möbeln und sonstigen Gegenstände, welche sich im Schlosse vor-

fanden, zwar ganz außerordentlich altmodisch aus, so wie Niemand sich erinnern konnte, Aehnliches gesehen zu haben, aber dabei eben so sauber und gut erhalten.

Wenn jedoch eine solche Reinigung der Zimmer und Sachen im Schlosse stattfand, so wurden nicht etwa fremde Leute dazu genommen, die im Tagelohn arbeiteten. Nein, das wäre gegen das vorgeschriebene Gesetz gewesen; sondern die Kastellanin selbst und eine Magd, die schon lange bei ihr im Dienste stand, auf deren Treue sie sich mithin verlassen konnte, mußte sich diesem Geschäfte unterziehen. Es kam mithin selten ein Anderer als der Kastellan, seine Ehegattin, ihr Gesinde und entweder der Marquis von Autremont, oder, seitdem dieser von Paris abwesend war, sein dort befindlicher Haushofmeister in den Bezirk des Schlosses, das erst durch einen breiten Graben, über welchen eine Zugbrücke führte, die aber beständig aufgezogen, von dem Walde getrennt war, in dem es sich befand, und dann auch durch ein sehr hohes eisernes Gitter.

Ein Thor verschloß dieses, und wenn man die Brücke herunter ließ, öffnete man zugleich diesen Eingang in das Schloß. Nur wenn der Marquis selbst sich darin aufhielt, konnte man ungehindert sich hineinbegeben.

An der Zugbrücke war ein großes Horn ange-

bracht, und dahinein mußte man stoßen, wenn man in das Schloß eingelassen zu werden begehrte. Der Ton jedoch, den man in diesem Falle hervorbrachte, war so laut, daß er weit und breit zu hören war, und klang so hohl, daß er auf jeden, der ihn zum ersten Male vernahm, einen beinahe erschütternd unangenehmen Eindruck machte.

Der Marquis traf die Vorkehrung, daß ein Anderer, der aus Paris von Ludwig XIII. nach London in seine Stelle geschickt wurde, der Graf von Penn de Latour, seine Geschäfte ohne Nachtheil für diese, so lange versehen konnte, bis er wieder zurückkehrte; er hatte daher nicht Ursache, sich damit zu übereilen. Jedoch wollte er selbst nicht, daß seine Abwesenheit von London länger, als spätstens zwei Monate dauern sollte.

Aus diesem Grunde rechnete er auch darauf, sich nur wenige Tage nach seiner Hochzeit in Covelain-Hall aufzuhalten, bevor sie erst nach London gingen — er hatte seinen früheren Plan, London vorläufig nicht zu berühren, sondern sich geraden Weges nach Dover zu begeben, auf Luziens Bitten abgeändert, weil sie nun hoffen durfte, Mistreß Olmer bei ihrer Trauung zugegen zu sehen, die nur dann kommen wollte, wenn Luzie selbst sie wieder nach London bringen wollte, worein der

Marquis auch gern einwilligte — und machte seine Braut damit bekannt.

Luzie glaubte ihm dafür so dankbar verpflichtet zu sein, daß er ihren Wunsch erfüllt und seinen Reiseplan abgeändert hatte, daß sie es nicht wagte ihn um eine Verlängerung seines Aufenthaltes in Covelain-Hall zu bitten. Vielmehr richtete sie sich ganz so ein, daß sie von da abreisen konnte, wann er es begehrte.

Sobald Luzie ihm ihren Wunsch ausgesprochen hatte, daß er Mistreß Olmer sein Versprechen geben möchte, daß sie Beide die ihnen mit so vieler Treue und Anhänglichkeit Ergebene selbst nach London zurückbringen wollten, damit sie nur bei ihrer Trauung zugegen sein könnte — was außerdem nicht angegangen wäre, da sie eine unüberwindliche Furcht hatte allein zu reisen — beschloß er, auch seine junge Gemahlin bei ihrem Eintritte in sein Hotel zu überraschen, und zwar auf seine Art und Weise.

Diese jedoch war niemals einfach und unscheinbar, sondern immer so glanzvoll wie irgend möglich, und so auch jetzt, ohne daß er bei seinem Vorhaben in Betrachtung zog, daß er ganz und gar nicht nach Luziens Sinn und Geschmack handelte, die, an ein sehr stilles Leben gewöhnt, nur daran Freude finden konnte, sich Genüsse zu verschaffen, die ein solches ihr anbot.

Lesen mochte sie gern, malen, die Harfe spielen und dazu singen, was sie meisterhaft verstand, ihre Blumen pflegen, weibliche feine Arbeiten verfertigen und mit ihrem Pappchen tändeln.

Mehr zu thun hatte Lord Overton seiner Tochter eben so wenig erlaubt, wie seine Gemahlin es durfte, weil er befürchtete, man möchte daraus, wenn sie sich solchen Arbeiten unterzögen, die ihnen nicht zukamen, auf seine beschränkten Umstände schließen, und es würde seinen ganzen Stolz empört haben, wenn man ihn für so wenig vermögend gehalten hätte, wie er doch in der That es war.

Darum hielt er seinen Kindern stets einen Hauslehrer, der in jeder Beziehung den Zweck erfüllte, welchen Lord Overton damit verband, nämlich ihnen eine ausgezeichnet gute Erziehung zu geben; doch die dadurch verursachten Kosten standen nicht mit seiner Einnahme in einem Verhältnisse, die immer geringer wurde, je länger er Prozesse führte und sonst Zahlungen leisten mußte, zu welchen er in der Regel selbst die Veranlassung gab.

Aber nicht allein der Gehalt war sehr hoch, welchen er solchem Lehrer geben mußte, der bei jedem Andern gewiß mit weniger zufrieden gewesen wäre, bei dem er ohne Aerger und Verdruß seine Tage hätte verleben können — wie es sich auch nach dem Tode des Lords auswies, da derselbe Lehrer

für einen weit geringeren Gehalt bei der Wittwe des Verstorbenen blieb — sondern er hielt sich auch einen eigenen Musiklehrer, und beinahe unausgesetzt verweilte ein geschickter Maler auf Covelain-Hall.

Beides jedoch war unnöthig, da in der Regel der angestellte Hauslehrer, selbst musikalisch, den Kindern des Lords Unterricht in der Musik und beim Zeichnen hätte ertheilen können. Aber freilich, dann wäre es im Hause des Lords Overton nur so gewesen wie bei allen seinen Nachbarn, und das war es, was er nicht wollte. Seine Kinder sollten mehr wissen, sie sollten eine höhere Bildung erhalten als alle, die er kannte, und so kam es zwar in der That, allein die Opfer, welche er darum brachte, ruinirten seine Vermögensumstände immer mehr.

Nach dem Erwähnten ist es begreiflich zu finden, wie es kam, daß Luzie im ganzen Sinne des Wortes solche feine Bildung in allen Stücken besaß, wie nur eine junge Dame aus den ersten Zirkeln des höchsten Adels in London sie haben konnte, und daß sowohl ihre äußere Erscheinung — welche dadurch noch bedeutend gehoben wurde, daß eine der ersten Modistinnen in Paris nach dem Willen des Marquis für die Einrichtung der Garderobe der künftigen jungen Frau hatte Sorge tragen und ihr diejenigen Gegenstände zuschicken

mußte, die sie noch in England brauchte, dagegen sie alles Uebrige bei ihrer Ankunft in Paris vorfinden sollte — wie ihre Unterhaltung Jedermann vollkommen befriedigte, der ihre Bekanntschaft machte.

Herr von Autremont wollte es nämlich so anordnen, daß er erst gegen Abend mit seiner jungen Gemahlin in London einträfe, daß dann die sämtlichen Zimmer in seinem Hotel erleuchtet und festlich ausgeschmückt wären, daß sich eine große und gewählte Gesellschaft daselbst befände, und daß Luzie von dieser als Königin des Festes empfangen würde.

In ihrem Ankleidezimmer sollte ein kostbarer vollständiger Anzug für sie bereit liegen, damit sie sich dessen sogleich bedienen könnte, auch der reiche Schmuck, den er ihr zum Brautgeschenk bestimmt hatte.

Dieser stammte zwar von seiner Mutter her, und er brauchte für die Steine selbst kein Geld auszugeben, allein so wie diese Gegenstände waren, konnte Luzie sie unmöglich benutzen. Sie mußten umgefaßt werden, und das ins Werk zu setzen kostete große Summen; allein in Paris war das Alles nach des Herrn von Autremont Angabe ausgeführt worden, trotz dem, daß sein Haushofmeister der bedeutenden Ausgaben wegen ihm davon abgerathen hatte.

Claude Legai war nur deßhalb in London zurückgeblieben, damit er nach dem Geschmacke seines Herrn, den er genau kannte, alle Anordnungen ausführen konnte, und er machte dabei sich selbst Ehre.

Ueberhaupt konnte man nicht leicht einen besseren, mit allen Zweigen seiner Stellung vertrauteren und umsichtigeren Diener finden, als diesen Claude Legai, aber auch keinen der zur Verschwendung mehr geneigt war, als er, keinen leichtsinnigeren jungen Menschen. Schon seine Treue für den Marquis zeichnete ihn vorzüglich vor seines Gleichen sonst aus, denn er würde lieber gehungert, als diesem einen geringen Nachtheil verursacht haben, und eben so wie gegen seinen Herrn dachte er auch nun gegen dessen künftige Gemahlin.

Aus diesem Grunde meinte er jetzt, es könnte nichts prachtvoll genug zu ihrem Empfange eingerichtet werden, und verschwendete förmlich Geld, um diese Ansicht nur durchführen zu können.

Ueberdies wollten sich aber nicht nur die ersten Großen des Hofes und alle in London anwesenden Gesandten anderer Reiche in der Abendgesellschaft einfinden, wie der Marquis gewiß wußte, daß es geschehen würde, sondern die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses sogar erscheinen, und wer konnte wissen, ob nicht der König

und dessen Gemahlin selbst; denn dieser hatte nicht ungegründete Ursache, ein sehr gutes Vernehmen mit Frankreich zu unterhalten, mithin auch dessen Gesandten auf eine feine Weise zu schmeicheln. Das aber konnte nun dadurch geschehen, daß Jakob I. und dessen Gemahlin die Abendgesellschaft durch ihre Gegenwart persönlich beehrten, welche der Marquis von Autremont zur Ankunft seiner jungen Gemahlin veranstaltet hatte.

Zwar legte der Marquis mit Mistreß Olmer die Reise nach Covelain-Hall zurück; allein er hütete sich dieser mitzutheilen, welche Art von Ueberraschung er seiner jungen Gemahlin bereiten wollte.

Er verschwieg es ihr deßhalb, weil er wußte, daß Mistreß Olmer durchaus nicht mit seiner Ansicht und seinen Einrichtungen einverstanden gewesen wäre, da sie mit ihrer natürlichen Offenherzigkeit, die sie immer sprechen hieß, wie sie dachte, ihn schon öfter darum getadelt hatte, daß er einen, wie sie meinte und auch dabei nicht irrte, zu großen Aufwand machte.

Ueberdies kannte Mistreß Olmer seine Braut genau, mußte daher sich überzeugt halten, wie es in seinem Innern auch der Marquis war, daß ihr bei weitem kein Gefallen damit geschähe, wenn er sie nun in eine ihr noch fremde Lage setzte, und deßhalb war zu befürchten, daß sie Luzie damit

bekannt machte, was er vorhabe. In solchem Falle aber konnte es leicht geschehen, daß sie dem widersprach, daß sie mit Bitten nicht nachgab, bis er seinen Plan aufgeben wollte, was doch ganz unmöglich war, sobald er, wie es bereits geschehen, einmal die Einleitung dazu getroffen hatte.

Aus diesem Grunde verbot er auch seinem Kammerdiener Claude darüber zu sprechen, damit nicht sein Project etwa an die Nichte der Mistreß Olmer verrathen würde, mit welcher sich der Leichtsinnige gar zu gern zu unterhalten pflegte.

Luzie Overton und die Ihrigen empfingen den Marquis und dessen Begleiterin mit großer Freude, und weil bereits die Anstalten zu ihrer Trauung getroffen waren, so konnte die Hochzeit auch schon am zweiten Tage nach ihrer Ankunft vor sich gehen.

Lady Overton hatte, nach dem Wunsche ihrer Tochter, alle diejenigen dazu eingeladen, mit welchen sie bei Lebzeiten ihres Gemahls im Umgange stand, Alle, die so oft um ihrerwillen das Opfer gebracht hatten, ihn zu besuchen, wofür die Damen ihnen noch jetzt gern ihre Dankbarkeit bezeugen wollten, obgleich Lady Overton sich vorgenommen hatte, in der Folge so eingezogen wie möglich zu leben, mithin keinen fortdauernden Umgang mit jenen zu unterhalten, was sie ihr auch keinesweges verdenken konnten.

Allein jetzt vermochte sie ihnen eine Ehre zu erzeigen, und das wollte sie nach ihren Kräften, da überdies Luzie den Wunsch hegte alle die guten Menschen noch einmal um sich froh zu sehen, bevor sie Covelain-Hall — wer konnte es vorherwissen auf wie lange, vielleicht gar auf immer — verlassen mußte.

Lady Overton hatte nicht so viele Bedienung, daß es unnöthig gewesen wäre, wenn Luzie bei den Besorgungen zu ihrem Hochzeitsfeste zuweilen hülfreiche Hand geleistet hätte. Vielmehr traten Fälle ein, wo es nicht anders anging, und solche waren dem Marquis durchaus nicht angenehm, der gar keinen Begriff davon hatte, daß man eine unbequeme Beschäftigung selbst verrichten wollte, wenn man Leute finden konnte, die sie für Geld übernahmen.

Allein zum Theil war es nicht so, wie der Marquis sich vorstellte; denn Personen, welche eine grobe häusliche Arbeit zu besorgen vermochten, fanden sich allerdings in Covelain-Hall und in dessen nächster Umgebung eine Menge; jedoch solche, die jedes feinere Geschäft verrichten konnten, ohne erst dazu eine weitläufige Anleitung zu erhalten, die allenfalls so lang gedauert hätte, wie Lady Overton oder ihre Tochter Zeit brauchten, um es ohne Beihülfe selbst zu beseitigen, gar nicht. In den meisten Fällen zogen sie also das Letztere

vor, und darum konnte Luzie begreiflich ihrem Verlobten nicht beständig Gesellschaft leisten; das aber war es, was er am meisten mißbilligte und sich sogar gegen Mistreß Olmer darüber aussprach.

Allein diese, daran gewöhnt, im gewöhnlichen Leben bei der geringfügigsten Gelegenheit so thätig zu sein, wie nun Luzie es war, lachte bei des Marquis Klagen und vermehrte dadurch seine Verdrießlichkeit, weßhalb er ausrief: „Nein, es ist zu arg — in Küche und Keller herumzustreifen und solche Beschäftigungen vorzunehmen, die allenfalls für eine Wirthschafterin passend sind — ich würde es nicht lange ertragen, so etwas mitanzusehen. Deßhalb werden wir auch gleich nach der Hochzeit abreisen; sonst kommt es wohl so, daß die Marquise von Autremont, welche wenige Wochen darauf nur Fürsten und Grafen in ihrer nächsten Umgebung sehen wird, mit Hand anlegen muß, um Alles hier im Hause in gehörige Ordnung zu bringen.“

„So schlimm wird es nicht kommen,“ erwiederte Mistreß Olmer mit guter Laune, worauf sie hinzu setzte: „Ich werde aber jetzt in ihre Stelle treten und Lady Overton Beistand leisten, denn ich habe schon die Mandeln, welche in den Pudding kommen, klein geschnitten und den Zucker, der zur

zweiten Mehlspeise benöthigt ist, auf den Zitronen abgerieben."

„Ach, ich würde mich verschwören, in meinem ganzen Leben keine Mehlspeise mehr zu essen, wenn meine Gemahlin erst den Zucker auf Zitronen abreiben müßte," sagte der Marquis, immer noch unwillig. Allein Mistreß Olmer gab ihm weiter keine Antwort darauf, sondern verließ ihn laut lachend.

Luzie, die nun gleich in das Zimmer kam, wußte durch freundliches Zureden ihren Verlobten bald zu besänftigen, aber er nahm ihr doch das Versprechen ab, daß sie nicht mehr selbst Hand anlegen wollte bei den Zubereitungen zum hochzeitlichen Mahle.

„Sie passen ein für allemal nicht für dergleichen Beschäftigungen," sagte der Marquis, schon wieder beruhigter. „Die Gestalt einer Juno, und vielleicht einen Mörser in der Hand, um Zimmet zu stoßen! Ich möchte Sie nicht mehr so gern wie jetzt küssen wollen, wenn ich Sie damit beschäftigt anträfe."

Luzie dankte ihm für den schmeichelhaften Vergleich und unterließ es wirklich, Lady Overton Beistand zu leisten, was diese auch gar nicht mehr verlangte, nachdem Mistreß Olmer sie mit des Marquis Mißvergnügen darüber bekannt gemacht hatte. Aber selbst nun, da er doch weiter in keiner

Art mehr deßhalb etwas zu leiden, oder eine Unbequemlichkeit zu ertragen hatte, ärgerte sich der Marquis im Stillen, indem er das Treiben im Hause wahrnahm und das Hin- und Herlaufen der verschiedenen Personen, die mit den Vorbereitungen zum hochzeitlichen Mahle beschäftigt waren.

Endlich trat denn die Zeit ein, wo die Gäste anlangten, welche alle bei der Trauung schon zugegen sein sollten, und nachdem sie sämmtlich in einem großen Saale versammelt waren, kam der Marquis aus seinem Zimmer, um die Braut aus dem ihrigen in den Kreis der Gesellschaft abzuholen.

Der Anzug des Marquis war von violettem Sammet und außerordentlich reich mit Gold gestickt. Sein Baret bestand aus weißem Atlas, allein man konnte davon nur wenig sehen, so reich waren die Verzierungen daran von edeln Steinen und ächten Perlen angebracht.

Auch die Knöpfe an seinem Wamms waren von Diamanten; dann die Knieschnallen und die an seinen Schuhen. Von seinem Baret aber hing über seine linke Schulter eine sehr kostbare lange weiße Feder herab, und sein ganz kurzer Mantel war von eben dieser Farbe, reich mit Gold gestickt; Alles von Lyoner Arbeit.

Luzie hatte es sich von ihm als eine besondere

Gunst erbeten, daß sie sich an ihrem Hochzeitstage ganz nach ihrem eigenen Willen und Geschmack kleiden dürfe, und Mistreß Olmer nach ihrer Angabe den ganzen Anzug in London verfertigen lassen.

Der Marquis hatte ihn nicht vorher gesehen und war der Meinung, daß es eigentlich ziemlich gleich wäre, von welcher Farbe, Stoff und Schnitt ihre Kleidung sei, da die geladenen Gäste schwerlich ihren Anzug beurtheilen könnten. Aber beinahe erschrocken blieb er stehen und starrte sie an, als Luzie ihm in demselben ganz einfachen weißen Musselinkleid aus ihrem Zimmer entgegentrat, welches sie damals trug, als er sie zum ersten Male gesehen. Oefter schon hatte er ihr beschrieben, welchen Eindruck sie gleich auf sein Herz gemacht, als sie an der Seite ihres Vaters zu Mr. Norton gegangen sei.

Luzie war schön in diesem einfachen Musselinkleide, und ihrem Verlobten schien sie es noch weit mehr zu sein. Kein anderes noch so kostbares würde sie besser gekleidet haben als dieses, aber es paßte sich doch durchaus nicht für das heutige Fest, und er konnte nicht umhin, seine Ansicht auszusprechen.

Sie hörte ihm lächelnd zu und sagte endlich ganz einfach: „Gefalle ich Ihnen in diesem Kleide?“

„Welche Frage!“ erwiederte der Marquis, „allein Sie müssen mir doch eingestehen, daß es kein Anzug passend für heute ist. Gott! warum habe ich nicht daran gedacht, mit Ihnen darüber zu sprechen, wie es zweckmäßig wäre, daß Sie sich an unserm Hochzeitsfeste kleideten! Doch ich habe Ihnen zugetraut, daß —“

„Daß ich verstehen würde, was sich schickt,“ ergänzte Luzie seine Worte, als der Marquis stockte, und ihr Ton drückte nicht Empfindlichkeit, aber eine Art Wehmuth aus, indem sie fortfuhr: „Ich habe geglaubt, daß ich in diesem Kleide Ihnen besser gefallen würde, als in jedem andern, und deßhalb es angelegt. Mir ist es lieber als jedes, welches ich von Paris bekäme, und wäre dieses auch noch so prachtvoll. Es ist mithin ein Irrthum von meiner Seite, daß ich glaubte, es wäre bei Ihnen derselbe Fall — verzeihen Sie —“

„Auch mir ist dieser Anzug sehr lieb, ich sehe ihn ungemein gern,“ fiel ihr der Marquis in die Rede, und man hörte ihm an, daß er verlegen war, während er hinzusetzte: „Denn er bringt den Augenblick in mein Gedächtniß zurück, wo ich so glücklich war, Sie zum ersten Male zu sehen. Aber wir können doch unmöglich unsern Gästen ein gleiches Interesse dafür einflößen. Sie werden daher nur erzählen: die Tochter des Lords Overton und Braut des Marquis von Autremont, der

französischer Gesandte am englischen Hofe ist, hatte bei ihrer Trauung ein Musselinkleid von kaum zwei Pfund Werth an. Ihre Umstände müssen daher eben nicht glänzend sein, und unbegreiflich ist es nur, daß der Anzug des Bräutigams von Gold und Juwelen strotzte, indessen er zuließ, daß seine Braut gewiß geringer als ihre Kammerfrau gekleidet ging.“

„Sie haben Recht,“ sagte Luzie, zwar mit einem Tone, der ausdrückte, als ob sie es wirklich auch so meinte, wie sie äußerte, allein in ihrem Auge glänzten Thränen, die jedoch der Marquis entweder wirklich nicht wahrnahm, oder sich so stellte, worauf sie fortfuhr: „Gönnen sie mir nur wenige Minuten, und ich will Sie nach meinen Kräften zufrieden stellen.“

Nach diesen Worten ging sie schnell in ihr Gemach zurück und verschloß die Thüre hinter sich; der Marquis aber verfügte sich in das Wohnzimmer, um hier zu warten, bis sich seine Braut umgekleidet habe.

Mistreß Olmer befand sich in Luziens Zimmer, als diese dahin zurückkehrte; denn die ordnungliebende Frau wollte noch in der Geschwindigkeit einige Gegenstände an die Seite räumen, welche Luzie bei ihrer Toilette benutzt hatte, und gleichfalls Kleidungsstücke, welche eben von ihr ausge-

zogen waren, mithin auf den Stühlen umher-
lagen.

Als sie nun Luzie eintreten sah, rief sie ihr entgegen, ohne sie dabei anzusehen: „Nun, wie steht es, meine theure Lady Overton, war der Herr Marquis angenehm überrascht?“

„Ueberrascht war er,“ antwortete Luzie, und ihre Stimme bebte dabei, indem sie hinzusetzte: „Ob aber angenehm —? Ich möchte es bezweifeln. Er wünscht, daß ich mich umkleiden soll, und ich bitte Mistreß Olmer, daß Sie so gütig sein wollen, mir dabei Beistand zu leisten, da ich Miß Lindsai nicht gern rufen lassen möchte.“

„Wie, er will, daß Sie sich umkleiden, meine liebe Lady Overton?“ fragte Mistreß Olmer eben so erstaunt, als mit mißbilligendem Tone.

„So ist es,“ antwortete Luzie „und das muß schnell geschehen, denn die Gäste, glaube ich, sind schon sämmtlich in dem Besuchzimmer versammelt.“

„Nun, so möchte man doch vor Aerger ein Türke werden, wie mein lieber seliger Mann zu sagen pflegte, wenn er am liebsten dreingeschlagen hätte und es der Umstände wegen nicht durfte, nein, das ist zu arg! Ich habe nicht die allerfeinste Erziehung genossen, und die, habe ich immer gehört, wie es auch nicht anders ist, bildet das Gefühl beim Menschen aus. Aber als Sie mir sagten, daß Sie nur darum, weil Sie angenehme

Empfindungen in dem Herzen des Herrn Marquis zu erwecken wünschten, sich in demselben Kleide wollten trauen lassen, in dem er Sie zum ersten Male gesehen hatte, da liefen mir die hellen Thränen über die Wangen, und er — er verlangt, daß Sie sich umziehen sollen?"

„Er hat es nicht geradezu gefordert," antwortete Luzie und suchte ihre Wehmuth zu unterdrücken, indem sie fortfuhr sich auszukleiden, „aber man hörte ihm doch an, wie unlieb es ihm war, mich in diesem Kleide zu erblicken."

„Nun dann thun Sie gut daran, es auszuziehen," sagte Mistreß Olmer verdrießlich „denn in Wahrheit, er verdient es nicht, Sie in diesem Anzuge zu sehen. Doch — welches Kleid werden Sie wählen?"

„Das von weißem Atlas," erwiederte Luzie und setzte mit einer Mischung von Bitterkeit und Wehmuth hinzu: „Ach, warum muß ich kein prächtigeres besitzen!"

„Sie haben Recht," sagte Mistreß Olmer, während sie aus einem Nebenzimmer das neue Atlaskleid holte, wo es, zum Einpacken bestimmt, über einem Stuhle hing, „er verdiente, daß Sie wie eine Theaterprinzessin sich ausputzten. Warten Sie nur, es soll ihm nicht geschenkt sein — ich werde gelegentlich schon dem Herrn Marquis meine Ansicht über die Sache mittheilen."

„Thun Sie das nicht,“ bat Luzie, „nein, meine liebe Mistreß Olmer — unterlassen Sie es, ich habe dazu meine Gründe — es trifft sich schon einmal vielleicht später eine Gelegenheit, welche mir zweckmäßig scheinen wird, diese Begebenheit ihm wieder in das Gedächtniß zurückzurufen.“

Ohne weiter darüber zu sprechen, ließ sich Luzie nun schnell umkleiden, und auch Mistreß Olmer schwieg darüber, weil sie fürchtete, es müßte jedes Wort, was sie sagen könnte, Luziens Herz verletzen.

Als diese jedoch angezogen war und nun in das Wohnzimmer gehen wollte, umarmte sie noch zuvor Mistreß Olmer und war sehr bewegt, indem sie sagte: „Ach, meine theure Mistreß Olmer, ich fürchte, daß mir Herr von Autremont noch manchesmal im Leben zumuthen wird, daß ich Gewohnheiten, Ansichten, auch wohl Gefühle ablegen soll, die nicht in dem Salon an mir bemerkt werden dürfen, in dem sich nur Fürsten und Grafen bewegen, und daß ich nicht immer, so wie heute dieses Musselinkleid, Alles, was er als tadelnswerth erkennt, werde von mir abstreifen können. Daß ich dabei mein Herz schmerzend verwundet fühle, wenn ich an die Zeit zurückdenke, wo ich in seinen Augen ein Engel war, an dem er niemals einen Makel fand, nämlich an die, als ich die wenigen Tage nach dem Tode meines Vaters, dem ich die

Ruhe gönnen mußte, nur Beweise von Anhänglichkeit durch Armand erhielt und in dem mich beglückenden Wahne stand, es werde immer so bleiben, und besonders dann, als er mir in den letzten Stunden unseres Beisammenseins in London gestanden hatte, daß — und wie sehr er mich liebte."

„Ach, die Männer sind nun wohl sämmtlich manchesmal äußerst absonderlich und ganz anders wie wir, die wir, wenn wir nur einen von ihnen recht lieb haben, den letzten Blutstropfen für ihn hingeben möchten," sagte Mistreß Olmer mit tröstendem Tone; „dann aber müssen wir so denken: sie verstehen es nicht besser und glauben es nicht, daß sie unser Herz verletzen wie unser Gefühl, wenn sie auf ihre Weise verfahren. Wüßten sie es, wie wehe sie uns damit thun, und glaubten sie es hauptsächlich, so würden sie es gewiß unterlassen, wenigstens den bessern unter ihnen traue ich es zu, mithin auch Herr von Autremont."

Luziens kleine Schwester kam nun, von Lady Overton an diese abgeschickt, um nachzuhören, ob sie denn noch nicht mit ihrem Anzuge fertig sei; sie beeilte sich also, ihren Verlobten aufzusuchen.

Der hatte sie schon längst mit Ungeduld erwartet, betrachtete sie jetzt nur flüchtig, sagte eben so: „Nun ist es gut," indessen sein Ton ausdrückte: „Auch nicht viel besser, als vorhin," und reichte

ihr darauf den Arm, um sie zur Gesellschaft zu führen.

Hier traten sie gleich auf den zur Trauung ausgebreiteten Teppich, und der Vikar Smith hielt die Einsegnungsrede.

Es war dieses ein wissenschaftlich unterrichteter Mann, ein sonst sehr kluger und gebildeter, allein sein Rednertalent war nicht bedeutend. Auch hatte er einen etwas lispelnden Ton, wenn er sprach, und bei dieser Gelegenheit, wo er Luzie, seine ehemalige Schülerin, ganz besonders zu beehren wünschte, faßte er sich eben nicht kurz.

Der Marquis, mit dem angebornen leichten Sinn seiner Nation, mit einer Lebhaftigkeit in seinem ganzen Wesen, die nie einem Engländer eigenthümlich sein wird, hätte er auch die heiterste Gemüthsart, empfand daher während der Trauung so viele Langeweile, daß er nur mit der größten Mühe es auszuhalten vermochte, als der geistliche Herr sich bemühte, ihn mit allen Pflichten bekannt zu machen, welche er im Ehestande zu erfüllen habe, und endlich machte er sogar das, was er dabei empfand, durch eine gewisse Unruhe bemerkbar, die er nicht zu bemeistern im Stande war, die man daher auch an ihm bemerkte.

Nur Luzie nicht, diese beschäftigte vielmehr ihre Gedanken so ausschließlich nur mit dem, was sie eben durch den Mund ihres ehmaligen Lehrers

und Seelsorgers hörte, und fühlte sich dadurch so tief bewegt, als er erwähnte, daß sie nun die Ihrigen verlassen werde, um dem Manne ihrer Liebe in eine entfernte Stadt, vielleicht gar bald in ein anderes Land zu folgen, daß sie sonst für nichts weiter Sinn hatte, mithin auch nicht auf das, was neben ihr vorging, Acht gab.

Endlich hatte der Geistliche die Ringe gewechselt, endlich diese eingesegnet, darauf das Brautpaar, und nun umschloß der Marquis die Geliebte. Aber — was flüsterte er ihr ins Ohr? Wie froh er wäre, daß die Traurede des alten Herrn ihr Ende erreicht habe. Daß nun noch höchst langweilige Unterhaltungen mit den Gästen vorkommen würden, und daß sie, wenn gleich sehr einfach gekleidet, so wie er früher eine Kammerfrau seiner verstorbenen Mutter habe zu ihrer Trauung in die Kirche fahren sehen, und sich dessen noch genau erinnere, doch jedenfalls in dem weißen Atlaskleide schön wie ein Engel sei.

Er glaubte keinesweges, daß er mit diesen Aeußerungen Luziens Gefühl verletzte, und daß sie, indem sich ihr schnell die Betrachtung aufdrängte, daß er davon nicht viel besitzen müsse, indem er in dem jetzigen Augenblicke an Dinge denken konnte, die ihr sehr fern lagen, darum Mühe hatte, die Thränen zurückzudrängen, die gewaltsam ihren Augen entstürzen wollten. Vielmehr

sprach er gleich darauf freundlich mit den Personen, die ihn glückwünschend umringten.

Indessen lag Luzie, beinahe laut weinend, in den Armen ihrer Mutter, die, selbst tief bewegt, nach Fassung rang und, als sie diese gewonnen hatte, ihre Tochter zu beruhigen suchte, welche die Nothwendigkeit davon selbst einsah.

Um ihren Zweck zu erreichen, richtete Lady Overton einige gleichgültige Fragen an ihre Tochter, und auch die, wie es komme, daß sie ein anderes Kleid, als das angezogen, welches sie erst heute zu tragen beabsichtigt habe. Allein Luzie legte ihr, statt zu antworten, nur wehmüthig dabei lächend, die Hand auf den Mund.

„Aha!“ rief Lady Overton aus, „ich verstehe, es hat Schelte gegeben, Herr von Autremont wollte es nicht zugeben. Wie aber, liebes Kind, konnte Dich auch nur ein solcher Plan ausführbar dünken, da Du den Marquis doch kennen mußtest.“

Luzie sah ihre Mutter fragend an, diese also fuhr fort: „Mit einem idyllisch romantischen Aufschwung der Phantasie mußt Du Deinem Gemahle künftig nicht lästig fallen. Er ist von seiner frühesten Jugend an bei Glanz, Reichthum und einer prachtvollen Umgebung aufgewachsen. Man hat ihn an die Beobachtung von ceremoniellen Formen gewöhnt, die endlich bei ihm zur Natur geworden

sind, weßhalb sie Andern nicht bei ihm auffallen, die dabei ganz vergessen, daß sie selbst ganz andere Gewohnheiten ausüben. Zum Beispiele wir Beide. Tadeln können wir ihn also keineswegs, wenn er uns manchesmal anders findet, als er seine Mutter hatte sich benehmen sehen. Vielmehr ist es sogar nun Deine-Pflicht, mein Kind, Dich zu bemühen, daß Du in seine Ansichten eingehst und bald ganz so wirst, wie er Dich zu finden wünscht, wie er Dich zu finden wünschen muß, denn Du wirst nicht mit Deinem Gemahl künftig hier in Covelain-Hall, oder anderswo auf dem Lande leben, sondern an einem Hofe, sei es nun der in England, oder der in Frankreich. Du wirst daher hier oder dort Deinem Gefühl öfter Zwang auflegen müssen und thust gewiß gut, Dich bald daran zu gewöhnen."

Luzie seufzte, und ihre Mutter fuhr fort: „Am schwersten wird es Dir fallen, mit Deinen Angewohnheiten der Prachtliebe Deines Gemahls zu folgen, überhaupt dabei Dir seinen Geschmack anzueignen. Tritt ihm um des Himmels willen nicht schroff entgegen, liebes Kind, das würde nicht gut thun; allein zeige Dich dabei auch nicht zu nachgiebig, denn auch tiefe Brunnen können ausgeschöpft werden. Am besten ist es, wenn Du sanfte Vorstellungen, Bitten und Schmeicheln anwendest, um ihn von unnützen Ausgaben abzuhalten. Daß

Du es aber thust, wird er Dir in der Folge Dank wissen. Doch — ich habe schon zu lange heimlich mit Dir gesprochen, und gegenwärtig ist überhaupt nicht die rechte Zeit dazu. Darum ein andermal mehr von diesem Gegenstande."

Lady Overton führte ihre Tochter darauf den Gästen zu, und der Marquis hielt es der Schicklichkeit gemäß, sich gleichfalls mit diesen zu unterhalten, obgleich es ihm schwer genug fiel; denn wie höchst uninteressant waren für ihn die Gegenstände, worüber sie sprachen! Was wußte er von Viehzucht, von Ackerbau, von neuen Erfindungen der Geräthschaften, die sie dabei anwandten, u. s. w. Er vermochte öfter kaum das Gähnen zu verbergen, welches ihn unwiderstehlich dabei anwandelte.

Kurz bevor zu Tisch gegangen wurde, folgte Mistreß Olmer der Braut in ein Nebenzimmer, wohin sie eben gegangen war, um den Kranz, welchen gewiß keine ihres Geschlechtes mit reinerem Herzen trug als sie, würdiger als sie, besser zu befestigen. Hier umschloß sie die Liebliche und wünschte tief bewegt ihr Glück für künftige Zeiten.

Luzie sah sie durch Thränen lächelnd an, indem sie erwiederte: „Ich danke Ihnen, meine liebe Mistreß Olmer, ich danke ihnen von Herzen, denn ich weiß, Sie meinen es aufrichtig."

„Gewiß,“ betheuerte diese und setzte hinzu: „Ach, Sie wissen nicht, wie sehr lieb ich Sie habe! Wahrhaftig so wie nicht meine Schwester. Aber eben darum kann und will ich auch nicht leugnen, daß ich nicht ohne Besorgnisse für Ihr eheliches Glück bin. Sie werden die Männer für solche Geschöpfe halten, wie sie in den Büchern uns beschrieben sind, und mithin auch Ihren Herrn Gemahl gleichfalls. Wenn Sie aber sich getäuscht sehen, weil diese in der That ihre Fehler haben, wie nicht leicht eine unseres Geschlechtes, wozu auch gehört, daß sie die meiste Zeit nicht Rücksicht auf unser Gefühl nehmen, sondern stets in den Tag hineinreden und handeln, wie es ihnen in ihrer Weisheit gut deucht, so werden Sie aufhören glücklich zu sein, sobald Sie meinen Rath nicht befolgen.“

„Und der wäre, meine liebe Mistreß Olmer?“ fragte Luzie mit einem wehmüthigen Lächeln.

„Der wäre,“ sagte Mistreß Olmer, „daß Sie den Herrn Marquis nehmen, wie er ist, und vergebliche Wünsche aus dem Reiche Ihrer Phantasie verbannen; denn es wird nicht ausbleiben, daß Sie ihn manchesmal anders finden, als Sie es wünschen. Eine Ihrem Herzen fremde Erscheinung wird Ihnen entgegentreten, wenn Sie einen alten bekannten, lieben Freund erwarten. Dann aber grämen Sie sich nicht darüber, son-

dern warten ruhig ab, bis dieser wiederkehrt. Er wird nicht ausbleiben, und je freundlicher Sie ihn empfangen, um desto seltener entfernt er sich, Sie werden sich davon überzeugen. Denken Sie fleißig daran, was ich Ihnen eben gesagt habe, wenn wir etwa uns trennen müssen, aber auch, daß ich es treu und aufrichtig mit meiner Warnung gemeint habe."

„O, gewiß will ich das," sagte Luzie, indem sie Mistreß Olmer die Hand reichte, „und Gott wolle mir nur Kraft geben, er wolle mir Beistand leisten, damit ich im Stande bin, Ihren Rath zu befolgen. Ach, meine beste Mistreß Olmer, möchten Sie doch mit uns nach Paris reisen!"

„Wo denken Sie hin?" sagte Mistreß Olmer, lachend, „nein, das ist unmöglich. Ich kann nicht so lange von Hause weg. Aber, wenn auch, bei einem jungen Ehepaar ist die dritte Person überflüßig, besonders in dem engen Raum eines Wagens. Da muß hin und her gesprochen werden können, ohne daß ein fremder Zeuge jedes Wort zu hören bekommt, enthielten diese Mittheilungen auch kein Geheimniß. Bei solcher Gelegenheit lernt man einander besser kennen, als sonst in Jahren, und der Herr Marquis würde es mir schlechten Dank wissen, wenn ich mich zwischen ihn und Sie drängen, wenn ich Sie Beide nach

Paris begleiten sollte. Eigentlich — ich gestehe es Ihnen offenherzig, wundere ich mich ein wenig darüber, daß Ihnen so ein Gedanken einfallen konnte."

„Luzie, der Marquis fragt nach Dir," rief nun Lady Overton dieser zu, indem sie eben in das Zimmer trat.

Nachdem Luzie es verlassen hatte, sagte Lady Overton, ihr noch nachsehend: „Ach, möchte doch Gott mein Flehen erhören und mein gutes Kind recht glücklich machen, meine theure Mistreß Olmer."

„Und warum sollte es nicht so sein?" fragte diese; „sie und ihr Gemahl sind Beide jung, schön, reich und nehmen eine hohe Stelle im Leben ein. Was, außer Gesundheit, bliebe ihnen zu wünschen übrig?"

Lady Overton schüttelte den Kopf, indem sie sagte: „Man sollte es glauben, aber — ihre Neigungen sind zu verschieden. Wie sehr liebt Herr von Autremont Glanz und Pracht bei Allem, was ihn umgiebt, und nehmen Sie dagegen Luzie; wie so ganz verschieden ist von ihm das liebe einfache Wesen. Als sie heute bei der Trauung neben einander standen, er von Gold und Diamanten strahlend, und sie in dem einfachen weißen Atlaskleide, ohne allen Schmuck, weil er nicht wollte, daß sie den von mir, altmodisch gefaßten, anlegen

sollte, da fragte ich mich unwillkürlich in Gedanken: Wird das gut gehen?"

„O gewiß," sagte Mistreß Olmer; „denn Lady Luzie ist ja so sanft — so nachgiebig — ein wahrer Engel, und Herr von Autremont unfehlbar auch sehr gut von Herzen."

„Ja, das ist er," versetzte Lady Overton, „Sie haben Recht, und darum wollen wir das Beste von der Zukunft hoffen. Doch jetzt kommen Sie, meine liebe Mistreß Olmer, damit unsere Abwesenheit nicht der Gesellschaft auffällt."

Bei diesen Worten reichte Lady Overton der Mistreß Olmer die Hand, und Beide gingen zu den Gästen.

Die Gesellschaft blieb bis spät in die Nacht hinein beisammen; denn immer wollte man den Aufgang des Mondes noch erwarten, der ihnen beim Nachhausefahren leuchten sollte, sich aber noch nicht zeigte, und indessen sprachen die guten Nachbarn der Flasche so tapfer zu, daß sie bald in einen Zustand von halber Trunkenheit geriethen.

Begreiflich benahmen sich nun diese Landjunker auf eine andere Weise, als es solche Männer thaten, wenn ihnen der Kopf schwer wurde, mit welchen Herr von Autremont in London, oder wenn er in Paris sich aufhielt, da in engerem Umgange

stand. Vielmehr schwatzten und lachten sie übermäßig laut, fingen an zu singen, einige stritten sich sogar recht ernstlich, und der Lärmen, den sie verursachten, ward endlich förmlich betäubend.

Luzie und ihre Mutter geriethen dabei so sehr in Angst, daß sie nicht wußten, was sie anfangen sollten, und doch sahen sie kein Mittel, ihre Gäste los zu werden, die ein über das andere Mal versicherten, es sei ein köstlicher Abend, sie unterhielten sich vorzugsweise gut und würden es nicht zulassen, daß das junge Ehepaar schon so bald nach London abreise. Erst müßten sie Alle der Reihe nach ihre Freunde besuchen, bei Jedem einen Abend zubringen und es sich gefallen lassen, daß man ihre gastfreie Aufnahme erwiedere.

Dazwischen scherzten sie auf eine unzarte Weise, nicht nur unter einander, sondern auch mit Luzien und mit Herrn von Autremont, verlangten, jene solle ihre Strumpfbänder in Stücke schneiden und unter ihnen vertheilen, wie es in England zu jener Zeit so Sitte war, und fingen endlich an auch ohne Musik unter einander zu tanzen.

Der Marquis saß ziemlich abgesondert von den Uebrigen in einem Sessel, hatte den Kopf in die Hand, auf eine Armlehne den Ellenbogen gestützt und sah dem Treiben rund um ihn her, dem Anscheine nach, ziemlich gleichgültig zu.

Allein so war es nicht; vielmehr kochte ein

geheimer Aerger in seinem Innern, drohte jeden Augenblick hervorbrechen zu wollen, und mit jeder Minute wurde er verdrießlicher gestimmt.

Das jedoch suchte er zu verbergen und ließ immer wieder volle Flaschen auftragen, sobald sie leer waren; denn da er die Ueberlästigen nicht auf eine bessere Art los werden konnte, so wollte er sie vollends schnell trunken machen, damit er dann im Stande sei, ohne daß sie es gewahr würden, oder ihn vermißten, sie zu verlassen.

Luzie beobachtete den Marquis mit einer wahren Seelenangst und tadelte sein Verfahren; allein er vertheidigte sich nicht einmal, sondern lächelte nur spöttisch. Sie hielt es daher für gut, sich zu entfernen.

Anfänglich, als Mistreß Olmer dem tollen Treiben zusah, mußte sie unwillkürlich über das Benehmen der halb trunkenen Landjunker lachen; doch als sie bemerkte, welche Wirkung es bei dem Marquis hervorbrachte, erschrak sie darüber, und beobachtete ihn von da an sehr ernst gestimmt.

Endlich aber machte sie ihn darauf aufmerksam, daß seine Braut sich entfernt habe, worauf er mit zweideutigem Tone sagte: „So, ist es Luzien zu arg geworden? Nun, das ist mir lieb. Sie war lange nachsichtig genug gewesen.“ Mit diesen Worten entfernte er sich gleichfalls, um sie aufzusuchen.

Er fand sie in ihrem Zimmer und weinend. Darum mochte er wohl fühlen, daß er nicht so gehandelt hatte, wie es recht war, und das Gefühl seines Unrechts verleitete ihn, sich nun überaus freundlich und liebreich gegen sie zu zeigen, indem er sagte: „Ich will nicht fürchten, daß meine theure Luzie böse auf mich ist? Ich könnte es nicht ertragen."

Bei diesen Worten umarmte er sie, während er fortfuhr: „Wahr ist es, diese Cannibalen haben mit ihrer Rohheit und Dummheit mich heute beinahe zur Verzweiflung gebracht. Verdenken Sie es mir daher nicht, daß ich dem Völkchen ein wenig arg mitspielte. Wollen Sie es aber, so gehe ich zurück und sehe so gut wie möglich mit ihnen fertig zu werden. Doch am liebsten überlasse ich sie ihrem Schicksale."

Als Herr von Autremont bemerkte, daß Luzie schwieg, fuhr er fort sie mit Liebkosungen zu überhäufen, bis sie endlich zu ihm sagte: „Diese Männer, welche jetzt in Ihren Augen nicht viel besser als das Vieh sind und sich allerdings dem ähnlich betragen, haben zu mancher Zeit die kummervollen Stunden meiner Mutter dadurch zu vermindern gesucht, daß sie Lord Overton das Opfer brachten, ihre Zeit in seiner damals eben nicht angenehmen Gesellschaft zuzubringen, weil er außerdem sie gewiß noch mehr durch seine Launen gequält hätte,

als es ohnehin der Fall war. Sie haben in jeder Beziehung uns Freundschaftsdienste geleistet und fahren damit auch in gegenwärtiger Zeit fort, wie ich mich während meines hiesigen Aufenthaltes durch den Augenschein überzeugte. Niemals sah ich sie in einem Zustande, wie der ist, in welchem sie sich jetzt befinden, oder auch nur in einem, der diesem ähnelte. Sie wären ganz gewiß auch heute nicht hineingerathen, wenn man es nicht darauf angelegt hätte, es zu bewirken, damit man sie los würde; damit aber entzog man ihnen jeden Grad von Achtung. Daß dieses jedoch geschehen ist, schmerzt mich; denn die so Entwürdigten waren die Freunde meines Vaters, sie sind die meiner Mutter, und ich habe sie ihrer Gutmüthigkeit wegen lieb. Ihre Bildung steht nicht der Ihrigen, Herr von Autremont, gleich. Sie kann ihr, um vieler Gründe wegen, nicht gleich stehen, und das wußten Sie, oder vermochten es doch zu beurtheilen, wenn Sie einen Augenblick darüber nachdachten, als Sie in den Saal eintraten, in dem wir getraut wurden und später die Glückwünsche unserer Freunde empfingen. Welche Ansprüche wollten Sie also an diese Leute machen, und welche konnten Sie billigerweise an sie richten? Und weßhalb wurden Sie verdrießlich über ihr Benehmen?“

Luzie sprach so würdevoll, so gemäßigt, und es lag so viele Wahrheit in dem, was sie einfach

sagte, daß der Marquis, wenn er nicht unbillig sein wollte, es anerkennen mußte, was er wenigstens dem Anscheine nach auch that und mit Bitten in sie drang, ihn wieder zur Gesellschaft zu begleiten.

Aber Luzie schlug es ihm ab; sie ersuchte ihn, sie mit einer Unpäßlichkeit zu entschuldigen, die sie eben angewandelt habe. „Und," setzte sie hinzu, „mir ist in der That nicht ganz wohl."

Der Marquis versprach, in allen Stücken ihren Willen zu erfüllen, und verließ sie. Als er jedoch in den Saal zurückkam, fand er nur noch wenige von den Gästen gegenwärtig; diese aber lagen schlafend auf einem Sopha. Denn Lady Overton hatte seine Abwesenheit zweckmäßig benutzt, die Uebrigen entweder in ihren Wagen, oder in die zu ihrer Aufnahme bestimmten Zimmer bringen zu lassen; besonders hatten alle Frauen von ihnen sich entfernt.

Es gehörte nicht viel Menschenkenntniß dazu, um zu errathen, daß Lady Overton ähnlich so dachte und fühlte, wie ihre Tochter, und der Marquis wußte es, als er sie nur einen Augenblick ansah. Aber sie suchte ihm zu verbergen, was in ihrem Innern vorging; wenigstens sprach sie nicht darüber, sondern fuhr fort der Dienerschaft Anordnungen und Befehle zu geben, welche bezweckten, daß Alles wieder in die ehemalige Ordnung

gebracht wurde, damit am Morgen so wenig wie möglich eine Erinnerung an die gestrige Gegenwart vieler fremden Menschen stattfinden konnte.

Mistreß Olmer leistete ihr dabei Beistand, und Beide drangen in den Marquis, daß er sich zur Ruhe begeben möchte, worauf sie Luzie gleichfalls in das für das junge Paar bestimmte Schlafgemach führten.

Am folgenden Vormittage hatte sich der Rest der Gäste schon bereits entfernt, als Herr von Autremont und seine Gemahlin in das Besuchzimmer kamen; denn aller Wahrscheinlichkeit nach konnten jene sich einigermaßen ihres gestrigen Zustandes erinnern, dessen sie sich nun schämten, und da Lady Overton so wie auch die Marquise von ihnen zu sprechen zu vermeiden schienen, so wünschte auch Herr von Autremont ihrem Beispiele zu folgen.

Luzie war freundlich und herzlich wie gewöhnlich gegen Alle; aber man konnte doch wahrnehmen, daß sie beständig mit einer gewissen Wehmuth kämpfte, welche sich ihrer jedesmal bemächtigte, so oft sie daran dachte, daß sie so bald schon von Covelain-Hall und den Ihrigen scheiden mußte. Allein Lady Overton ging ihr mit einem guten Beispiele voran, indem sie sich bei weitem

heiterer stellte, als ihr zu Muthe war; denn sie wollte den Schmerz der Trennung bei ihrer Tochter nicht noch vermehren.

So blieb es bis zum folgenden Tage, und im Laufe dieser Zeit hatte der Marquis noch mit Lady Overton eine lange Unterredung in ihrem Zimmer.

Sie sagte ihm hier, daß sie als Wittwe manche Ausgabe weniger habe, als bei Lebzeiten ihres Gemahls; daß besonders der bei ihren Kindern befindliche Hauslehrer sich mit weniger Gehalt begnügte, daß diese von ihm den Musikunterricht gleichfalls erhalten könnten, daß sie mithin auch bei weitem nicht mehr so viele Einnahme brauchte, als vordem. „Mit großem Danke,“ fügte sie hinzu, „werde ich zwar es von Ihnen annehmen, mein lieber Marquis, wenn Sie mich dabei unterstützen wollen; allein einer so großen Summe, wie Sie dazu ausgesetzt haben, bedarf ich nicht. Vielmehr will ich die, welche ich dabei erübrigen kann, dazu anwenden, die Schulden abzutragen, welche Lord Overton zu tilgen mir zurückgelassen hat, und bin ich damit zu Ende, so bedarf ich überhaupt gar keiner Unterstützung mehr; denn Covelain-Hall gewährt mir hinlänglich so viel Einkommen, um mit den Meinigen davon zu existiren.“

Der Marquis küßte der Lady Overton die Hand, worauf er sagte: „Halten Sie das ganz,

wie Sie es für gut finden, meine verehrte Mutter; doch zur fest bestimmten Zeit wird das Geld, welches ich dazu ausgesetzt habe, um damit Ihr Leben zu erheitern, Ihnen zugeschickt werden. Ich habe dazu schon bereits die nöthige Einrichtung getroffen, und es soll mir völlig gleich sein, wie Sie es anwenden, Lady Overton."

„Ich danke Ihnen dafür nochmals," sagte diese gerührt, indem sie seine Hand drückte und hinzusetzte. „Was mir aber noch ungleich wichtiger ist — machen Sie mein liebes Kind glücklich. Luzie hat ein sehr weiches Gemüth, schonen Sie das. Begegnen Sie ihr nicht mit allzu großen Heftigkeit. Sie würde Ihnen keine Widerrede entgegensetzen, aber sie möchte dabei unbeschreiblich leiden, so wie ich gelitten habe, weil ich der Charakter des Lords Overton nicht ändern konnte. Und — Herr von Autremont — erlauben Sie sich auch niemals nur den Schein von einer Untreue; denken Sie, daß Luziens Herz dabei brechen würde."

„Wie können Sie nur einen Augenblick so etwas voraussetzen — so etwas nur denken?" unterbrach sie der Marquis.

„Verzeihen Sie es mir, daß ich dessen Erwähnung that," erwiederte Lady Overton; „aber ich habe den Wankelmuth Ihrer Nation im Punkte der Liebe so oft schildern hören, daß es mir nicht zu verargen wäre, wenn davon ein Funken von

Mißtrauen auch gegen die Bessern von ihr übrig geblieben; denn im Grunde sind doch auch diese — Franzosen."

Lady Overton sagte die letzten Worte lächelnd, und überhaupt zeigte ihr ganzes Wesen so viel Feinheit, daß der Marquis diese Replik ihr nicht übel nehmen konnte; er sagte daher nur lächelnd: „Nun, ich werde mir Mühe geben, Sie mit meiner ganzen Nation auszusöhnen, und auch, wenn Sie sehen, daß es, wie bei allen Regeln, Ausnahmen giebt, diesen Funken von Mißtrauen aus Ihrem Herzen verbannen."

„Gott wolle Sie in Ihrem Entschlusse stärken," sagte Lady Overton, indem sie aufstand und mit dem Marquis in das Wohnzimmer zurückging.

Der Augenblick, wo die Abreise vor sich gehen sollte, rückte schnell heran, und die Marquise Autremont gab sich ganz dem Schmerze hin, welcher sich nun ihrer bemeisterte, als sie sich von den Ihrigen losriß, um ihrem Gemahl, nach dem Gebot der heiligen Schrift, zu folgen. Aber dieser trieb so sehr zur Eile an und hob sie so geschwind in den Wagen, daß Luzie wenigstens nicht lange Zeit gewann, wie sie es so gern gethan hätte, ihre Mutter und Geschwister immer wieder zu umarmen.

Mistreß Olmer stieg mit dem Beistande des Herrn von Autremont auch ein; er setzte sich den Damen gegenüber, trotz dem, daß Mistreß Olmer

eifrig dagegen protestiren wollte; man rief sich gegenseitig Abschiedsgrüße zu; Lady Overton breitete noch einmal die Arme nach ihrer Tochter aus, die es eben so machte, und fort rollte das Fahrzeug, dem Ziele seiner Bestimmung entgegen.

Die Marquise konnte anfänglich während ihrer Weiterreise den Schmerz nicht unterdrücken, welchen ihr die Trennung von den Ihrigen verursachte. Allein ihr Gemahl zeigte ihr gefällig Nachsicht, und sie glaubte sich dafür ihm dankbar beweisen zu müssen, weßhalb sie sich so lange Zwang auflegte, um heiter gestimmt ihm zu scheinen, bis sie es wirklich wurde, als sie sich London näherten.

Es war am Abende und schon dunkel, als sie in die Straße einbogen, welche nach dem Hotel des französischen Gesandten führte, und indem sie näher dem großen Gebäude kamen, erstaunten Luzie Autremont und Mistreß Olmer nicht geringe, als sie alle Fenster hell erleuchtet und mit künstlichen Blumengewinden verziert sahen.

„Was bedeutet das?“ fragte die Marquise darauf ihren Gatten, der aber sah recht glückselig aus, während er antwortete: „Es sind Anstalten zu Ihrem Empfange, meine theure Luzie, und alle sind darauf berechnet, Sie zu ehren, zu erfreuen.“

„Wir werden also heute Abend nicht allein

sein?" fragte die Marquise, und man hörte ihr an, daß es anders ihr lieber gewesen wäre.

„Nein," gab ihr der Marquis zur Antwort, „wir werden vielmehr eine sehr große Gesellschaft bei uns sehen. Meine theure Luzie wird die Königin des ihr zu Ehren veranstalteten Festes sein, und zweckmäßig sich schmücken; alles dazu Benöthigte findet sie in ihrem Ankleidezimmer." Luzie unterdrückte einen Seufzer, der sich über ihre Lippen drängen wollte.

Der Wagen hielt, und die Dienerschaft kam mit Licht, um beim Aussteigen und Auspacken behülflich zu sein. Der Marquis sprang schnell aus dem Wagen, ermahnte die Damen, noch sitzen zu bleiben, bis er zurückkäme, und eilte nnn in das Haus.

„Ach," sagte jetzt die Marquise, als sie sich mit Mistreß Olmer allein im Wagen befand, „wie wenig kennt mich noch Armand, daß er glauben konnte, er würde mit einer solchen Ueberraschung mir eine Freude bereiten! Wie wenig vermag er meine Neigungen zu beurtheilen; mich schaudert, daran zu denken, daß ich jetzt gleich unter lauter völlig fremde und mir gleichgültige Personen treten, daß ich mit ihnen Worte der allgemeinen Höflichkeit und Redensarten, die nichts bedeuten, als daß man sie gegenseitig austauscht, wechseln muß. Um wie viel lieber hätte ich die ersten

Stunden meines Hierseins mit ihm allein zugebracht; denn — ach, es knüpfen sich daran so viele trübe Erinnerungen! Ich habe meinen Vater drüben in Ihrem Hause, in jenem Zimmer verloren, in welchem gegenwärtig sich Licht befindet."

„Ich werde die beiden künftig bewohnen, da ich es müde bin, die schlechtesten im ganzen Hause zu benutzen," erwiederte Mistreß Olmer. „Sie können sich also so oft darin aufhalten, als Sie es selbst nur wollen, meine theure Marquise. Allein jetzt verscheuchen Sie jede trübe Erinnerung an die Vergangenheit aus Ihren Gedanken; denn wenn auch der Herr Marquis nicht nach Ihrer Ansicht die rechten Mittel gewählt hat, um Sie gleich nach Ihrer Ankunft damit zu erfreuen, so ist seine Absicht doch die beste und verdient es, daß Sie seinen guten Willen anerkennen."

„Das thue ich auch," sagte die Marquise mit einem Seufzer, „aber ich fürchte, daß ich öfter in die Lage kommen werde, wo ich mir Zwang auflegen muß, um etwas angenehm und gut zu finden, was mir in einem ganz anderen Lichte erscheinen will. Doch jedenfalls, liebe Mistreß Olmer, würde mein Herz doppelt darben, wenn ich Sie den Abend über in meiner Nähe vermißte. Sie werden daher gewiß meine Bitte erfüllen,

sich schnell umkleiden und dann so gütig sein, zu mir zu kommen.“

„Nein, meine theure Marquise — verzeihen Sie, daß ich so gerade heraus spreche, aber es ist nun einmal meine Art so — nein, also meine theure Marquise, das werde ich bleiben lassen,“ erwiederte Mistreß Olmer. „Ein Vernünftiger stellt sich bei jeder Gelegenheit nur an den Platz, wohin er gehört. Die Zimmervermietherin Olmer gehört aber nicht unter Lords und Ladies, oder gar unter Prinzen und Herzoginnen; denn wenn Sie, meine theure Marquise, auch gegen mich so überaus gütig gesonnen sind, daß Sie bei mir keinen Unterschied des Standes gelten lassen, so habe ich doch nicht Grund, auf einen gleichen Vorzug bei Andern rechnen zu dürfen, und werde auch den, welchen mir Ihr gutes Herz einräumt, nur benutzen, wenn wir uns ohne Zeugen befinden.“

„Ach, betrüben Sie mich nicht mit solchen Aeußerungen,“ sagte die Marquise, indem sie Mistreß Olmer die Hand reichte; „wen ich lieb habe, dem zeige ich es zu allen Zeiten und vor aller Welt, also auch Ihnen gern bei jeder Gelegenheit.“

„Ich weiß, daß Sie es möchten, meine theure Marquise, denn ich kenne die vortrefflichen Gesinnungen Ihres Herzens,“ erwiederte Mistreß

Olmer, „aber ich darf es nicht annehmen, ich würde mich selbst in den Augen jedes Vernünftigen herabsetzen, auch in den Ihrigen, besonders aber in denen Ihres Herrn Gemahls, wenn ich so ohne alle Ueberlegung handeln wollte. Für eine hochmüthige Närrin müßte ich bei Jedermann gelten, und solchem verdienten Urtheile will ich ausweichen. Ein jeder Schuster bleibe bei seinen Leisten, sagt ein altes Sprichwort, und ich will es auf meine Person anwenden. Aber — Eines werde ich gewiß, mit Ihnen hinauf in Ihr Zimmer gehen und Ihnen, so viel es in meinen Kräften steht, behülflich sein beim Ankleiden.“

In diesem Augenblicke kam der Marquis sehr freudig aussehend zurück an den Wagen, indem er seiner Gemahlin zurief: „Alles ist mir vollständig gelungen. Prächtig und zugleich elegant hat Claude Legai die Zimmer ausgeschmückt, und noch mehr sollen es die Gesellschaftssäle sein; doch wir werden es ja bald sehen.“

Bei diesen Worten half er Luzien aussteigen und ein Lord, der eben zufällig mit ihnen zugleich das Haus betrat, konnte nicht genug der Gesellschaft beschreiben, wie imponirend schön die Figur der Marquise Autremont in dem hellblauen Atlaspelz, besetzt mit weißen Schwan, ausgesehen, wie außerordentlich vortheilhaft sie das kleine Hütchen von

eben solcher Farbe, mit der breiten, bis zur Schulter herabhängenden Feder, gekleidet habe.

An der Hand ihres Gemahls betrat Luzie ihr Zimmer, keines Wortes mächtig vor Erstaunen über die Ausschmückung der Treppen mit Blumen, welche sie nie in dieser rauhen Jahreszeit gesehen hatte, mit Verwunderung über die kostbaren Teppiche, womit die Treppen belegt waren.

In ihrem Zimmer erwarteten sie zwei Kammerfrauen, um sie anzukleiden, und alles dazu Bestimmte lag schon in Bereitschaft. Die Marquise hatte daher nicht Zeit, die Pracht zn bewundern, welche allenthalben herrschte, wohin sie nur blickte, sondern mußte augenblicklich sich den Händen ihrer Dienerinnen überlassen, die mit Sachkenntniß sie ankleideten und schmückten.

Mistreß Olmer's Beihülfe war also überflüssig; aber sie entfernte sich darum nicht, weil sie die Marquise noch gern in ihrem Staatsanzuge sehen wollte.

Dieser bestand in einem Kleide von weißem Atlasse, durchweg mit Silber gestickt, und einer Robe von der damaligen Modefarbe, ein blasses Rosa. Auch diese war reich mit Silber gestickt, und den Schmuck, den die Marquise anlegte, hätte eine königliche Prinzessin tragen können. Er bestand aus Diamanten und Smaragden.

Besonders aber kleideten sie die Astern von

eben solchen edeln Steinen, welche sie in den Haaren hatte, und als sie nach beendigter Toilette ihr Bild in dem großen Ankleidespiegel sah, der dazu in Bereitschaft stand, so hätte sie keine neunzehnjährige Frau sein müssen, wenn sie gleichgültig geblieben wäre bei dem Anblicke so vieler Reize.

„Meine liebe Mistreß Olmer,“ sagte sie, als diese ganz entzückt darüber war, daß sie so unbeschreiblich schön aussah, und den Geschmack ihres Anzuges bewunderte, „meine liebe Mistreß Olmer, es ist Alles viel, viel zu prachtvoll. Was bleibt einer Königin übrig, wenn die Frau eines ihrer Unterthanen sich so kleidet und solchen Schmuck tragen will?“

Dabei zeigte sie auf den ihrigen und ihren Anzug.

„Sie sind ja Königin, die Beherrscherin meines Herzens,“ sagte der Marquis, der eben — gleichfalls kostbar gekleidet — in das Zimmer trat und die letzten Worte seiner Gemahlin gehört hatte, aber nun erst ganz in ihren Anblick versunken dastand, dann mit Entzücken sie umarmte, wobei jedoch die Kammerfrauen laut aufschrien, weil sie befürchteten, er möchte ihren Anzug in Unordnung bringen.

„Sehen Sie,“ sagte Luzie lächelnd, als ihr Gemahl sich mit verstelltem Ernste darüber be-

klagte, „das hatten Sie bei meinem einfachen Hochzeitskleide nicht zu befürchten und noch weniger bei dem von Musselin, das ich nach Ihrem Wunsche nicht habe anlegen dürfen.“

„Darin waren Sie aber auch nicht so schön, wie in diesem Kleide!“ rief der Marquis ganz außer sich vor Entzücken aus, indem er eben die Betrachtung anstellte, wie man wohl seine Wahl beurtheilen würde, wenn er die reizende Frau der Gesellschaft vorstellte.

Aber indem er daran dachte, erinnerte er sich auch, daß es die höchste Zeit sei, mit seiner Gemahlin unter seinen Gästen zu erscheinen, um den Herzog von Buckingham abzulösen, der es übernommen hatte, statt seiner den Wirth zu machen, bis er selbst erscheine. Er gab daher Luzien den Arm und führte sie zu der Gesellschaft.

Im Vorübergehen reichte sie Mistreß Olmer die Hand und flüsterte ihr leise zu: „Ach, um wie viel lieber folgte ich Ihnen nun in Ihr kleines Stübchen, als meinem Gemahl in die Gesellschaft, wo ich gewiß von allen Seiten mit dem Munde belobt und mit dem Herzen bekrittelt werde.“

Mistreß Olmer konnte ihr nicht darauf antworten, sondern schüttelte nur lächelnd den Kopf, so, als wollte sie sagen: „Es ist unmöglich, daß Du nicht gefällst.“

Darauf verließen Beide das Zimmer.

„Sie stehen auch im Dienste der Marquise Autremont?“ fragte nun eine der Kammerfrauen, die nicht begreifen konnte, daß zwischen ihr und der Marquise solche Vertraulichkeit herrschte und, mit Neid darüber erfüllt, diesen durch den Ton ihrer Stimme schimmern ließ.

„Im Dienste der Marquise stehe ich nicht,“ erwiederte Mistreß Olmer, lachend und froh darüber, daß sie mit vollem Rechte eine Antwort zu geben vermochte, welche mit einem Male jeden Angriff zurückweisen konnte, den die gute Miß etwa in der Folge beabsichtigte auf sie zu richten, die ganz danach aussah, als wenn sie dergleichen ziemlich gut verstände.

Aus diesem Grunde also, um sie mit einem Schlage los zu werden, setzte Mistreß Olmer nach einer kurzen Pause hinzu: „Nein, meine liebe Miß, wie heißen Sie doch?“

„Luckworth,“ erwiederte die Gefragte.

„Nein also, meine liebe Miß Lückworth,“ fuhr Mistreß Olmer fort, „im Dienste der Frau Marquise von Autremont stehe ich nicht. Wenn Sie aber zweifelhaft darüber sind, was ich jetzt und sonst zu jeder nur beliebigen Zeit hier im Zimmer und in allen dieses Hauses zu schaffen habe, so sagen Sie sich: sie ist die Freundin der Frau Marquise.“

Die beiden Kammerfrauen sahen voll Erstaunen einander an und Miß Luckworth sagte mit gedehntem Tone, dem man zugleich anhörte, daß sie den Worten der Mistreß Olmer nicht ganz Glauben schenkte: „Die Freundin?“

„Ja, ja, meine liebe Miß Luckworth, die Freundin,“ versetzte Mistreß Olmer und sah dabei sehr heiter aus, während sie hinzusetzte: „Und wenn Sie an dem, was ich Ihnen eben gesagt habe, zweifeln, so fragen Sie nur den Kammerdiener des Herrn Marquis, der wird meine Worte bestättigen. Die Freundin der Frau Marquise und Besitzerin des hier gegenüber befindlichen Hauses; mein seliger Mann aber nannte sich Henry Olmer.“

„Und weßhalb begaben sich denn Mistreß Olmer nicht gleichfalls zur Gesellschaft?“ fragte Miß Luckworth, um vieles höflicher als vorhin, jedoch noch nicht ganz so, wie es schicklich gewesen wäre.

„Weil es mich angenehmer zu sein dünkte, mich zu Bette zu legen, als mich noch über Hals und Kopf anzukleiden und dann die Nacht zu durchwachen,“ antwortete Mistreß Olmer und fuhr fort: „Aus welchem Grunde ich die gütige Einladung der Frau Marquise, mit ihr in die Gesellschaft zu gehen, ausschlug und Ihnen nun wohl zu schlafen wünsche.“

Bei diesen Worten machte sie den Kammerfrauen eine leichte Verbeugung und entfernte sich.

Diese sahen erst einander schweigend an, dann aber sagte Miß Luckworth mit einem Seufzer: „Was meinen Sie? Ich denke, diese Mistreß Olmer wird uns etwas zu schaffen machen?“

„Pah!“ erwiederte die zweite Kammerfrau wegwerfend, „es ist gewiß so eine Art Freundschaft, die nur durch die Hinterthür des Herzens schleichen darf, eine solche, deren man sich schämt, sobald man von distiguirten Personen umgeben ist, und darum wird uns diese Mistreß Olmer nicht gefährlich werden. Machen Sie sich deßhalb keine Sorgen, sondern schicken lieber das Garderobemädchen her, damit es hier im Zimmer aufräumt. Ich will mich indessen in das meinige begeben, mich in einen bequemen Sessel setzen und schlummern.“

„Auch ich möchte Ihrem Beispiele gern folgen,“ sagte Miß Luckworth, „aber — wie dann, wenn die Frau Marquise unserer bedürfen sollte?“

„Und wozu?“ fragte die zweite Kammerfrau.

„Kann ich das wissen!“ rief Miß Luckworth lachend aus. „Wissen Sie nicht etwa, was für wunderbare Einfälle die vornehmen Damen haben? Es darf ihr nur eine Haarnadel los werden, oder die Schleife an ihrem Schuh aufgehen, oder ihr

der Handschuh trennen, oder — ach, weiß ich, was sie Alles von uns verlangen kann?“

„Nun, sie hat ja Hände,“ sagte die Kammerfrau, „mag sie also die Klingel ziehen.“

„Aber — werden wir diesen Ruf in unserem Zimmer hören?“ fragte Miß Luckworth.

„Ei, ich sollte meinen,“ sagte die zweite Kammerfrau, „denn der Klingelzug führt ja dahin. Allein gesetzt auch, wir schliefen dazu zu fest, wäre denn das ein Unglück? Sie mag dann entweder warten, bis wir uns später ermuntert haben, oder sie steckt sich die Haarnadel selbst fester und bindet sich den aufgegangenen Schuhband mit höchst eigenen Händen, was eben auch kein Unglück für sie wäre. Ach, meine Liebe, ich habe es manchesmal noch ganz anders mit den Damen gemacht, welche ich zu bedienen die Ehre hatte. Kommen Sie nur; bis wir einschlafen, will ich Ihnen davon erzählen.“

Mit diesen Worten ging sie aus dem Zimmer, und Miß Luckworth folgte ihrem Beispiele.

Aller Augen waren auf die Marquise von Autremont gerichtet, als sie am Arme ihres Gemahls eintrat und eben ihres Erröthens wegen, womit sie wahrnahm, welchen angenehmen Eindruck sie auf jeden Anwesenden machte, ungemein gewann.

Sie vernahm daher von allen Seiten Ausrufungen der Bewunderung und konnte den hohen Grad des Interesse wahrnehmen, womit die meisten der geladenen Gäste sie betrachteten, sich mit ihr unterhielten uud ihre Freude ausdrückten, sie so wohl zu sehen.

Keinen Augenblick konnte sie, von dem ersten an, wo sie in die Gesellschaftszimmer trat, für sich gewinnen, immer war sie von Herrn und Damen umgeben; denn die Letzteren waren klug genug, eben so nach ihrer Unterhaltung zu geizen, wie die Ersteren, eben so ihr Lob zu verkünden wie diese, und eben so entzückt von ihrer Liebenswürdigkeit sich zu zeigen, als ob Alles, was sie sagten, reine Wahrheit gewesen, und sie in der That die Marquise schöner, klüger und interessanter in der Unterhaltung gefunden hätten, als sich selber, was doch im Grunde ihres Herzens auch nicht eine einzige von den gegenwärtigen jungen Damen wirklich glaubte.

Plötzlich, als die Marquise sich von allen Seiten von den Vornehmsten aus der Gesellschaft umringt sah, die ihrer Schönheit Weihrauch mit vollen Händen streuten, wurden die Fügelthüren, welche in den ersten Salon führten, aufgerissen, und eine laute Stimme rief: „Se. Majestät der König! Ihre Majestät die Königin! Se. Königliche Hoheit der Prinz Karl!"

Beinahe in demselben Augenblicke eilte der

Marquis auf seine Gemahlin zu, erfaßte ihre Hand und zog die Bestürzte schnell nach sich, damit sie an seiner Seite die höchsten Herrschaften ehrerbietig begrüßen sollte.

Der König und dessen Gemahlin sprachen ungemein freundlich mit der Marquise und erinnerten sich ihrer Eltern, die sie in früherer Zeit persönlich gekannt hatten. Besonders aber unterhielt sich die Königin lange mit der Marquise von Autremont und sagte ihr mit äußerst verbindlichen Ausdrücken, wie sie hoffe, es werde der Marquis von Autremont sie recht bald dem Hofe vorstellen.

Der König und seine Gemahlin verweilten ungefähr eine Stunde in der Gesellschaft, der Thronfolger aber blieb weit länger und sprach größtentheils nur mit dem Marquis, den er dazu in eine Fensternische zog, damit Niemand den Inhalt ihrer Unterhaltung zu erfahren vermochte. Allein es konnte nicht fehlen, daß diese Vorsichtsmaßregel auffiel, und darum wußte man wenigstens, daß sowohl der König wie Prinz Karl einen besonderen Grund hatten, um dessentwillen sie den Marquis von Autremont und seine Gemahlin so sehr bevorzugten, daß sie die von ihm veranstaltete Gesellschaft, um damit die Ankunft der Marquise in London zu feiern, mit ihrer Gegenwart beehrten, noch bevor diese Dame ihnen von ihrem Gemahl vorgestellt war, was freilich nun gegen

des Herrn von Autremont früheres Vornehmen geschehen mußte, bevor sie London verließen, indem die obwaltenden Umständen es so geboten.

Bis zum letzten Augenblicke, wo der Thronfolger den Marquis verließ, sprach er noch heimlich eifrig mit diesem, und als er sich endlich entfernt hatte, brach auch die übrige Gesellschaft auf; jeder von den anwesenden Gästen stellte aber bei sich die Betrachtung an, was für einen besondern Grund wohl das Verfahren der höchsten Herrschaften haben könnte.

Als die Marquise wieder in ihrem Zimmer anlangte, verweilte Herr von Autremont noch bei ihr, bevor sie sich auskleiden ließ, denn er konnte nicht müde werden, die schöne Frau in ihrem geschmackvollen und prächtigen Anzuge zu sehen.

Deßhalb setzte er sich auch nicht neben sie, als sie auf einem Sopha Platz genommen hatte, sondern ließ sich ihr gegenüber in einem Sessel nieder und hörte ihr mit Vergnügen zu, als sie die Vorfälle des Abends ihm erzählend wiederholte.

„Der König,“ sagte sie im Laufe des Gespräches, „muß ein schöner Mann gewesen sein, denn er ähnelt seinem Sohne vollkommen, und der ist es gewiß.“

„Wie Alle es waren, die aus dem Geschlechte der Stuart abstammen,“ sagte der Marquis.

„Er hatte viel mit Ihnen zu sprechen,“ fuhr

die Marquise von Autremont fort, „waren es keine Geheimnisse?“

„Doch,“ erwiederte der Marquis lächelnd

„Auch für mich müssen sie es bleiben?“ fragte Luzie.

„Auch für Sie,“ antwortete der Marquis, „oder meinen Sie, daß ich umsonst den Ruf eines tüchtigen Diplomaten habe? Nein, mein Engel, was Geschäfte anbetrifft, die von größrer oder mindrer Wichtigkeit sind — sie wollen wir nicht zum Gegenstande unserer Unterhaltung wählen, es wäre gegen meine Pflicht. Nur das verspreche ich Ihnen, daß Sie jede Neuigkeit, die darauf Bezug hat, eine Viertelstunde früher erfahren sollen, als das größre Publikum sie hört, und damit müssen Sie sich begnügen.“

Der Marquis stand bei diesen Worten auf, drückte einen Kuß auf die Lippen seiner Gemahlin und entfernte sich in sein Schlafzimmer, welches an das ihrige grenzte; sie aber klingelte ihren Frauen und ließ sich von ihnen entkleiden.

Am folgenden Morgen, noch bevor sie einen Besuch erwarten konnte, indessen ihr Gemahl damit beschäftigt war, die während seiner Abwesenheit von London an ihn eingegangenen Briefe zu lesen und die wichtigsten zu beantworten, führte die Marquise von Autremont einen Vorsatz aus, den sie schon auf der Herreise gefaßt hatte.

Sie nahm nämlich einen Mantel um, der sie vor der Kälte schützte, bekleidete eben so warm ihre Füße, setzte einen Hut auf und begab sich hinüber nach ihrer ehemaligen Wohnung, in der sie nun Mistreß Olmer zu finden wußte.

Ueber dieses Vorhaben erstaunten ihre Kammerfrauen nicht geringe, die sie dazu ausrüsteten; denn die Witterung war rauh geworden und unfreundlich. Deßhalb sahen sie auch jetzt ein, daß es keine leere Prahlerei von Mistreß Olmer war, als sie sich eine Freundin der Marquise genannt hatte, und schüttelten zu der gemachten Entdeckung die Köpfe, wobei sie unter einander beriethen, durch welche Mittel sie die Gefürchtete wohl am besten auf ihre Seite zu ziehen vermöchten, worauf endlich Miß Luckworth ausrief: „Nun, eine schwache Stelle wird wohl ihr Herz haben, und auf diese zu wollen wir Sturm laufen; denn glauben Sie mir, liebes Herz; sonst wird uns diese Mistreß Olmer mit ihrer originellen Art und Weise gefährlich, da ihr Blick so durchdringend ist, daß sie jeden Gedanken sogar, den wir hätten, erspähen würde.

Die Marquise von Autremont ging indessen, in ihren warmen Pelz gehüllt, schnell über die Straße und trat wenige Minuten darauf in das schon aufgeräumte Wohnzimmer der Mistreß Olmer.

Diese wurde dadurch so erfreut, daß sie auf

die Marquise zueilte und sie mit einem Ausbruche von Jubel bewillkommte; allein diese zeigte eine so tiefe Gemüthsbewegung, daß Mistreß Olmer erschrocken vor ihr stehen blieb, bevor die Marquise von Autremont ihr gleichfalls entgegenkam und an die Brust der Erstaunten sank, indem sie heftig weinte.

„Ei, meine beste Marquise," sagte endlich Mistreß Olmer, „ist es wohl recht, daß Sie sich in solche Aufregung des Gemüthes versetzen? Was todt ist, bleibt todt, wenn wir uns auch noch so sehr darum härmen. Und — gedenken Sie denn der vielen trüben Stunden nicht mehr, welche der selige Lord Overton Ihnen verursacht hat?"

„Ach, ich habe sie ihm alle von Grund des Herzens vergeben!" rief die Marquise noch immer sehr bewegt aus. „Aber die Erinnerung an meinen Vater ist es nicht allein, die jetzt mich so tief bewegt, daß ich weinen muß."

„Und was denn sonst?" fragte Mistreß Olmer aufmerksam, setzte jedoch, als die Marquise schwieg, hinzu: „Doch — ich errathe es, der Wechsel der Verhältnisse ist es, um dessentwillen Sie weinen müssen; denn damals waren Sie noch frei, Ihr Wille wurde durch Niemand beschränkt, und wenn gleich nur die Liebe Ihnen Fesseln angelegt hat, so bleiben es doch immer Fesseln, wären sie auch nur aus Rosen geflochten."

Die Marquise hatte sich in einen Sessel nie-

dergelassen, suchte sich zu fassen und blickte in dem Zimmer umher.

„Ja, ja!“ rief Mistreß Olmer aus, „ich habe nach Ihrem Wunsche Alles so gelassen, wie es war, als Sie dieses Zimmer bewohnten, nur in die beiden andern die Möbeln aus meinen ehemaligen Gemächern bringen lassen, und damit erzeigte ich mir den größten Gefallen. Das aber geht so zu. Nun Alles noch so ist, wie damals, als Sie dieses Zimmer von mir gemiethet hatten, so ist es mir, wenn ich hier sitze, als ob Sie noch bei mir und nur eben aus der Thüre gegangen wären. Jeden Augenblick meine ich, Sie müßten wieder hereinkommen.“

„Meine liebe, gute Mistreß Olmer!“ sagte die Marquise, indem sie ihr die Hand reichte.

„Ja, gewiß ist es so,“ betheuerte Mistreß Olmer; „nur gestern Abend noch habe ich diese angenehme Täuschung mir bereitet, aus der ich jedoch durch das helle Licht der Fackeln aufgeschreckt wurde, welche man dem Wagen unseres Königs vorantrug, wie ich später gehört habe. Das war eine Ehre, solche Ueberraschung zu bekommen! Ein König! eine Königin — ein Prinz! Ach, ich mußte laut lachen, als es mir einfiel, wie mir doch zu Muthe gewesen wäre, wenn mich der Hochmuth verblendet und dazu bestimmt hätte, Ihr mir so gütig gemachtes Anerbieten anzunehmen.

Eine Bürgersfrau, die Zimmer vermiethet, und eine Königin!"

Mistreß Olmer lachte so herzlich bei diesen Worten, daß die Marquise einstimmen mußte. Darauf aber sagte jene: „Nun haben Sie wohl die Güte, liebe Marquise, mir noch zu erzählen, wie schön die Gesellschaftssäle in Ihrem Hotel gestern ausgeschmückt, wie kostbar die Damen ausgeputzt waren, und überhaupt, wie Alles drüben zuging."

Die Marquise erfüllte gern diesen Wunsch und verweilte über eine Stunde bei Mistreß Olmer und lud diese ein, daß sie am Abend den Thee bei ihr trinken möchte, weil der Marquis in eine Gesellschaft eingeladen war, wohin ihn seine Gemahlin nicht begleiten konnte, indem sie sich erst bei Hofe mußte vorstellen lassen, bevor sie sonst Jemand besuchen durfte.

Mistreß Olmer versprach zu kommen, und darauf entfernte sich die Marquise.

Bald nach Tische ritt Herr von Autremont mit einigen Bekannten aus, und gleich darauf fand sich Mistreß Olmer bei seiner Gemahlin ein. Beide hatten daher hinlänglich Zeit, sich zu unterhalten, und zwar theilte jene der Marquise mit, daß eine Base von ihr sehr krank sei, die sie eben besucht und welche ihr gesagt, daß sie ein Testa-

ment gemacht und auch an ihre liebe Mistreß Olmer dabei gedacht habe.

„Nun,“ fuhr diese mit sehr heiterem Tone fort, „die liebe Miß Gray ist tief in den achtziger Jahren; sie hat daher lange genug das Glück, auf der Welt umherzuspazieren, genossen, und wenn sie mich mit einem guten Legate bedenken will, so werde ich es ihr nicht übel nehmen.“

Das Gespräch zwischen der Marquise und Mistreß Olmer drehte sich nun um verschiedene Gegenstände, und diese verweilte bei der Marquise, bis deren Gemahl am Abende spät aus der Gesellschaft, welche er ohne sie besucht hatte, zurückkam.

Am folgenden Vormittage stellte Herr von Autremont seine Gattin bei Hofe vor, und Beide konnten mit ihrer Aufnahme zufrieden sein, denn sie wurden ausgezeichnet gnädig empfangen und dringend eingeladen, nach ihrer Rückkehr von Paris recht häufig die Cirkel zu besuchen, welche die Begünstigten wöchentlich einigemal um die Königin versammelten.

Den andern Tag hatte der Marquis noch eine besondere Privataudienz bei Jakob I., wobei auch der Thronfolger, Prinz Karl, zugegen war, und am nächsten Vormittage reisten die Neuvermählten nach Paris ab; zuvor aber nahmen sie noch einen herzlichen Abschied von Mistreß Olmer, die

der Marquis sehr wohl leiden mochte und gegen weit vornehmere Frauen bevorzugte.

Obgleich Herr von Autremont dafür Sorge getragen hatte, daß sie die Reise nach Paris mit der größten Bequemlichkeit zurücklegen konnten, so war sie doch, der sehr rauhen Witterung wegen, welche die späte Jahreszeit so mit sich brachte, eben nicht angenehm.

Der Wagen mit der Dienerschaft fuhr dem, worin sich der Marquis und seine Gemahlin befanden, voran und hielt schon vor seinem Hotel, als er gleichfalls daselbst anlangte.

Es war nun beinahe so wie damals, als Herr von Autremont mit seiner jungen Gemahlin von Covelain-Hall gleich nach ihrer Vermählung nach London kam. Die Dienerschaft lief mit Licht hin und her, Treppe auf und ab. Einige von ihnen kamen an den Wagen, halfen beim Aussteigen, Andere beim Abpacken desselben, wieder Andere trugen die Sachen in verschiedene Gemächer, wozu Claude Legai die Anweisung gab; die Zimmer in allen Etagen waren erleuchtet und mit künstlichen Blumen ausgeschmückt, weil die Natur ihre Gaben versagte, und die Treppen hatte man mit Teppichen belegt.

Ziemlich so prächtig und elegant war das ganze

Haus eingerichtet wie in London; nur zu der Marquise von Autremont großer Freude keine Gäste eingeladen worden, die sie bewillkommneten, und mit aus dem Grunde nicht, weil sie mit Bitten nicht nachgelassen hatte, bis ihr Gemahl versprach, er werde ihrem Wunsche, die ersten Tage ohne jeden Umgang zuzubringen, nicht entgegenhandeln.

Nur der Haushofmeister des Herrn von Autremont bewillkommnete ihn und dessen Gemahlin, die sich gleich so freundlich mit dem alten Herrn unterhielt, daß der Ernst seiner Züge sich allmälig verlor, indem er alle ihre Fragen beantwortete, während ihr Gemahl in sein Zimmer ging, um hier einige für ihn eingegangene Briefe zu lesen.

Herr Milleru erwähnte in seinen Erzählungen auch der Eltern ihres Gemahls, worauf sie zu ihm sagte: „Befindet sich hier im Hause nicht etwa ein Bild von ihnen?"

„Nein, Frau Marquise;" antwortete Herr Milleru, „es existirt nur eines von ihnen, und das hängt im Schlosse Autremont, von dem Sie ja wohl gehört haben. Beide Eltern des Herrn Marquis sind dort abgebildet und zum Sprechen getroffen."

„Ich freue mich darauf, sie zu sehen;" sagte die Marquise, „denn ich ehre das Andenken edler Menschen gern."

„Das war besonders die Frau Marquise,“ erwiederte Herr Milleru, „eine vortreffliche Dame. Sie hatte mitunter einen schweren Stand im Leben, aber sie ertrug jedes Leid würdevoll und flößte darum jedem, der sie kannte, wahrhafte Achtung und Theilnahme an Allem ein, was ihr begegnete.“

„Sie hatte einen schweren Stand im Leben?“ fragte die Marquise mit Verwunderung. „Ich glaubte, es hätten sich alle Umstände vereinigt, um es ihr zu verschönern.“

Herr Milleru überzeugte sich, daß der Marquis nicht mit seiner Gemahlin von Familienverhältnissen gesprochen hatte, und gerieth deßhalb in Verlegenheit, was er ihr antworten sollte. Allein es kam ihm in demselben Augenblick der Gedanke, daß er wohl diese Gelegenheit benutzen könnte, um ihr einen gut gemeinten Rath zu geben, der sie auf manches aufmerksam machen und vielleicht sie bewegen konnte, ihren Gemahl abzuhalten, wenn er unvorsichtig oder gar leichtsinnig handele, wenn er damit sein ganzes Lebensglück zerstören wollte. Dazu aber meinte der Haushofmeister, daß es kommen könne, wenn der Marquis fortfahre, durch die Pracht, womit er sich umgab, und überhaupt durch seine sehr kostspielige Lebensweise sein Vermögen zu verschwenden.

Herr Milleru erwiederte also: „Ja, ich möchte

wohl gern Ihre Frage aufrichtig beantworten, Frau Marquise, allein ich fürchte, daß es der Herr Marquis erfahren könnte und dann möchte ich Verdruß bekommen, daß ich den Todten nicht lauter Gutes nachsage, und doch würde ich mich schämen, eine Lüge von ihnen zu behaupten."

„Kein Wort erfährt mein Gemahl von dem, was ich durch Sie hören werde," versicherte die Marquise; „aber ich möchte doch gern die Familienverhältnisse kennen lernen und nicht Herrn von Autremont befragen, weil er dann vielleicht mancher Sache erwähnen müßte, an die sich zu erinnern ihm nicht lieb wäre."

„Ja wohl müßte er das," antwortete der Haushofmeister, „obwohl der Herr Marquis nicht die Hälfte von dem weiß, was mir genau bekannt ist, da es unter meinen Augen sich ereignete, während er nicht immer im Hause seiner Eltern anwesend war, sondern nach seinem eigenen Wunsche und nach dem seines Herrn Vaters sich, nachdem seine Erziehung vollendet war, die meiste Zeit auf Reisen und an auswärtigen Höfen aufhielt."

„Ich bitte, erzählen Sie," sagte die Marquise und ließ sich am Kamine in einen bequemen Lehnsessel nieder. Herr Milleru fuhr daher fort, während Frau von Autremont mit der fein polirten Stahlzange die Kohlen zusammenschürte, jedoch dabei aufmerksam ihm zuhörte und sogar öfter eine

Bewegung des Gemüthes niederkämpfen mußte. „Was ich Ihnen in längstens einer Viertelstunde mittheilen kann, hat Jahre, viele Jahre ausgefüllt, in welchen die nun selige Marquise leiden mußte, was nur eine Frau auszuhalten im Stande ist; denn trotz dem, daß sie ihrem Gemahl das zu verdanken hatte, liebte sie ihn doch mit der innigsten Zärtlichkeit bis zum letzten Hauche ihres Lebens. Ach, sie war überhaupt ein wahrer Engel an Sanftmuth und Herzensgüte und eine so fromme Christin, wie es selten eine geben wird. Aber weßhalb sie so viel leiden mußte, werden Sie wissen wollen, Frau Marquise, und sehen Sie, das ging so zu: die Marquise war ganz ohne Vermögen, als Herr von Autremont sie, ihrer Schönheit wegen, zu seiner Gemahlin wählte, dagegen er große Reichthümer, jedoch einen solchen Hang, sein Geld zu verschwenden, besaß, daß vorauszusehen war, was für ein Ende es endlich doch noch damit nehmen würde, wenn er fortfahren sollte, auch in der Folge so zu handeln, wie er es in den ersten Jahren seiner Ehe gethan hatte.

„Besonders spielte er gern und hoch, wie es unter den Großen unseres Hofes damals gebräuchlich war, und ich hatte öfter bedeutende Summen, die er an Andere verloren, auszuzahlen. Das Herz blutete mir dabei, als ich das schöne Geld abliefern mußte; aber ich wagte damals nur leise

Andeutungen zu machen, wie es doch traurig sei, daß der Herr Marquis so viel Unglück im Spiele habe.

„Das wußte nun freilich seine Gemahlin nicht so genau, wie ich es ihr hätte sagen können, jedoch mich davor hütete, weil ich sie um keinen Preis der Welt betrüben wollte. Aber ich konnte ihr nicht eben so verbergen, daß er selten einen Abend zu Hause verweilte, sondern allein ausging und in diesem Falle halbe Nächte außer demselben zubrachte.

„Das aber schmerzte sie über jede Beschreibung und sie fing an, ihm darüber Vorstellungen zu machen, jedoch sanftmüthig, wie es ihr ganzes Wesen war; doch damit fiel sie ihm nur lästig, änderte dagegen nicht das Mindeste bei der Sache. Vielmehr wurde es mit ihm noch ärger; denn er vermied es nun, sie ohne Zeugen zu sprechen, weil er Vorwürfe von ihr zu hören befürchtete, und deßhalb fing die Frau Marquise nun erst recht an sich zu grämen. Wie ein Schatten schlich sie umher, ward blaß wie ein Bild von Marmor und kränkelte bedeutend.

„Da fiel es dem Herrn Marquis ein, auf seine Weise sie aufheitern zu wollen; doch er griff die Ausführung eines sonst guten Planes sehr falsch an, indem er seine Freunde, statt zu ihnen zu gehen, nun in sein Haus zog und sie da mit einer

Gastfreiheit bewirthete, die völlig übertrieben war und ihn schnell ruiniren mußte. Dieses Leben konnte daher der engelsguten, immer sanften Frau Marquise nicht zusagen, und jeden Abend Gesellschaft bei sich zu sehen, die größtentheils aus Männern bestand, war ihr unerträglich. Was ihr jedoch am schmerzlichsten fiel, war der Umstand, daß sie ihren Sohn außer dem Hause mußte erziehen lassen, weil die bösen Beispiele, welche er sonst täglich gesehen haben würde, gewiß schon von Jugend auf ihn verdorben hätten. Er kam daher in eine öffentliche Erziehungsanstalt, worin mehre Knaben aus den ersten Familien wissenschaftlich ausgebildet wurden. Hier lernte er nun Alles, was für Geld nur irgend zu erlernen war, erhielt darauf einen Abbé als Begleiter mit und ging auf Reisen, von wo er selten einen Ausflug nach Paris machte, weil es ihm da weniger gefiel, als in andern Ländern.

„Indessen ging es bei uns hier immer so verkehrt fort, und zwar so lange, bis die Frau Marquise nicht mehr der Gesellschaft beiwohnen konnte, welche sich jeden Abend bei ihnen einfand; denn ihre Gesundheit hatte über jeden Begriff gelitten, und sie sah so verfallen aus, daß man die Ehemalige nicht mehr in ihr wieder erkannte. Herr von Autremont machte daher nun allein den Wirth, und jetzt kam es vollends arg, wie gewiß kein recht-

licher Mensch es billigen konnte. Die Frauen der Freunde des Herrn Marquis nämlich, welche bis dahin nur die Gesellschaften bei ihm wegen seiner Gemahlin besucht hatten, um diese durch ihr Wegbleiben nicht zu kränken, blieben nun zurück, weil auch sie nicht mehr dabei erscheinen konnte. Dagegen aber wurden nach und nach andere mitgebracht, die zwar größtentheils den höheren Ständen angehörten, deren Ruf jedoch durch ihre eigene Schuld gelitten hatte. Aber auch Tänzerinnen, Sängerinnen und Gott weiß was noch sonst für allerhand weibliches geputztes und mit Juwelen behängtes Gesindel fand sich ein, und in den Salons, wo sonst unsere züchtige, tugendhafte Frau Marquise den Vorsitz hatte, wurde nun oft die halbe Nacht hindurch gelacht, geschwatzt, gespielt, gesungen uud deklamirt."

„Und die Marquise?" fragte Luzie mit bebender Stimme.

„Ich höre Ihnen an, gnädige Frau, daß Ihnen ihr Schicksal zu Herzen geht," sagte der Haushofmeister, „wie sie es verdient. Sie saß in ihrem Zimmer, von Kissen unterstützt, in einem Sessel am Kamine — in demselben Zimmer, das Sie, Frau von Autremont, um darin zu schlafen, benutzen werden — stützte den Kopf gewöhnlich in die Hand und sah entweder in Gedanken verloren auf eine Stelle, oder wenn der Lärm, den die

Gäste ihres Gemahls machten, gar zu laut bis in ihr Ohr drang, so las sie in einem Gebetbuche.

„Eines Abends fand ich sie so, als ich ihr die Erfüllung eines Auftrages auszurichten kam, den sie mir am Vormittage ertheilt hatte, und weil ich glaubte, daß das Lesen sie viel zu sehr angreife, so bat ich sie, es doch zu unterlassen; denn ich durfte mir das wohl unterstehen, da ich vollständig ihr Vertrauen besaß. Sie aber schüttelte, wehmüthig dabei lächelnd, den Kopf, indem sie sagte: ‚Du verstehst das nicht, mein lieber Philipp' — sie pflegte mich nämlich stets nur bei meinem Vornamen zu nennen, wie es der Vater des Herrn Marquis gethan hatte, in dessen Haus ich groß geworden war — ‚Du verstehst das nicht, mein lieber Philipp,' sagte sie also zu mir, ‚das Gebet giebt Kraft; es beruhigt das Gemüth, und wenn wir erfahren, wie Christus seinen Feinden verziehen hat, die ihn doch marterten, bis er seinen letzten Seufzer aushauchte, so wird auch unser Herz zur Vergebung gestimmt; denn — er und wir sündige Menschen — welch ein Unterschied.' Ja, so sagte damals die Frau Marquise; aber obgleich sie gewiß den guten Willen hatte, hier im Hause auszuhalten, so ging es doch nicht an, denn sie wurde immer schwächer. Da rieth ihr der Arzt eine Reise nach Italien, oder nach dem südlichen Frankreich, weil er hoffte, sie könnte

sich da noch erholen. Indessen daran war nicht zu denken, daß sie diesen Plan auszuführen vermochte; sie wäre gewiß wenige Meilen von Paris gestorben. Auch wollte sie durchaus nicht fort von hier, sondern verlangte nur nach der Besitzung Autremont gebracht zu werden.

„Die Ruhe, die — ich möchte es lieber nennen — Todtenstille, welche dort herrscht, meinte sie, würde ihr gut thun, und der Herr Marquis erfüllte ihr den Willen.

»Mein Bruder,“ fuhr der Haushofmeister fort, nachdem er sich die Augen getrocknet hatte, „war damals Kastellan im Schlosse Autremont, und er erhielt den Befehl, Alles zur Aufnahme der Marquise von Autremont in Stand zu setzen, die auch schon nach wenigen Tagen dorthin gebracht wurde und bis zu ihrem Tode daselbst verweilte.

„Bevor sie starb, sprach sie ihren Gemahl noch einmal allein, der es bis dahin vermieden hatte, mit ihr ohne Zeugen zusammenzukommen, und ihre mit ihm geführte Unterredung machte einen so tief erschütternden Eindruck auf ihn, daß er sich vornahm, ein ganz andrer Mensch zu werden.

„Er hat Wort gehalten und nachher oft selbst gesagt, daß er dieses seiner Gemahlin darauf verpfändet habe, daß er sich total in seiner leider

nur zu lange so geführten Lebensweise ändern wolle.

„Gleich nach ihrem Tode unternahm er nämlich eine Reise, und als er zurückkam, wurden so viele Veränderungen in seinem Hausstande eingeführt, daß daraus ein geregelter, zweckmäßiger entstand, der dem frühern bei weitem nicht mehr ähnelte. Der Herr Marquis spielte nicht mehr, gab nur selten noch kleine Gesellschaften von auserlesenen, als sittlich bekannten Personen, und mit einem Worte er ertheilte dem jungen Herrn das beste Beispiel und nahm ihn von da an zu sich.

„Das wäre nun zwar Alles gut und schön, das wäre lobenswerth gewesen, wenn diese Besserung nur ein Paar Jahre früher erfolgt wäre; denn dann hätte die Frau Marquise noch das Glück gehabt, gute Tage zu erleben, und das Vermögen hätte noch hingereicht, durch seine Einkünfte den Herrn Marquis standesmäßig zu ernähren. Allein so war es nun nicht mehr nach dem Tode seiner Gemahlin, und es würde große Noth bei ihm eingekehrt sein, wenn nicht eine Schwester seiner verstorbenen Frau Mutter ihn zu ihrem alleinigen Erben in ihrem Testamente eingesetzt hätte.

„Dieser Umstand gründete neuerdings sein Glück, denn Frau von Ploisset hinterließ ihm ein sehr bedeutendes Vermögen. Er konnte daher sei-

nen Sohn der diplomatischen Laufbahn widmen und mit allen Mitteln, die dazu nöthig waren, unterstützen."

Der Haushofmeister schwieg nun einige Augenblicke, worauf er mit einiger Verlegenheit fortfuhr: „Unser Herr Marquis spielt nicht, wie ich immer gehört habe, und Sie, gnädige Frau, werden ihm gewiß gern beistehen, wenn er —"

Herr Milleru stockte; die Marquise von Autremont ergänzte daher seine Rede, indem sie sagte: „Ich weiß, was Sie meinen, wenn er in anderer Art den guten Vorsatz fassen will, nicht mehr so viel Geld auszugeben, als es bis jetzt geschehen ist. Ja, mein lieber Herr Milleru, ich biete ihm gewiß gern meine Hand, wenn von Einschränkungen die Rede ist. Ach, wenn er doch immer meinem Rathe folgen wollte! Doch es wird mir hoffentlich künftig schon gelingen, ihm noch mehr Sinn für häusliche Freuden einzuflößen, die ihm leider jetzt noch nicht sonderlich zusagen."

„Sie sind ein so treuer Anhänger an ihn, und waren es auch den Seinigen, nach Allem zu urtheilen, was mir Herr von Autremont über Sie mitgetheilt hat," sagte die Marquise nach einer kurzen Pause, „daß ich es nicht bereue, so aufrichtig eine Aeußerung gegen Sie ausgesprochen zu haben, die sich sonst nicht rechtfertigen ließe.

Bewahren Sie solche im geheimsten Fache ihres Herzens."

Sie schwieg abermals, sah gedankenvoll vor sich hin und fuhr erst nach einer Weile fort, als sie bemerkte, daß Herr Milleru sich entfernen wollte: „Was macht der Herzog von Autremont, der Oheim meines Gatten? Nach dem Inhalte des Briefes zu urtheilen, welchen er an diesen, auf die Anzeige unsrer Verlobung, geschrieben hat, scheint er böse auf ihn zu sein."

„Er ist es im ganzen Sinne des Wortes," erwiederte Herr Milleru, „und wäre es selbst dann gewesen, wenn der Herr Marquis sich einer königlichen Prinzessin von England verlobt hätte; denn er haßt nun einmal Alles, was aus diesem Lande abstammt. Ich bin zufällig ein Jugendfreund von dem alten Diener, den er bei sich hat, und dem er sein ganzes Vertrauen schenkt. Durch diesen erfahre ich also von jedem was im Hause des Herzogs vorgeht, mithin ist mir auch bekannt geworden, daß er ganz außer sich war, als er vernahm, daß sein Neffe eine Engländerin zu heirathen beabsichtige."

„Aber wäre nicht durch eben diesen Diener zu erwirken, daß er seinen Sinn änderte?" fragte die Marquise. „Man hat doch öfter solche Beispiele."

„Der Herzog von Autremont wird die Zahl

derselben nicht vermehren," antwortete der Haushofmeister lächelnd; „der ist fest wie Eisen bei jedem einmal gefaßten Entschlusse. Nein, dem Manne ist auf keine Weise beizukommen."

„Er ist also wohl überhaupt sehr hartherzig!" fragte die Marquise weiter.

„Nein, so recht, was man hartherzig nennt, ist er nicht," erwiederte Herr Milleru, „besonders aber war er es in den letzten zwei Jahren nicht. Vielmehr hat er manchen Nothleidenden unterstützt; aber keiner von ihnen darf in seine Nähe kommen, um ihn darum anzusprechen, oder ihm für eine empfangene Gabe zu danken. Beides muß durch seinen Kammerdiener gehen, und der hat den Auftrag, genau zu prüfen, ob es auch wirklich Nothleidende sind, die ihn um Unterstützung ansprechen. Auch rückt er damit nicht so bald heraus, sondern überlegt in diesem Falle die Sache von allen vier Seiten. Geradezu freigebig mit seinen Wohlthaten also ist er auch nicht, und in Bezug auf sich selbst ein wahrer Geizhals. Der geringste Handwerker giebt mehr für sich aus als dieser steinreiche Herr, und Sie würden laut lachen müssen, gnädige Frau, sollten Sie ihn in seinem abgetragenen altmodischen Anzuge sehen."

„Das möchte ich wohl," sagte die Marquise; „wo begegnet man ihm?"

„Er besucht nur die Kirche täglich, und alle

Woche zweimal, mag das Wetter auch noch so schlimm sein, den Gottesacker, wo seine verstorbene Gemahlin begraben ist. Hier verweilt er im Sommer stundenlang und pflegt die Blumen, welche mit einer verschwenderischen Menge und Pracht von ihm hier erzogen werden. Das Grab ist nämlich mit einem hohen eisernen Gitter umzogen, und es kann mithin Niemand sie beschädigen. Da er nun regelmäßig zu einer fest bestimmten Stunde, sowohl in die Kirche, wie auf den Gottesacker geht, so wäre es leicht möglich, daß die Frau Marquise ihn sehen können."

„Vielleicht künftig," versetzte diese, „jetzt aber — nun ich mich von der Reise erholt habe, möchte ich mich in mein Zimmer begeben. Zeigen Sie mir den Weg dahin und lassen mich dann allein; meinen Kammerfrauen aber sagen Sie gefälligst, daß ich nach einer Weile sie erwarte."

Herr Millern leuchtete nun der Marquise vor, und sie begab sich eine Treppe höher.

Als er die Thür des Gemaches öffnete, und die Marquise über die Schwelle desselben trat, fragte sie: „Also in diesem Zimmer hat die selige Mutter meines Gemahls geschlafen?"

„Geschlafen und in der letzten Zeit, bevor sie sich nach dem Schlosse Autremont bringen ließ, auch gewohnt," antwortete Herr Millern, „denn ihrer Schwäche wegen konnte sie sich ja lange vor

ihrem Tode nicht mehr die Treppe hinunter und in ein anderes Gemach begeben. Auch ist dieses hier das einzige, von dem der Herr Marquis befahlen, daß es ganz so bleiben sollte, wie es war, dagegen er die übrigen im ganzen Hause neu tapezieren und einrichten ließ, als er den Entschluß gefaßt hatte, gleich nach der Hochzeit hierher zu kommen.

„Dort in jener Ecke schlief sie in demselben Bettgestell, das Sie, gnädige Frau, hier finden; nur wurden begreiflich ganz neue Betten hineingelegt. In diesem hohen Lehnstuhle saß sie nahe am Kamine jeden Tag, sobald das Feuer bei übler Witterung darin brannte. Mit derselben Zange, die Sie hier sehen, rührte sie häufig, zu ihrer Unterhaltung, die Kohlen um, und auf diesem Kissen von dunkelrothem Sammet ruhten dabei ihre Füße. Auf diesem kleinen Tischchen lag ihr Gebetbuch. Das aber hat sie mitgenommen, als sie sich nach dem Schlosse Autremont, in der Nähe von Fontainbleau, bringen ließ, und dort befindet es sich auf derselben Stelle, wohin sie es legte, als sie wenige Stunden darauf starb; denn der Tod hat sie nicht im Bette aufgesucht. Sie saß vielmehr, wie jeden Tag, in einem bequemen Armsessel, nahe am Kamine, als sie starb.

„Ach," fuhr er fort, und es rollten dabei Thränen über seine Wangen, „dort in ihrem Zimmer

ist noch Alles ganz so, wie es war, als sie es verlassen hat. Kein Gegenstand irgend einer Art ist verrückt, oder gar weggenommen worden. Der selige Herr Marquis hatte die Schlüssel von dem Zimmer wohl verwahrt und ging nur dann hinein, wenn er auf derselben Stelle, wo die Fromme verschieden war, ungesehen und ungestört, Thränen der bittersten Reue vergießen wollte. Außerdem fuhr er auch nie nach Schloß Autremont. Diese Schlüssel aber bekam ich von ihm in Verwahrsam, als der Herr Marquis sich sehr krank fühlte, und zwar mit dem Auftrage, daß ich sie so lange verwahren sollte, bis sein Sohn sie mir abforderte. Das jedoch ist noch nicht geschehen, denn Herr von Autremont liebt es nicht, so trübe Erinnerungen absichtlich in seinem Herzen zu erwecken. Aus diesem Grunde hat er bei jedem kurzen Aufenthalte im Schlosse Autremont das Zimmer seiner verstorbenen Mutter auch nicht besucht."

„Um so mehr wundert es mich, daß er dieses hier zu meinem Schlafgemache bestimmt hat," sagte die Marquise, indem sie um sich blickte.

„Ja, das wäre gewiß nicht geschehen," antwortete Herr Milleru, „wenn es nicht seine eigene Bewandtniß damit hätte. Nämlich, als der Herr Marquis zum sterben krank darnieder lag, ließ er sich von seinem Sohne das Versprechen geben,

daß dieser nicht nur das Schlafgemach seiner Mutter niemals anders einrichten, sondern auch, falls er sich vermählte, seiner Gattin als Schlafzimmer einräumen, daß er sogar diese dazu verpflichten wollte, es als solches zu benutzen."

Die Marquise nahm Herrn Milleru nun den silbernen Armleuchter ab, welchen er, mit brennenden Wachskerzen versehen, noch bis dahin in der Hand gehalten hatte, und setzte ihn auf einen Tisch. Das nahm Herr Milleru für ein Zeichen, daß er sich entfernen sollte, und empfahl sich.

Die Marquise befand sich jetzt allein und ließ sich in denselben Sessel nieder, den die Verstorbene so oft benutzte. Auch ließ sie ihre Füße auf dem Kissen von rothem Sammet ruhen, das denen der nun Seligen beständig als Stütze gedient hatte, und dachte an sie. Unwillkürlich aber traten dabei Thränen in ihre Augen, und sie sagte zu sich selbst: „Wird es mir vielleicht ähnlich so wie ihr ergehen? Auch ihr Gemahl hatte sie früher geliebt und doch endlich ihr Herz mißhandelt. Aber — wie komme ich nur auf solche Gedanken! Begehe ich nicht eine Sünde gegen Armand, indem ich ihnen nachhänge? Nein, ich will jeden aus meinem Innern verscheuchen und mich zwingen, nicht mehr so weich zu sein, wenn auch manchesmal seine Heftigkeit ihn verleiten sollte, nicht jedes Wort, das er ausspricht, reiflich zu überlegen."

Nach diesem kurzen Selbstgespräche klingelte sie ihren Kammerfrauen und ließ sich von ihnen entkleiden; denn sie hatte schon bereits mit ihrem Gemahl, statt zu Abend zu essen, Thee getrunken, der damals erst anfing von den Vornehmen genossen zu werden.

Zwar kam ihr Gemahl noch zu ihr, bevor sich Beide zur Ruhe verfügten, allein von der Reise ermüdet, suchten sie bald das Bett auf.

Am andern Vormittage mußte sich der Marquis schon nach Hofe begeben, weil, wie er behauptete, wichtige Geschäfte ihn veranlaßten, mit der Königin-Mutter zu sprechen, sobald er sich erst Ludwig XIII. vorgestellt habe.

Die Marquise von Autremont blieb daher einige Stunden allein und brachte diese Zeit damit zu, daß sie einen Brief an Lady Overton und einen an Mistreß Olmer schrieb, um ihnen ihre Ankunft in Paris anzuzeigen.

Sobald ihr Gemahl zurückkam, sprach er nur wenige Worte mit ihr, umarmte sie jedoch sehr zärtlich, sah sehr heiter aus und erzählte ihr flüchtig von der sehr freundlichen Aufnahme, welche ihm von allen Seiten bei Hofe geworden sei. Darauf schützte er Geschäfte vor und fragte sie, schon im Weggehen begriffen, ob sie vielleicht

Briefe nach England zu befördern habe, denn in einer halben Stunde spätstens schicke er eine Stafette nach London.

Die Marquise gab ihm die bereits schon gesiegelten Briefe, ihr Gemahl entfernte sich damit, und erst bei Tische sa[h] [s]ie sie sich wieder.

Jetzt erzählte Herr von Autremont noch Mehres von den Mitgliedern der königlichen Familie, und daß diese sie am folgenden Vormittage erwarteten. „Dann," setzte er hinzu, „werde ich Sie, meine geliebte Luzie, erst vorstellen, und darauf sind wir zur Familientafel bei der Königin-Mutter eingeladen."

„Es wäre mir lieb, wenn Sie mir sagten, mein theurer Armand, wer Alles darauf Anspruch zu machen hat, daß ich sonst jedes Andere in der Welt vergesse und nur Augen und Ohren für ihn habe?" fragte die Frau Marquise von Autremont lächelnd; „denn so wird es doch wohl sein müssen."

„Nun," antwortete ihr Gemahl mit eben so heiterem Tone, „vor Allem ist es der Cardinal Richelieu, dem Sie Ihre ganze Aufmerksamkeit schenken und sich ihm in Ihrer vollen Liebenswürdigkeit zeigen müssen."

„Wie," rief die Marquise voll Erstaunen aus, „nicht dem Könige? nicht der Königin-Mutter? nicht den Schwestern des Königs?"

„Der König ist es nur dem Namen nach, der Cardinal ist es wirklich und die Hauptperson an unserem Hofe; denn wollte ich die Königin-Mutter gleich bedeutend wie er sein lassen, so bleibt sie doch auch als Königin nur Frau, und ihre Handlungen alle werden von dem Cardinal geleitet. Was jedoch die Schwestern des Königs anbetrifft, so sind das schöne Puppen, die davon abhängen, wie der Cardinal und die Königin-Mutter die Finger bewegen, woran die Schicksalsfäden dieser Prinzessinnen geknüpft sind."

Die Marquise schüttelte den Kopf, indem sie sagte: „Was ich von Ihnen höre, lieber Armand, gefällt mir nicht, und an diesem Hofe möchte ich nicht leben."

„Wenn man nur nicht von einer jener mächtigen Personen abhängt," erwiederte der Marquis, „so macht es Vergnügen, der Comödie zuzusehen, welche sie täglich unter einander aufführen, und eben so oft die Rollen wechseln, wie ihr Charakter eine andere Farbe annimmt. Den Unwillen, ja ich möchte sagen, die Verachtung, welche man gegen sie empfindet, wenn man bemerkt, wie sie nicht nur Andere betrügen und hintergehen, so oft sie gewisse Zwecke damit verbinden, die sie zu realisiren wünschen, sondern sich selbst untereinander eben so wenig treu sind und wie Feinde gegenseitig verfahren, sobald nur ein Vortheil dabei zu erlan-

gen ist, verliert sich, wenn man öfter Wiederholungen gewahr wird. Ja, jeder Tadel verstummt, sobald man wahrnimmt, daß Keiner von ihnen es besser verdient, als daß er betrogen und hintergangen wird, weil er es gerade so mit denjenigen bei passender Gelegenheit gemacht hätte, die nun ihn übervortheilen. Wer Verstand hat, wendet ihn dazu an, entweder Vortheile zu erringen, die man ihm streitig machen will, oder die schon bereits errungenen zu behaupten; das aber ist nicht nur die Maxime unseres Hofes, sondern die eines jeden andern, und beim Lichte betrachtet die der ganzen Menschheit. Nur Dummköpfe liefern dabei Ausnahmen. Sie freilich gehen weniger angefochten durch die Welt; aber wer möchte darum für einen solchen gelten wollen!"

Die Marquise schüttelte abermals den Kopf; denn was sie eben gehört, war ihr Alles so neu und dünkte sie so sträflich zu sein, daß sie lieber kein Urtheil darüber abgeben wollte, weil es nur eine Mißbilligung dessen gewesen wäre, was sie durch ihren Gemahl erfahren hatte. Sie wechselte also lieber den Gegenstand des Gespräches und fragte nach einer kurzen Pause: „Sind die Schwestern des Königs schön?"

„Schön gewachsen sind sie beide, beinahe über die mittlere Größe, schlank und haben eine gute Haltung," antwortete der Marquis; „jedoch nur

die Prinzessin Henriette Marie gilt für wirklich schön; wenigstens besitzt sie ein ausdrucksvolles Auge. Ich finde sie für ihre Jahre zu ernst aussehend. Sie sieht aber nicht nur so aus, sie ist es auch, dagegen aber sehr gut von Charakter."

„Und ihre Schwester?" fragte Frau von Autremont.

„Die Prinzessin Elisabeth ist zwar bei weitem nicht so schön als ihre Schwester; der Blick ihres Auges ist matt und man hört selten, daß sie sich in eine Unterhaltung einläßt. Trotzdem aber nennen Personen, die sie näher kennen, sie geistreich und gleichfalls gut von Herzen. Sie sieht sehr blaß aus und gefällt besonders nicht beim ersten Anblick. Doch — Sie werden sich ja bald selbst überzeugen, mein liebes Herz, und jedenfalls alle Schönheiten unseres Hofes durch die Ihrige aus dem Felde schlagen, durch Ihren Liebreiz und den Adel Ihres ganzen Wesens."

„Sie beurtheilen mich zu gütig, mein Gemahl," meinte die Marquise und lächelte dabei, indem sie hinzusetzte: „Oder vielmehr die Liebe ist — nach einer allgemeinen Behauptung — blind, und das ist Ihr Fall. Sie erkennen nicht meine Mängel; Andere dagegen werden es und mich darnach beurtheilen, anders, als Sie es thun und gewiß unverdient mich höher damit stellen, als alle die übrigen Damen Ihres Hofes."

„Doch," fuhr Frau von Autremont nach einer kur-

zen Pause fort, „wie wollen Sie es denn mit Ihrem Oheime, dem Herzog von Autremont, halten? Werden Sie zu ihm fahren, oder wohl besser wir Beide?“

„Wir werden uns in den Wagen setzen, meine theure Luzie,“ sagte der Marquis mit heiterer Laune, „nach seinem Hause fahren, vor seiner Thür stillhalten, anfragen lassen, ob es dem Herzog gefällig ist, unseren Besuch anzunehmen, und — was erhalten wir für eine Antwort? Der Herzog befinden sich nicht wohl, können mithin keinen Besuch annehmen, oder der Herzog sind ausgefahren — verreist — oder — ach was weiß ich was für Ausreden man benutzen wird, um uns los zu werden. Genug, sehen und sprechen werden wir den Herzog nicht, darauf können Sie sich verlassen, und im Grunde ist mir das auch so ziemlich gleichgültig.“

„Gleichgültig?“ sagte die Marquise mißbilligend. „Er ist der Bruder Ihres verstorbenen Vaters und, so viel ich weiß, der einzige nahe Verwandte, den Sie noch am Leben besitzen, und es wäre Ihnen gleichgültig, wenn er, ohne sich zuvor mit Ihnen versöhnt zu haben, aus der Welt ginge?“

„Noch mehr, liebes Herz,“ fuhr der Marquis mit komischem Ernste fort, „er ist vielleicht der

reichste Privatmann in ganz Frankreich, der sein schönes Vermögen Gott weiß wem hinterlassen, es verplittern, oder es dem leichtsinnigsten Menschen von der Welt, meinem Vetter, Heinrich Autremont, vermachen wird, der alle gute Eigenschaften besitzt, um es bald todt zu schlagen, weil sich mit der Zeit auch ein Brunnen ausschöpfen läßt. Allein — sagen Sie selbst — was soll ich denn thun, um ihn mit mir auszusöhnen, da ich ihn im mindesten nicht beleidigt, oder gekränkt habe? Ich müßte ihm geradezu sagen: Herr Herzog, Sie waren bis jetzt ein Narr. Es ist nun die höchste Zeit, daß Sie sich ändern, vernünftig werden und meine liebenswürdige Gemahlin, trotz dem, daß sie aus England abstammt, als Ihre Nichte anerkennen."

„Ach," sagte die Marquise mit einem Seufzer, „Sie hätten mich nicht zu Ihrer Gattin wählen müssen. Das bedeutende Vermögen Ihres Oheims wäre Ihnen dann nicht entgangen, und gerade Sie würde großer Reichthum beglückt haben."

„Sie meinen, weil ich gewohnt bin, viel Geld auszugeben?" fragte der Marquis laut lachend; „weil ich auf keine Weise verstehe, mich einzuschränken? weil ich gern eine kostspielige Eleganz um mich verbreitet sehe und bei passender Gelegenheit auch Pracht und Reichthum? Sie haben Recht, mein guter Oheim könnte keinen klügeren Einfall

haben, als mich zu seinem Erben zu ernennen; denn Sie müssen mir doch zugeben, daß ich wenigstens auf eine sehr noble, angenehme Art es verstehe, das Geld unter die Leute zu bringen, wobei mein Grundsatz der ist: wer weiß wie lange man zu leben hat; vielleicht kommt der Sensemann weit eher, als wir es befürchten; weßhalb sollte man sich also das Dasein nicht so viel wie möglich verschönern, ein Jeder auf seine Weise? Das Vermögen meines Herrn Oheims wäre mir daher allerdings sehr angenehm; doch — was sind mir alle Schätze dieser Erde, gegen Sie und gegen Ihre Liebe betrachtet, werth? Nein, meine theure Luzie, mag der alte Herr sein Geld immerhin behalten, wenn ich es mit solchem Opfer hätte erkaufen müssen."

„Werden Sie auch immer so wie jetzt denken?" fragte die Marquise von Autremont mit einem Seufzer, den sie jedoch zu unterdrücken sich bemühte.

„Immer," gab ihr der Marquis zur Antwort.

„Stellen Sie sich in Gedanken einen Augenblick in eine sorgenvolle Lage," sagte die Marquise von Autremont, „denken Sie, daß Sie darum, weil Sie mir Ihre Hand gereicht haben, hineingerathen wären. Würden Sie dann eben so wie gegenwärtig urtheilen?"

„Eben so," erwiederte der Marquis; „doch —

wozu solche Schreckbilder sich vor die Seele zaubern? Ich bin gar nicht dafür, sich Popanze vorzustellen, die nicht existiren. Wir sind glücklich, allen Widersachern zum Trotz, und das ist Ursache genug, uns zu freuen. Mögen Andere sich quälen und abängstigen, die es nöthig haben; wir sind nicht in diesem Falle."

„Sie sprachen vorhin von einem Vetter, Heinrich Autremont," versetzte die Marquise; „ich habe Sie nie zuvor von ihm sprechen hören."

„Es ist ein höchst leichtsinniger Mensch, der bereits schon ein schönes Vermögen verschwendet hat und unserer Familie keine Ehre macht," erwiederte der Marquis. „Es ist Schade um ihn, daß er manche Gabe, welche ihm die Natur freigebig genug verliehen hat, nicht besser anwendet; denn eben so wie er gewiß einer der Leichtsinnigsten ist, die in Frankreich geboren worden sind, ist er gleichfalls einer der schönsten Männer unserer Zeit. Er könnte einem Maler oder Bildhauer als Modell dienen, wie jeder, der ihn kennt, behauptet; denn ich selbst kenne ihn nicht persönlich."

„Aber was ist er, und wo lebt er?" fragte die Marquise von Autremont.

„Was er ist?" antwortete deren Gemahl lachend, „ja, das weiß ich Ihnen in Wahrheit nicht zu sagen. So viel mir bekannt geworden, ist er eigentlich gar nichts, als ein sogenannter

Glücksritter, Industrieritter, oder wie man sonst dergleichen Menschen zu nennen pflegt, welche von Allem, was ihnen in den Weg kommt, Vortheil ziehen und dazu jedes Mittel benutzen, welches ihnen als zweckmäßig erscheint, gleichviel ob es ein gutes, oder ein unerlaubtes ist, welche sich selten an einem Orte lange aufhalten und, wenn es geschieht, da sich einen Ruf erwerben, den gewiß kein rechtlicher Mann gern mit ihnen theilen möchte. Ja, ganz so, wie ich solchen Taugenichts mit liebenswürdigem Aeußern und feinen Manieren begabt schildern muß, ist mein Vetter, und von was er lebt, weiß er am besten. Gewiß größtentheils vom Gewinn beim Spiele. Nur zuweilen — hat man mir in frührer Zeit gesagt — tritt er als Musikus auf und soll viel Geschick besitzen, was er jedoch nur dann benutzt, wenn ihm die Mittel zu existiren ausgehen."

„Hat er keine Eltern mehr am Leben?" fragte die Marquise von Autremont.

„Nein, meine liebe Luzie," antwortete ihr Gemahl; „sein Vater starb ihm sehr frühzeitig, und seine Mutter verzog ihn, aus wahrer Affenliebe, auf eine unverantwortliche Weise. Hätte die Natur ihn nicht, so wie mit äußeren Vorzügen, auch mit Verstandeskräften begabt, so würde er aller Wahrscheinlichkeit nach nichts gelernt haben. Indessen so kostete es ihn wenig Anstrengung, und

deßhalb besitzt er nicht weniger Kenntnisse, als tausend Andere, und würde sich auf eine anständige Art durch die Welt haben helfen können, wenn er es gewollt hätte. Allein er zog es vor, in einer selbst gewählten Unabhängigkeit zu leben, und setzte dabei das Vermögen seiner Mutter zu, die zur rechten Zeit starb und dadurch vor Mangel bewahrt wurde. Nach ihrem Tode habe ich selten von ihm gehört und weiß in der That nicht mehr, ob er sich gegenwärtig in Paris aufhält; denn er vermeidet es in die Nähe zu kommen, weil er mein Urtheil über seine Lebensweise kennt."

„Ist er noch jung?" fragte die Marquise.

„Allerdings," antwortete Herr von Autremont, „kaum sechs und zwanzig Jahre alt."

„Mein Gott," rief die Marquise lebhaft aus, „so könnte er sich ja wohl noch bessern. Machen Sie doch den Versuch, Ihren Vetter dazu zu bewegen."

„Ich habe das schon wiederholt gethan," erwiederte der Marquis, „jedoch jederzeit erfolglos, und das letzte Mal benahm er sich noch überdies so ungezogen gegen mich, daß ich es verschworen habe, jemals wieder an ihn zu schreiben, wie ich es früher so oft gethan habe, nicht seinerwegen, sondern aus Rücksicht für seine Mutter. Glauben

Sie mir, wenn mein Oheim, der Herzog von Autremont, nicht den Charakter dieses Leichtsinnigen genau kennte und nicht fest überzeugt wäre, daß Heinrich sein Vermögen, welches der Herzog wie mit Adlerklauen fest zusammenhält, in kurzer Zeit, so groß es auch ist, dennoch verschwenden würde, so hätte er ihn schon längst, mit Uebergehung meiner Person, zum alleinigen Erben eingesetzt. Indessen wer weiß, was trotz Heinrich's Fehler dennoch geschehen wäre, wenn dieser es nur hätte über sich gewinnen können, den Herzog über seine Gesinnungen zu täuschen. Allein er wollte sich diese Mühe nicht geben, sondern erklärte dem alten Herrn, als er nicht darauf einging, ihn zu unterstützen, in seiner Gegenwart für einen Geizhals, der kein menschliches Gefühl besitze, und seitdem darf er ihm nicht mehr über die Schwelle kommen."

Beide sprachen noch lange über diesen Gegenstand, und nach Tische forderte die Marquise von Autremont ihren Gemahl auf, sie bei einer Spazierfahrt zu begleiten, was er annahm und bis gegen Abend in ihrer Gesellschaft verweilte; dann aber holten ihn ein paar Bekannte ab, und mit ihnen verließ er das Haus, um den Abend im Kreise mehrer Jugendfreunde zuzubringen, mit welchen er in einer damals in Paris berühmten Erziehungsanstalt zusammen war erzogen worden.

Die Marquise von Autremont brachte daher diese Zeit allein zu und beschäftigte sich mit Lesen.

Am folgenden Vormittage kleidete sie sich so elegant wie möglich an, und zwar auf Verlangen ihres Gemahls, der sie in dem Kleide von himmelblauer Farbe mit eingewirkten kleinen Blümchen von Silber und dem Stirnband von ächten Perlen, das sie vorzüglich kleidete, so überaus reizend fand, daß er dann förmlich entzückt sie in seine Arme schloß und ihren Mund mit Küssen bedeckte, worauf er endlich zu ihr sagte: „Bevor wir nach Hofe fahren, meine theure Luzie, habe ich noch ein Ihnen gegebenes Versprechen zu lösen. Sie werden sich nämlich erinnern, daß ich einmal Ihnen im Scherze zusagte, daß Sie immer jedes Wichtige, was in Bezug auf Staatsneuigkeiten vorginge, eine Viertelstunde früher erfahren sollten, als das bestehende Geheimniß der Menge bekannt werden könnte. Nun, was ich halb im Scherze gesagt habe, bin ich gegenwärtig bereit, im Ernste wahr zu machen, und so hören Sie denn: wenn wir nach Hofe kommen, wird man wahrscheinlich leise, oder laut, wie die Umstände es so herbeiführen, mit Ihnen über eine Begebenheit des Tages sprechen, die übermorgen erst ins Leben treten soll, nämlich, wenn ich morgen, mit dem dabei üblichen Ceremoniell, im Namen des Thronerben von England, um die Hand der

Prinzessin Henriette Marie von Frankreich angehalten habe."

Die Marquise von Autremont fühlte sich angenehm durch diese Nachricht überrascht und fragte, ob das Ereigniß blos ein Werk der Politik, oder ob dabei wirkliche Neigung im Spiele sei.

„Ganz gewiß ist das Letztere der Fall," antwortete der Marquis; „denn der Beweis davon liegt offenbar am Tage. Es ist Ihnen bekannt, daß eine Heirath zwischen dem Prinzen Karl und der Prinzessin Marie von Spanien im Werke war, allein sie zerschlug sich, weil bei der Ausführung dieses Projektes Unvorsichtigkeiten begangen wurden, die — unter uns gesagt — einem Schüler Ehre gemacht hätten.

„Der Kronprinz nämlich ging unter dem erborgten Namen eines seiner Barone nach Madrid, und der Herzog von Buckingham, der erklärte Günstling unseres Königs, wie auch der des Prinzen Karl, begleitete diesen, angeblich als sein Stallmeister. Beide begaben sich auf dieser romantischen Reise über Paris, und hier machte die Schönheit der Prinzessin Henriette, der Schwester unseres Königs, einen tiefen und unvertilgbaren Eindruck auf das Herz des Prinzen. Indessen war einmal seine Verlobung mit der spanischen

Prinzessin Marie durch Briefe schon so gut wie vollzogen; er mußte daher nach Madrid abreisen.

„Hier gab er sich bald zu erkennen, weil er gewiß schon damals die Absicht hatte, zurückzutreten, und darauf wollte man ihn bereden, daß er den katholischen Glauben annehme. Auch beobachtete man in Bezug auf seine Braut ein seltsames Benehmen; er durfte sie nämlich nicht einen einzigen Augenblick ohne Zeugen sprechen, überhaupt sie nie anders, als bei öffentlichen Festen sehen. Das mochte nun wohl die Etikette so mit sich bringen, allein unserem Prinzen, der vorher hier eine ganz andere Art und Weise des Benehmens im Familienleben unseres Hofes hatte kennen lernen, gefiel die des spanischen durchaus nicht, und besonders nicht die Förmlichkeit der Prinzessin Marie, die sie bei jeder Gelegenheit ihm zeigte.

„Auch der Prinz machte am spanischen Hofe nicht den günstigsten Eindruck, und das Betragen des Herzogs von Buckingham fand man vollends verletzend; denn er zeigte sich so überaus stolz, frei und übermüthig, daß man es nicht ungern sah, als sich Beide von Madrid entfernten. Besonders aber war dieses dem ersten Minister, Grafen Olivarez, lieb, mit dem sich der Herzog von Buckingham auf eine unverzeihliche Weise überworfen hatte.

„Buckingham konnte darauf rechnen, daß die

englische Nation es ihm Dank wissen würde, wenn er die Heirath mit der spanischen Marie hintertreiben könnte, und wandte alle Gewalt, die er über den König von England besaß, dazu an, um diesen zu einem Rücktritt zu bewegen.

„Es fiel ihm nicht leicht, es dahin zu bringen, denn der König von England hatte seinen schon sieben Jahre lang insgeheim gehegten Plan zu lieb gewonnen, als daß er so schnell ihn aufgeben wollte; allein der Herzog verstand es, die Mittel gut zu wählen, welche seine Absicht befördern konnten, die er endlich erreichte. Ich mußte darauf insgeheim die Unterhandlungen mit unserem Hofe betreiben, und als wir die Gewißheit hatten, daß der Thronerbe von England die Hand der französischen Prinzessin Henriette erhalten würde, brach er die bereits schon ziemlich weit vorgeschrittenen Verhandlungen mit Spanien ab und bewarb sich um die Schwester unseres Königs. Die Sache steht daher jetzt so, daß ich übermorgen in einer öffentlichen Audienz das Jawort der Prinzessin einhole, welches mir ihr Bruder, der König, schon am Tage nach unserer Ankunft hier in Paris bereits in einer Privataudienz gegeben und über diesen Punkt selbst an den König von England geschrieben, ihr auch eine Mitgift von 100,000 Dukaten zugesagt hat; morgen aber mache ich zuvor öffentlich meinen Antrag."

„Nun,“ sagte die Marquise von Autremont lächelnd, „die 100,000 Dukaten werden unserm Monarchen angenehm in die Ohren klingen, wenn er seine Hand danach ausstreckt, um sie einzustreichen. Doch — wird es nicht Zeit sein, daß wir nach Hofe fahren?“

„In einer Viertelstunde ist es erst räthlich,“ erwiederte der Marquis, indem er nach seiner Taschenuhr sah.

„Nun, so will ich mich noch ein wenig niedersetzen,“ sagte die Marquise von Autremont und führte dabei ihren Vorsatz aus; „denn dort, wohin wir dann kommen, heißt es stehen und müde werden bis zur Erschöpfung. O, ich erinnere mich noch recht gut daran, wie es damals war, als ich mich in London den höchsten Herrschaften vorstellen ließ.“

„Ganz so arg, wie an dem englischen Hofe, ist es hier nicht,“ versicherte der Marquis, „indessen zum Sitzen kommt es freilich eben so wenig wie dort; nur bleibt nicht jeder wie dort fortwährend auf derselben Stelle stehen, und damit ist schon Viel gewonnen.“

„Was sagte denn aber die Gemahlin Ludwig's XIII. dazu, daß ihre Schwester von unserem Prinzen verschmäht ward?“ fragte die Marquise, indem sie vorsichtig das faltenreiche Atlaskleid, damit es nicht litt, während sie saß, zurechtlegte;

„denn, nicht wahr, sie ist eine spanische Prinzessin.“

„Allerdings,“ antwortete der Marquis, „die Schwester der Prinzessin Marie, welche der Thronfolger von England ausgeschlagen hat, und deßhalb ist leicht zu errathen, wie sie diesen Umstand beurtheilt; denn die Schwester steht doch ihrem Herzen näher, als die Schwägerin. Allein sie ist klug genug, ihren Unmuth über diese Begebenheit zu verbergen. Nur einige Minuten ließ sie gegen mich das, was sie dachte, auch in Worten aus, und zwar indem sie sagte: ‚Denken Sie künftig an meine jetzige Vorherprophezeihung, Herr Marquis, und zwar sobald diese eintrifft — wenn der Himmel mit seinem Strafgericht kommt und dem Thronfolger von England den Lohn zu Theil werden läßt, den er um meine Schwester Marie verdient hat; denn Gott müßte nicht gerecht sein, wenn der Prinz von England künftig glücklich würde. Nein — er wird es nicht sein, und Sie sollen es erleben.‘

„Das war Alles, was die Königin darüber äußerte, und wer vermag genau zu beurtheilen, inwiefern sie recht prophezeite. Doch nun, meine theure Luzie, wird es Zeit sein, daß wir nach Hofe fahren; lassen Sie sich daher Ihren Mantel umgeben.“

Die Marquise klingelte ihren Kammerfrauen,

ließ sich ihren Mantel um die Schultern legen und fuhr mit ihrem Gemahl nach dem königlichen Palaste.

Schönheit und Anmuth empfehlen auf den ersten Augenblick; die Marquise von Autremont brauchte sich daher nur zu zeigen, um zu gefallen, und selbst der Cardinal Richelieu ward so sehr durch ihre Liebenswürdigkeit von ihr eingenommen, daß er sich lange mit ihr unterhielt und, nachdem er sie verlassen hatte, zu dem ihm zunächststehenden Höflinge sagte: „Da ich mir keine Frau wünschen darf, die eben so schön und liebenswürdig wie die Marquise von Autremont ist, und eben so wenig eine Tochter, so möchte ich solche Schwester besitzen."

Sie würde ohnehin allgemein gefallen haben, denn ihr liebreizendes Wesen erwarb ihr Wohlwollen, wo sie sich nur zeigte, und ihre Anspruchslosigkeit ließ bei keiner von den anwesenden Damen Neid aufkommen. Allein die Aeußerung des Cardinals veranlaßte es vollends, daß man ihr allgemeine Aufmerksamkeit schenkte, und daß die Marquise nicht einen Augenblick einen Kreis der Höflinge um sich herum vermißte, sobald keiner von den höchsten Herrschaften ihre Unterhaltung in Beschlag nahm.

Das geschah jedoch öfter, besonders aber bemühte sich die Prinzessin Henriette, ihr bei jeder Gelegenheit näher zu kommen, und wenn es geschehen konnte, so sprach sie angelegentlich mit der Marquise, besonders viel über ihr Heimathland und über jedes einzelne Mitglied der königlichen Familie, obwohl sie nur dann des Thronfolgers Erwähnung that, wenn Niemand zugegen war, der es hören konnte; das aber geschah die ganze Zeit, wo die Marquise von Autremont am Hofe verweilte, nur einigemal.

Was jedoch war wohl natürlicher, als daß die Prinzessin Schilderungen von den Personen zu hören wünschte, in deren nächster Umgebung sie künftig leben sollte? was natürlicher, als daß sie zu erfahren begehrte, ob das Aussehen des Prinzen Karl nicht täuschte, und sein Charakter mit diesem übereinstimmte? Denn der Prinz war schön, wie die meisten Abkömmlinge der Stuarts.

Die Marquise kannte ihn zu wenig, als daß sie irgend ein bestimmtes Urtheil über ihn, oder über seinen Vater hätte abgeben können, wenn ihr Gemahl nicht öfter mit ihr über Beide gesprochen. Er hatte ihr jedoch streng eingeschärft, als sie nach Frankreich reisten, keine Aeußerung über Vater und Sohn, überhaupt keine über die königliche Familie in England auszusprechen, die nicht ein gutes Licht auf sie werfen konnte. Daran

dachte die Marquise aber jetzt hauptsächlich, weil sie wußte, daß die Prinzessin Henriette sich mit dem Thronfolger von England vermählen würde, und behütete jedes ihrer Worte. Wäre sie aufrichtiger dabei zu Werke gegangen, was jedoch die Klugheit ihr verbot, so hätte ihr Urtheil über Jakob I. wenigstens minder schonend gelautet, als nun, wo sie nur die guten Seiten seines Charakters heraushob und seine Schwächen mit dem Mantel der christlichen Liebe zudeckte; denn bei vielen guten Eigenschaften, welche Jakob I. während seiner zwei und zwanzigjährigen Regierung entwickelte, hatte er eben so viele Schwächen gezeigt und durch manche derselben sich sogar die Verachtung seines Volkes zugezogen.

Seine Freigebigkeit nämlich grenzte zuweilen an Verschwendung, seine Gelehrsamkeit an Pedanterie, seine Friedfertigkeit an Kleinmuth, seine Klugheit an List, seine Anhänglichkeit und Freundschaft an Personen, welchen er wohl wollte, an Leichtsinn und kindische Zärtlichkeit. Indem er sich bemühte, seine Macht und sein Ansehen zu behaupten, machte er nicht selten Eingriffe in die Freiheiten und Rechte seines Volkes. Indem er durch die Beobachtung einer genauen Neutralität sich die Gunst der benachbarten Mächte erwerben wollte, handelte er häufig so, daß er dabei ihre Achtung verlor. Größtentheils war

bei Allem, was er that, seine Absicht gut, aber seine Handlungen paßten mehr für ein Privatleben, als für einen Regenten, und der größte Uebelstand wurde von ihm selbst beinahe immer dadurch herbeigeführt, daß er seinen Günstlingen eine zu große Gewalt über sich einräumte.

Dazu kam nun noch, daß er eine Ausnahme von den meisten Abkömmlingen des Geschlechtes der Stuarts machte, indem er für die meisten Menschen kein anziehendes Aeußere besaß, mithin dadurch weder Liebe noch Achtung erwecken konnte. Jedoch das Allerschlimmste bei ihm war, daß er sich mehr lächerlich als verhaßt machte; denn er besaß eine unbegrenzte Eitelkeit und keinen politischen Muth.

Von Hochmuth und Anmaßung ganz frei, würde er darum sich gewiß viele Liebe bei seinen Unterthanen erworben haben, wenn er in seiner Herablassung Maß und Ziel gehalten hätte.

Der Ackerbau blühte unter seiner Regierung, das Fabrikwesen hob sich ebenfalls. Der Schiffsbau ward in England immer bedeutender, und er ließ durch Anpflanzungen von Maulbeerbäumen den Seidenbau befördern. Die Wissenschaften und Künste machten unter seinem Scepter Fortschritte, und Jakob I. war selbst ein Gelehrter, auch ein guter Redner. Im Ganzen verstand er nur nicht, die Vorzüge, welche ihm die Natur

verliehen hatte, zur rechten Zeit und auf der rechten Stelle zu benutzen; dieser Umstand aber war sein größter Fehler.

Diese Charakterschilderung, welche die Marquise von Autremont hätte gegen die Prinzessin Henriette aussprechen und damit die Wahrheit behaupten können, behielt sie jedoch für sich und schilderte nur das Gute, was sie von Vater und Sohn kannte.

Damit erwarb sie sich das besondere Vertrauen der Prinzessin Henriette, die sie umarmte und zu ihr sagte: „Es wird Ihnen gewiß bekannt sein, Frau Marquise, was vorgeht, daß ich bald Ihrem Lande werde angehören. Wenn ich dann an den englischen Hof komme — o, so nehmen Sie mich unter Ihre Fittige.“

Die Marquise kam sich selbst in dem Kreise der Höflinge dort noch so fremd und der Nachsicht bedürftig vor, daß der Gedanke, sie sollte eine um so viel höher als sie stehende Dame in ihren Schutz nehmen, unwillkürlich sie lachen machte, und weil sie fürchtete, daß die Prinzessin es könnte übel deuten, so äußerte sie sich so, wie sie dachte.

Die Prinzessin aber antwortete darauf und zwar mit sehr heiterem Tone: „Nun gut, so weiß ich doch dort Jemand in meiner Nähe, dem es eben so geht wie mir, und der Gedanke wird mir

Muth geben, jede natürliche Schüchternheit, welche die neuen Verhältnisse mir aufdringen, zu bekämpfen, indem Sie mir gewiß dazu ein gutes Beispiel geben werden. Lassen Sie mich aber ja recht oft diese Gelegenheit finden, indem Sie nicht etwa selten bei Hofe erscheinen und hauptsächlich in meinen Gemächern nicht fehlen, wenn ich nicht mich geneigt fühle, mehre Personen bei mir zu sehen."

„Ihre Hoheit wollen mir eine große Ehre erzeigen," erwiederte die Marquise und verbeugte sich, während sie hinzusetzte: „Ich will mich daher bemühen, Ihr mir so gütig geschenktes Vertrauen zu verdienen."

Es wurde nun zur Tafel gegangen, und hier erhielt die Marquise ihren Platz neben dem Cardinal von Richelieu. Ihr Gemahl flüsterte ihr daher nur leise im Vorübergehen zu: „Vorsichtig!" worauf sie den Kopf neigte, als ein Zeichen, daß sie ihn verstanden habe.

Während der Mahlzeit sprach der Cardinal mehremal über ihr Vaterland, über dessen Sitten und Gebräuche, wonach er auch auf den Hof kam und gewiß die Absicht hatte, ihr eine unüberlegte Aeußerung zu entlocken, die sie ohne guten Bedacht vielleicht ausgesprochen hätte. Allein die Marquise gab dem Schlauen Gelegenheit, ihren Verstand zu bewundern; denn sie sagte auch

kein Wort, das er zu irgend einer Absicht hätte benutzen können, um nach seiner Art zu verfahren.

Als die Marquise gegen Abend mit ihrem Gemahl zurück in ihr Hotel kam, befand sie sich so sehr ermüdet, daß sie kaum sich umkleiden konnte, und ließ sich darauf in ihrem Wohnzimmer am Kamine nieder, in der Absicht, die Zeit bis zum Abendessen mit dem Marquis zu verplaudern. Indessen der Plan kam nicht zur Ausführung, denn es fand sich Besuch ein, Jugendfreunde ihres Gemahls. Da sie nun unmöglich sich fortgesetzt Zwang auflegen konnte, so zog sie sich zurück in ihr Zimmer, versprach jedoch, bei Tische zu erscheinen.

Bis dahin nahm sie auf einem Ruhebett eine liegende Stellung an, um sich zu erholen. Trotz dem aber mußte sie sich bald, nachdem abgegessen war, aus der Gesellschaft entfernen und sich zu Bette begeben, weil sie sich zu müde befand, dagegen ihr Gemahl noch bis spät in die Nacht hinein bei seinen Freunden ausblieb.

Es ging sehr froh bei ihnen zu, und die Marquise stellte zum ersten Male bei sich die Betrachtung an, ob der Umgang dieser jungen Männer, die zwar sämmtlich aus guter Familie, wie es ihr aber vorkam, von der Natur mit vielem Leichtsinn begabt waren, dem Charakter ihres Gemahls nicht etwa Nachtheil brächte; denn sie dachte da-

bei an seinen Vater und an Alles, was sie über diesen früher vernommen hatte.

Es bemächtigten sich daher Befürchtungen ihres Herzens, die nicht ohne Grund waren, und sie beschloß, ihren Gemahl zeitig genug auf sich aufmerksam zu machen, ja, wenn es ihr nothwendig zu werden schien, sogar ihre Besorgnisse geradezu gegen ihn auszusprechen, jedoch in keinem Falle ihm zu verrathen, wer ihr alle die Mittheilungen über seinen Vater gemacht, oder daß sie überhaupt solche von Jemand erhalten habe.

Den folgenden Vormittag fuhr der Marquis abermals nach Hofe, brachte den von dem Thronfolger von England erhaltenen Auftrag vor, sich in seinem Namen für ihn um die Hand der Prinzessin Henriette zu bewerben, bat um die Erlaubniß, daß eine Gesandtschaft von dem englischen Hofe eintreffen und diese Bewerbung wiederholen dürfe, und trug den Wunsch des Königs von England vor, daß die Vermählung noch vor dem Frühjahr möchte vollzogen werden.

Auf alles dieses erhielt er am andern Tag eine günstige Antwort, und da Ludwig XIII. flüchtig eine Aeußerung gegen ihn aussprach, die ihn errathen ließ, daß er es gern sehen würde, wenn die Sache schnell zum Abschlusse käme, damit nicht etwa wieder ein Fall eintreten könnte, wie der war, wo der König von England sein Spanien

gegebenes Wort zurücknahm, so beschloß Herr von Autremont nicht länger in Paris zu verweilen, als es darum nothwendig war, damit sein eiliges Eintreffen in London nicht etwa eine von ihm nicht gewünschte Wirkung hervorbrächte.

Dieses Vorhaben theilte der Marquis seiner Gemahlin mit, sobald er von Hof kam, und obgleich sie je früher je lieber nach England zurückzukehren wünschte, so that es ihr doch sehr leid, daß sie nicht wenigstens einige Tage im Schlosse Autremont zubringen sollte, wie sie es gern gewollt und auch ihr Gemahl darein gewilligt hatte, noch bevor sie in Frankreich angelangt waren.

Sollte es ihnen jetzt aber wirklich an Zeit dazu, um dieses Vorhaben auszuführen, fehlen, so wünschte die Marquise wenigstens das Schloß Autremont zu besuchen; allein auch dabei traf sie auf Widerspruch.

Ihr Gemahl nämlich schien es nicht gern zu sehen, daß sie ohne seine Begleitung an jenen Ort fuhr, und blieb er nur noch wenige Tage in Paris, wie es jetzt sein Vorhaben war, so reichten die kaum hin zur Beendigung seiner allernothwendigsten Geschäfte, da er ohnehin über die Abende nicht verfügen konnte, sondern diese, nach seiner Behauptung, größtentheils dem Cardinal Richelieu, oder dem Könige widmen mußte,

zu geheimen Unterhaltungen über den Hof von England und über andre politische Gegenstände.

Seine Gemahlin sah daher nicht nur einen Lieblingswunsch vereitelt, indem sie Schloß Autremont nicht sollte kennen lernen, sondern es eröffnete sich ihr auch noch die unangenehme Aussicht, daß sie entweder die Abende ohne die Gesellschaft ihres Gemahls allein verleben, oder ohne seine Begleitung nach Hof fahren mußte.

Das Erstere wäre ihr, wenn schon Eines von Beidem hätte sein müssen, das Liebste gewesen; allein dahin ließ man es nicht kommen, vielmehr häuften sich die Einladungen, welche sie von allen Seiten erhielt, so sehr, daß sie wenigstens die von der Königin annehmen mußte, welche von dieser darum für jeden Abend an sie erfolgte, weil deren Gemahl und, was mehr noch bedeutend war, der Cardinal es so wünschte.

Es war am andern Tag, nachdem die Marquise war bei Hofe vorgestellt worden, als sie in ihren Gemahl drang, er möchte mit ihr einen Besuch bei seinem Oheime abstatten, wozu er anfänglich durchaus nicht einwilligen wollte und behauptete, sie würden doch ohnehin nicht von ihm angenommen werden.

„Nun,“ erwiederte sie auf seine Einwendun=

gen, „so werden wir wenigstens doch den guten Willen gezeigt haben, ihm unsere Achtung zu beweisen, und es ist dann nicht unsere, sondern seine Schuld, wenn er unser freundliches Entgegenkommen zurückstößt.

Der Marquis gab den Bitten und Vorstellungen seiner Gemahlin nach; allein es kam ganz so wie er es vorhergesehen und es behauptet hatte: der Herzog nahm ihren Besuch nicht an.

Herr von Autremont scherzte und lachte darüber, neckte Luzie wegen ihrer Gutmüthigkeit und nahm sich überhaupt die Sache gar nicht zu Herzen. Allein eine ganz andere Wirkung machte dieses Abweisen vor der Thür der Wohnung des nächsten Verwandten ihres Gemahls auf sie; es stürzten unwillkürlich Thränen aus ihren Augen, und sie sagte mit einer unbesiegbaren Wehmuth: „Daran bin ich Schuld. Wäre ich nicht, so hätte unfehlbar Ihr Oheim Sie angenommen.“

Diese Aeußerung brachte, wie durch einen Zauberspruch, eine Wirkung im Innern des Marquis hervor, die er früher noch nie bei einem Falle empfunden hatte. Er schwieg daher, setzte aber in Gedanken hinzu: „Ja, wenn sie nicht wäre, so würde ich der Erbe unermeßlicher Reichthümer,“ und unwillkürlich sagte er endlich laut: „Es ist abscheulich von dem alten Narren — sein schönes Vermögen gewiß zu versplittern.„

Frau von Autremont hatte in dem Augenblicke, wo sie jene Worte ausgesprochen, nicht an das Vermögen des Herzogs gedacht und nicht daran, daß es ihrem Gemahl deßhalb schmerzlich sein müsse, wenn sein Oheim bei seiner feindlichen Gesinnung gegen ihn verharre. Vielmehr würde sie gern seinem Gelde entsagt haben, wenn nur der Herzog ihrem Gatten seine Liebe wieder geschenkt und diesen vor sich gelassen hätte.

Jetzt jedoch überzeugte sie der Ausruf ihres Gemahls, daß dieser in Bezug auf den Herzog ganz andere Gesinnungen hatte als sie, und sie lernte diese in der Folge noch besser kennen; denn von der Zeit an kam er öfter auf diesen Gegenstand zurück und eiferte immer mit zunehmender Bitterkeit darüber, daß sein Oheim ihn enterben wolle.

Noch desselben Tages, als dieser ihren Besuch nicht angenommen hatte, sprach die Marquise mit Herrn Milleru darüber, worauf der Haushofmeister erwiederte: „Ich hätte Ihnen das vorher sagen können, Frau Marquise von Autremont, denn ich kenne die Halsstarrigkeit des alten Herzogs. Wenn schon die Vorstellungen seines Kammerdieners Fermier keinen Eindruck auf ihn machen, so bleibt es dabei, wie er anfänglich es gewollt hat. Daß jedoch Fermier vergeblich sich be-

mühte, ihn dahin zu bewegen, Ihren Besuch anzunehmen, wußte ich."

„Und glauben Sie, Herr Milleru, daß der Herzog niemals seine Gesinnung gegen meinen Gemahl ändern wird?" fragte die Marquise.

„Wenigstens ist mir noch kein Fall vorgekommen, wo er eine einmal festgefaßte Meinung um irgend einer Ursache willen aufgegeben hat," antwortete Herr Milleru; „ich habe daher Grund zu glauben, daß es bei diesem Falle nicht anders sein wird, als bei allen übrigen."

Die Marquise seufzte, indem sie sagte: „Es bekümmert mich tief, daß ich die Ursache davon bin, daß Herr von Autremont um ein so großes Vermögen kommt."

„Gnädige Frau," erwiederte Herr Milleru, und man sah ihn an, daß er zuvor mit sich selbst kämpfte, ob er das Nachfolgende aussprechen sollte, ob er es dürfe, endlich sich aber ein Herz dazu faßte, „wenn der Herr Marquis nur nicht meine gutgemeinten und bei jeder Gelegenheit ihm beigebrachten Vorstellungen überhört hätte — ach — wenn er sie nur nicht, wie ich es vorhersehe — in der Folge überhören wollte, so möchte immerhin der Herzog von Autremont sein Geld behalten; denn als der nun selige Herr Marquis starb, hatte er uns ein schönes Vermögen hinterlassen."

Die Marquise mußte unwillkürlich lächeln, daß sich der ehrliche Alte mit ihrem Gemahl zugleich nannte. Aber er war so eifrig bemüht, ihr die Wahrheit seiner Behauptung klar zu machen, daß er nicht auf sie Acht gab, sondern fortfuhr: „Ja, ja, gnädige Frau, es waren große Summen, und die Zinsen davon hätten zugereicht für Herrn von Autremont, um davon standesmäßig zu leben; aber das Geld ist zusammengeschmolzen, mehr als ein Drittheil ist es weniger geworden. Doch wenn nur jetzt Einschränkungen erfolgen, so kann noch Alles gut werden, und da die Frau Marquise nun die Umstände genau kennen, so werden Sie schon dafür sorgen, daß es so kommt.“

„Ach, wenn ich es nur werde im Stande sein,“ sagte die Marquise mit einem Seufzer, „wie gern wollte ich ihn von mancher unnützen Ausgabe zurückhalten; aber ich fürchte, er wird eben so wenig auf meine Vorstellungen hören, wie auf die Ihrigen, Herr Millern.“

„Nun wer weiß,“ entgegnete dieser, „der Herr Marquis liebt Sie, gnädige Frau, unbeschreiblich, und ich denke immer, er wird darum Ihre Vorstellungen mehr, als wenn ich solche gegen ihn ausspreche, berücksichtigen.“

„Ach, sein Vater liebte auch seine Gemahlin,“ sagte die Marquise von Autremont mit einem

Seufzer, „und dennoch beachtete er nicht ihre Bitten."

„Es ist wahr," erwiederte der Haushofmeister verlegen, „allein so halsstarrig, wie er gewesen, sind nicht alle Menschen, und unser Herr Marquis ist kein Spieler; darum hoffe ich das Beste von der Zukunft und denke manchesmal, ob es nicht etwa besser sei, wenn er seinen Gesandtschaftsposten aufgäbe, der ihn zu den meisten kostspieligen Ausgaben verleitet."

„Das ist von einer Seite betrachtet allerdings wahr," meinte die Marquise, indem sie betrübt daran dachte, wie sehr schmerzlich es ihr fallen würde, wenn sie ihr Vaterland verlassen müßte, „allein glauben Sie, daß es besser sein möchte, wenn er hier in Paris lebte? Hier hat er so viele Jugendfreunde, und den wenigsten von ihnen traue ich viel Gutes zu. Sie würden ihn dazu verleiten, häufig mit ihnen umzugehen, und ich glaube nicht, daß ein öfteres Zusammensein mit ihnen vortheilhaft auf seinen Charakter wirken würde; denn sie sind meistentheils sehr reich und verschwenden ihr Einkommen auf verschiedene, jedoch immer auf keine lobenswerthe Weise; diejenigen aber von ihnen, die es nicht sind, werden von den Uebrigen größtentheils unterhalten uud der Umstand verursacht gleichfalls bedeutende Ausgaben. Nun kennen Sie aber meinen Gatten, er würde nicht

hinter seinen Freunden zurückbleiben wollen, wenn diese die Andern unterstützten."

„Nein, gewiß nicht," betheuerte Herr Milleru, „denn der Herr Marquis ist seelengut; er giebt, auch wo es nicht Noth thut, immer mit vollen Händen."

„Nun, sehen Sie," sagte die Marquise, „so würde es stets sein, wenn wir in Paris lebten, und das möchte nicht aufhören. Ueberdies wäre es noch nicht zu wissen, welche Wirkung es auf ihn machte, wenn er keine bestimmte Beschäftigung mehr hätte; ich glaube, es möchte nicht gut thun, und er könnte leicht noch mehr, wie es jetzt der Fall ist, Einfälle bekommen, die auszuführen ihn große Summen kosteten."

„Sie haben Recht," sagte der Haushofmeister, „so könnte es allerdings kommen, und man weiß also im Grunde gar nicht, was wir zum Besten des Herrn Marquis wünschen sollen."

„Mein lieber Herr Milleru," sagte die Marquise, „mein Gemahl hat mir von jeher gesagt, daß Sie schon seiner verewigten Mutter nicht mehr ein Diener ihres Hauses, sondern ein treuer Freund waren; ferner, daß Sie so viele Umsicht bei der Verwaltung seines Vermögens gezeigt, so viele Treue und Anhänglichkeit an seine Person, daß er unbedingt in allen Stücken Ihnen sein

Vertrauen schenkt. Aus diesem Grunde spreche ich auch so aufrichtig mit Ihnen über ihn und seine Verhältnisse, wie ich um keinen Preis der Welt mit einem Fremden sprechen würde, denn ich weiß ja auch, wie sehr Sie ihn lieben. Sollten Sie daher für die Folge finden, daß seine Ausgaben fortdauernd nicht im Verhältnisse zu seinen Einnahmen stehen, so wäre es allerdings nothwendig, mit ihm in Ueberlegung zu ziehen, ob er nicht besser daran thäte, wenn er die Stelle eines Gesandten am englischen Hofe niederlegte, und ich hoffe im Stande zu sein, ihn dazu zu bereden, da er doch einsehen müßte, daß ich ihm ein großes Opfer brächte, wenn ich mein Vaterland verlassen wollte, um ihn nach dem seinigen zu folgen, bloß deßhalb, damit Vortheile für ihn dadurch erlangt würden. In dem Falle also schreiben Sie an mich — mein Gemahl erbricht niemals meine Briefe — und unterrichten Sie mich von der Lage, worin sich seine Vermögensumstände befinden; bis dahin aber werde ich keine Veranlassung dazu vorbeigehen lassen, seinem Hange, Alles aufs prachtvollste einzurichten, entgegenzuwirken und ihm Gegenvorstellungen zu machen, wie ich es schon von jeher gethan haben würde, wenn ich sein Einkommen genauer gekannt hätte. Sie haben ein wahres Wort gesprochen, mein Gemahl liebt mich, und so will ich mich der schönen Hoffnung

überlassen, daß er meinen Bitten sein Ohr nicht verschließen wird."

Als die Marquise zum letzten Male bei Hofe war, ward sie von den höchsten Herrschaften mit Aeußerungen von großem Wohlwollen entlassen, und besonders die Prinzessin Henriette sprach nur von den Freuden eines baldigen Wiedersehens; am Abende aber hatten die Freunde des Marquis diesen zu einer Gesellschaft eingeladen, die sie ihm zu Ehren gaben und bis gegen den Morgen ihn bei sich aufhielten.

Seine Gemahlin brachte daher ihre Zeit ganz allein zu und fühlte sich nun fest überzeugt, daß sie es als ein Unglück betrachten könnte, wenn der Marquis seine Stelle als Gesandter niederlegte, indem in Paris Versuchungen, ihn seiner häuslichen Lebensweise zu entreißen, ihn umgarnten, wie es in London nimmermehr der Fall war.

Auch konnte sie sich der Thränen nicht enthalten, als sie bedachte, wie wenig dazu gehörte, um ihren Gemahl dafür zu entschädigen, daß er viele Stunden lang sie nicht sehen und sprechen konnte.

Wie sie es jedesmal that, wenn ihr Gemahl ohne sie in Gesellschaft gegangen war, so machte sie es auch an diesem Abende: sie blieb nämlich auf, bis er heimkehrte, und hatte dabei eben keine angenehme Empfindung.

Endlich langte er in seinem Hotel an und be=

grüßte sie mit solcher Zärtlichkeit, daß der Vorwurf, den sie wegen seines langen Ausbleibens schon auf ihren Lippen hatte, verstummen mußte.

Damaliger Zeit nannte nur der Gatte aus geringem Stande seine Frau mit dem vertraulichen Worte Du, und die Marquise wußte, daß es unpassend gewesen wäre, hätte sie eine Ausnahme von der Regel verlangen wollen, worauf ihr Gemahl auch nicht eingegangen wäre, weil er unter allen Umständen die bestehende gute und feine Sitte, die einmal fest eingeführt, gern aufrecht erhielt. Aber sie mußte sich eingestehen, daß sie bei mehr als einer Gelegenheit solche Frauen aus niedrigem Stande um das trauliche Wort beneidet hatte, mit dem ihre Männer sie anredeten; denn nach ihrer Meinung sprach sich eine Herzlichkeit darin aus, die sie ungern an ihrem Gemahl vermißte.

Sie hatte ihm das auch gesagt, er jedoch nur darüber gelacht, und die Sache war wie früher geblieben.

Wie sehr erstaunte daher die Marquise, als er nun, sie in die Arme schließend, mit einem Tone, der die innigste Zärtlichkeit ausdrückte, zu ihr sagte: „Meine geliebte Luzie — mein holder Engel — wirst Du mir auch deßhalb zürnen, daß ich so lange von Dir wegblieb?“

Hätte der Marquis damals sie so angespro-

chen, bei irgend einer Gelegenheit, als sie sich geäußert hatte, daß ihr zwischen Eheleuten eine solche Benennung wohlgefiel, so würde sie es ihm Dank gewußt haben, und ihr Herz hätte sich seiner Nachgiebigkeit wegen erfreut gefühlt. Jetzt dagegen war es anders, es überwältigte sie eine tiefe Wehmuth bei der eben erhaltenen Ueberzeugung, daß er dadurch, daß er sie mit diesem ersehnten Worte ansprach, sie bestechen, nur ihren gerechten Unwillen entkräftigen wollte.

Sie fühlte sich dadurch verletzt, ohne sich recht verdeutlichen zu können, warum; aber sie vermochte auch keinen Vorwurf über ihre Lippen zu bringen.

Nach dem zu urtheilen, wie sich seine Gemahlin damals gegen ihn geäußert hatte, glaubte der Marquis allerdings, daß sie nun nicht nur sein langes Ausbleiben von Hause ihm vergeben, sondern auch freudig darauf eingehen würde, wenn er sie mit einem Worte anrede, daß ihr, unter Eheleuten benutzt, so wohl gefiel. Allein über sein Wegbleiben sprach sie gar nicht und änderte auch nichts an dem Sprachgebrauch bei der Anrede unter höher gebildeten Personen; der Marquis hatte daher Mühe, eine gewisse Empfindlichkeit zu unterdrücken, welche das Benehmen seiner Gemahlin in seinem Innern erweckt hatte, wünschte ihr nur noch wohl zu schlafen und begab sich darauf zu Bette.

Die Marquise konnte lange nicht einschlafen, denn es stellten sich Bilder vor ihr beunruhigtes Gemüth, die sie nicht zu verscheuchen vermochte, Bilder, die sie ängstigten und schreckten, indem sie ihr keine glückliche Zukunft vorgaukelten.

Erst gegen den Morgen entschlummerte sie, und als sie endlich die Augen öffnete, stand der Marquis vor ihrem Bette. So, als ob am vergangenen Abende, oder vielmehr in der Nacht, nachdem er so lange ausgeblieben, nichts Unangenehmes zwischen ihnen vorgefallen sei, wünschte er nun freundlich ihr einen guten Morgen, weckte sie, weil sie so lange geschlafen habe, und fragte, um welche Zeit sie wünsche, daß er die Pferde zu ihrer Abreise bestelle.

Auch die Marquise zeigte sich keineswegs unfreundlich; jedoch vermochte sie nicht heiter zu sein, und erst als ihr Gemahl ihr das aufrichtige Geständniß ablegte, daß es im Grunde gut wäre, daß sie wieder nach London zurückkehrten, indem er hier zu oft dazu genöthigt sei, außer dem Hause seine Abende zuzubringen, weil er hier in seiner Vaterstadt gegen seine Jugendfreunde Rücksichten verschiedener Art zu nehmen habe, erst dann konnte sie ihm wieder so herzlich wie immer entgegenkommen, weil sie als gewiß annahm, daß, wenn nur ihr Gemahl erst einsehe, daß eine solche Lebensweise verderblich für ihn sei, ihre Vor-

stellungen und Bitten es gewiß dahin bringen würden, daß er sich losreiße von solchen Freundschaftsverbindungen, die ihm nur zum Schaden gereichten, ohne ihm einen Gewinn irgend einer Art als Entschädigung für alle Opfer, die er solchem Umgange brachte, zu gewähren.

Mit größter Eile ordnete nun die Marquise die Anstalten zu ihrer Abreise an, und noch kurz zuvor, ehe diese erfolgte, empfing sie abermals einen Beweis, auf welchen schwachen Säulen die Entschlüsse ihres Gemahls gebaut waren.

Ein Freund von ihm, Graf Buqueville, hatte am frühen Morgen die schriftliche Einwilligung der Eltern einer jungen Dame, die er liebte, zu ihrer ehelichen Verbindung erhalten, und am Abende desselben Tages sollte schon, weil es der Namenstag der Braut war, ihre Verlobung gefeiert werden, wovon der Graf Tages vorher noch keine Ahnung hatte; sein nächster Gedanke war also, ob es nicht möglich sei, die Abreise des Marquis von Autremont um einen Tag weiter hinauszuschieben und ihn zu bewegen, daß er noch an dem Familienfeste mit seiner Gemahlin theilnehme, oder auch ohne sie, wenn diese es abschlagen sollte, bei den Eltern seiner Braut, die sie nicht persönlich kannte, bei Tische erscheine.

Der Graf meinte es zwar allerdings gut, allein er konnte doch kaum denken, daß sein Vorschlag

angenommen würde; trotzdem aber wurde der Marquis von Autremont wankend in seinem Entschlusse abzureisen, und würde aller Wahrscheinlichkeit nach gewiß noch einen Tag länger in Paris geblieben sein, wenn ihm seine Gemahlin nicht dringend vorgestellt hätte, wie unpassend und unschicklich ein solches Verfahren in Bezug auf das Geschäft wäre, dessen Verrichtung er sich unterzogen und von seinem Könige selbst erfahren hatte, wie sehr er es wünsche, daß dabei keine Verzögerung vorfalle. Der Graf, welcher persönlich bei dem Marquis erschienen war, um seine Einladung desto nachdrücklicher anzubringen, erhielt daher endlich eine abschlägige Antwort und flüsterte ihm beim Weggehen zu: „Ach, Armand, was ist aus Ihnen geworden, ein Pantoffelheld; nein, Ihrem Beispiele werde ich nicht nachahmen. Im Hause muß der Mann in allen Stücken Herr bleiben.“ Der Marquis suchte zu behaupten, daß er es auch wirklich im ganzen Sinne des Wortes sei, und daß er allerdings eine Unschicklichkeit gegen den König begehen würde, wenn er auch nur noch einen Tag länger in Paris verweile; allein der Graf lachte nur über die Ausflüchte seines Freundes, wie er dessen Entschuldigung nannte, und beeilte sich nun, schnell zu den Eltern seiner Braut zu kommen, um ihnen mitzutheilen, daß seine Hoffnungen fehlgeschlagen wären.

Herr von Autremont sah ein, daß seine Gemahlin recht daran that, ihn vor einer Uebereilung zu bewahren, auch daß er Ursache hatte, es ihr zu danken; allein trotzdem verstimmte ihn die Sache sehr, und er rief sogar im ersten Unmuth aus, als eben der Graf weggegangen war: „So kommt es, wenn man seinen Nacken ohne Grund unter ein Joch beugt, bestehe dieses auch aus dem edelsten Metalle. Wer heißt mich ein Fürstendiener zu sein, da ich doch ein freier Mann sein könnte? Wenn ich es recht überlege, so ist es ganz gewiß klug, wenn ich bei der ersten dazu passenden Begebenheit zum letzten Male vor den gekrönten Herrschaften mich bücke, und zwar indem ich sage: Ich danke ganz ergebenst für jede in der Folge mir zugedachte Ehre, und in Wahrheit das soll bald geschehen.“

Die Marquise sagte kein Wort dazu, aber sie richtete einen einzigen Blick auf ihren Gemahl, womit sie die Empfindungen ihres Herzens, bittere Wehmuth und Schmerz, welche ihr die gemachte Erfahrungen erpreßten, ausdrückte.

Er verstummte also und entfernte sich aus dem Zimmer; sie aber ließ Herrn Milleru noch zu sich rufen, zu dem sie sagte: „Ich beschwöre Sie, mein Herr, daß Sie genau nach unserer Verabredung verfahren wollen, damit ich künftig weiß, wie auch ich zu handeln habe.“

Der Haushofmeister hatte kaum Zeit, es zu versprechen, als auch schon der Marquis zurückkehrte, zu dem Herr Milleru nun sagte, und zwar mit bittendem Tone, „Herr Marquis, es können hier im Hauswesen Einschränkungen vorgenommen werden, die nicht einmal sonderlich bemerkbar sind; geben Sie mir dazu die Erlaubniß?“

„Steht es denn so schlecht mit meinen Umständen, daß ich zu derleichen Mitteln schreiten muß, um sie zu verbessern?“ fuhr der Marquis unfreundlich und polternd heraus. „Mich dünkt, Sie sehen am hellen Tag Gespenster, die nicht existiren, mein lieber Milleru, und thäten gut daran, sich nicht ohne Noth mit Sorgen herumzutragen, die Sie vor der Zeit zum ganz alten Manne machen, den jede auch noch so leise summende Fliege beunruhigt.“

„Nun, wie Sie meinen, gnädiger Herr,“ sagte der Haushofmeister mit Gelassenheit, wobei man ihm aber doch einige Empfindlichkeit anhörte. „Jeder Mensch, pflegte mein seliger Vater öfter zu behaupten, ist der Schmid seines eigenen Schicksales, und wie er den Hammer schwingt, wie er das Eisen härtet, so geräth die Arbeit. Sie sind der Herr — ich bin nur der Diener und werde Ihrem Befehle jederzeit gehorchen.“

Der Marquis wollte abermals auffahren, aber ein Blick, den er auf seine Gemahlin richtete

und dabei dem ihrigen begegnete, der um Schonung für den alten Mann bittend auf ihm ruhte, welcher es so gut gemeint hatte, bestimmte ihn, dem Rechtschaffenen die Hand zu schütteln und mit begütigendem Tone zu ihm zu sagen: „Nun, nun, alter Freund, seien Sie mir nicht böse, denn ich habe es eben so wenig so gemeint. Aber Sie müßten es wissen, daß ich diese Kleinigkeitskrämerei nicht leiden kann. Solche Ersparnisse bedeuten nicht viel und bringen öfter ein Gerede in Umlauf, das meinen Verhältnissen schädlich werden könnte, und das müssen wir vermeiden; lassen Sie es also nur bei den ehemaligen Einrichtungen bewenden.

Der Haushofmeister verbeugte sich schweigend, und der Marquis sprach noch sehr freundlich mit ihm von andern Gegenständen, bis die Pferde vor den Reisewagen gespannt waren, worauf er seine Gemahlin zum Einsteigen hinunterführte.

Noch bevor sie das Zimmer verließen, sagte der Haushofmeister zu ihr: „Gnädige Frau, ich habe noch eine Bitte an Sie."

„Und welche?" fragte die Marquise; „sprechen Sie."

„Erlauben Sie mir gütigst, gnädige Frau, daß ich Ihre liebe, theure Hand zum Abschied küssen darf, denn ich bin schon ein alter Mann, und — wer weiß, ob wir uns noch einmal im Leben

wiedersehen." Diese Worte sagte er mit einer gewissen Bewegung des Gemüthes.

„Das wäre schlimm, wenn es so käme," rief der Marquis aus und suchte einen scherzhaften Ton anzunehmen. „Nein, nein, wir wollen es alle Drei erleben, daß wir wieder hier froh zusammentreffen. Wo bekäme ich denn einen so lieben alten Freund und treuen Diener her, wenn Sie mich verlassen wollten? Aber die Hand meiner theuren Luzie sollen Sie darum doch küssen."

Die Marquise zog den Handschuh aus und reichte Herrn Millern die Hand, welche er mit Zeichen einer tiefen Gemüthsbewegung an seine Lippen drückte und darauf ausrief: „Nun komme es, wie Gott es schicken mag, und immer werde ich sagen: Herr, dein Wille geschehe."

Indem Alle schon das Zimmer verlassen wollten, erhielt der Marquis noch ein Billet vom Cardinal Richelieu, welches er sogleich mit einigen Zeilen beantworten mußte. Er ersuchte daher seine Gemahlin, noch zu verziehen, und entfernte sich in ein Nebenzimmer, woselbst er Schreibmaterialien zu finden wußte.

Diesen Umstand benutzte der Haushofmeister, indem er schnell ganz nahe zu der Marquise trat, zu welcher er eben so und leise sagte: „Gnädige Frau, falls ich sterben sollte, ohne Sie vorher noch einmal gesprochen zu haben, so erfüllen Sie gü-

tigst in einer Stunde, wo Sie des Rathes und des Beistandes eines Freundes bedürfen sollten, den ich gern nach meinen schwachen Kräften Ihnen leisten würde, wenn ich lebte, die Bitte, welche ich mir jetzt erlaube gegen Sie auszusprechen. Begeben Sie sich nach dem Schlosse Autremont und dort in das mit Nußbaumholz ausgetäfelte Gemach. Sie werden da viel Schnitzwerk an den Wänden finden, Engelsköpfe mit ausgebreiteten Flügeln. Beim dritten vom Kamine linker Hand drücken Sie unter dem rechten Aermchen recht stark, und darauf wird Ihnen ein Wandschrank sichtbar werden. Was Sie darin finden, betrachten Sie als Ihr Eigenthum, mit dem Sie schalten und walten können, wie es Ihnen beliebt. Nur Eines müssen Sie mir versprechen, weder das Papier dem Herrn Marquis zu zeigen, noch eben so wenig ihm überhaupt von dem Wandschranke ein Wort zu sagen. Geloben Sie mir das, Frau Marquise?"

Diese gab ihm die Hand darauf; er aber fuhr eben so leise und schnell fort: „Hier haben Sie auch ein kleines Schlüsselchen, es wird Ihnen gute Dienste leisten."

Die Marquise schob den kleinen Schlüssel in ihren Handschuh, und gleich darauf kam auch ihr Gemahl, der ihr nun den Arm reichte und sie zum Wagen führte.

Indem sie schon darin saßen, riefen sie noch der Dienerschaft den letzten Abschiedsgruß zu, reichten dem Haushofmeister die Hand, und darauf rollte der schwer bepackte Reisewagen mit ihnen die Straße entlang.

Während ihrer Reise nach England zeigte der Marquis von Autremont seiner Gemahlin beständig die größte Aufmerksamkeit, und es ereignete sich auch kein Unfall, der sie störend belästig hätte; nur ward sein Kammerdiener Claude in Dover plötzlich sehr krank, und sie mußten seinerwegen zwei Tage in dieser Stadt verweilen. Länger war es jedoch dem Marquis unmöglich, weil man am Hofe zu London die Zeit seiner Ankunft berechnen konnte. Er übergab daher Claude der Sorgfalt des Wirthes, in dessen Hotel er abgetreten war, und setzte seine Reise nach der Hauptstadt Englands weiter fort.

Als sie am Abend des dazu bestimmten Tages daselbst ankamen, hatte Mistreß Olmer, der sie ihre Ankunft in einem an sie gerichteten Briefe gemeldet, Alles zu ihrer Bequemlichkeit angeordnet, und Beide fanden sich vollkommen dadurch befriedigt. Traulich saßen sie bald am Kamine versammelt, und Alle erzählten, Alle fragten, und es kreuzten sich die Antworten.

Als eine ihm sehr wichtige Neuigkeit vernahm der Marquis durch Mistreß Olmer, daß der König

an einem dreitägigen Fieber leide, das ihm beinahe unbegreiflich schnell seine Kräfte raube, weßhalb sich schon in der Stadt die Meinung geltend mache, er werde die wärmere Jahreszeit nicht erleben. Allein der Marquis schüttelte dabei ungläubig den Kopf und meinte, an einem dreitägigen Fieber werde nicht sobald Jemand sterben.

Am andern Vormittage verfügte sich der Marquis nach Hof und hatte eine Privataudienz beim Könige, den er wirklich sehr angegriffen und krank aussehend fand. Allein die angenehmen Mittheilungen des Herrn von Autremont erfreuten ihn so sehr, daß er sich ganz gestärkt fühlte und schon den Tag benannte, an welchem die Vermählung seines Sohnes mit der Prinzessin Henriette von Frankreich vor sich gehen sollte. Am folgenden Tag aber gingen die Abgesandten dahin ab, welche sich dazu schon bereit gehalten hatten, noch bevor der Marquis in London eingetroffen war.

Doch eben diese Aufregung von Freude wirkte nachtheilig in ihren Folgen auf den Gesundheitszustand des Königs, und eben darum, weil er sich so unbeschreiblich danach sehnte, daß die Heirathsangelegenheit seines Sohnes bald beendigt, werden möchte, indem er vielleicht eine Ahnung von seinem nahe bevorstehenden Tode haben mochte rieben sich seine Kräfte noch schneller auf, und er wurde mit jedem Tae schwächer.

Trotzdem hatte er keine Ruhe auf seinem Lager, sondern saß gewöhnlich in einem bequemen Sessel mit hoher Lehne, oder er ließ sich von seinem Kammerdiener im Zimmer auf und nieder führen, sobald kein Fremder bei ihm war.

Später ließ er Niemand mehr vor sich, als die Mitglieder seiner Familie, den Herzog von Buckingham und den Marquis von Autremont.

Auch der Bischof Laud, ein sehr würdiger Geistlicher, besuchte ihn zuweilen.

So oft der Marquis von Autremont zu ihm kam, sprach er mit ihm von seiner künftigen Schwiegertochter, und jener mußte ihm die Prinzessin Henriette mehr als einmal beschreiben.

Eines Abends, als der Marquis nur erst kaum eine Stunde von dem Könige zurückgekommen war — der am Morgen Briefe aus Paris erhalten, welche ihm die Nachricht brachten, daß seine Gesandten um die Hand der Prinzessin Henriette angehalten und die Zusage empfangen hatten — wurde er abermals in dringender Eile nach dem königlichen Palaste beschieden, weil sich der Monarch wieder übler befand und sehnsüchtig nach ihm verlangte.

Der Marquis ließ sogleich anspannen und sprach, bevor der Wagen vorfuhr, mit seiner Gemahlin darüber, wie es für alle Theile schlimm sein würde, wenn der König sterben sollte, noch

bevor die Vermählung seines Nachfolgers mit der Prinzessin Henriette von Frankreich vollzogen wäre.

Bis der Marquis aus dem St. Jamespalaste zurückkam, verweilte Mistreß Olmer bei der Marquise von Autremont, wie sie überhaupt häufig die Abende bei ihr zubrachte, wenn ihr Gemahl entweder in seinem Cabinette arbeitete, oder sonst ohne sie in Gesellschaft war, wie es manchesmal so kam, wenn nur Männer diese ausmachten. Aber es verging eine Stunde nach der andern, ohne daß Mistreß Olmer sich nach Hause begeben konnte, weil Herr von Autremont noch immer vergebens auf sich warten ließ.

Endlich, es war schon spät nach Mitternacht, fuhr der Wagen vor, und bald darauf trat der Marquis sehr ernst gestimmt in das Zimmer. Auch sah man ihm auf den ersten Blick an, daß irgend etwas sein Gemüth tief bewegt habe, und deßhalb rief ihm seine Gemahlin besorgt entgegen: Mein theurer Armand, was ist Ihnen begegnet?"

„Er hat vollendet," gab der Marquis zur Antwort und ließ sich erschöpft in einen Sessel nieder.

„Der König ist todt?" fragten Frau von Autremont und Mistreß Olmer wie aus einem Munde und sehr erschrocken.

„Ja, er hat vollendet,“ sagte er Marquis tonlos, „und wenn es schon überhaupt ein sehr wichtiger Augenbick ist, in dem die Seele die irdische Hülle verläßt, die ihr so lange zur Wohnung gedient hat, so ist der Moment, wo ein König von hier scheidet, wodurch Millionen ihren Herrscher verlieren, doch noch bei weitem mehr das Gemüth ergreifend. So ist die Wirkung, welche eine solche Begebenheit zurückläßt, erschütternder, denn da sieht man so recht, wie thöricht es ist, sich auf irgend einen Vorzug etwas einzubilden. Er, der groß und mächtig war, auf dessen Wink Millionen gehorchen mußten — er, vor dem Millionen zitterten, vor seinem Wort sich beugten — er, in dessen Hand die Entscheidung über Leben und Tod so vieler lag, liegt nun starr und in derselben Lage da, wie der Geringste seines Volkes, in wenigen Wochen ein Raub der Würmer, die ihn verzehren.“

Es herrschte nun unter allen Dreien eine tiefe Stille; endlich aber fragte die Marquise: Hat der König lange und viel leiden müssen?“

„Anfänglich, als ich hinkam, fand ich ihn von einer großen Herzensangst gequält, die wohl an drei Stunden anhielt. Die Mitglieder seiner Familie durften sich nicht nahe bei ihm aufhalten, sondern mußten in einem Nebenzimmer verweilen, dessen Thüren offen standen. Hier hielt sich auch

der Bischof Laud auf, und nur seine Aerzte gingen zuweilen zu ihm. Dicht neben seinem Lager saß die Königin, deren Hand er fest in der seinigen hielt und so furchtbar stöhnte, daß wir sämmtlich in Angst und Sorgen geriethen. Allein die Aerzte suchten uns mit der Versicherung zu beruhigen, daß er keinesweges Schmerzen empfinde, sondern nur unwillkürlich diese klagenden Töne ausstoße.

„Endlich ward der König auch allmälig ganz ruhig, ließ die Seinigen einzeln an sein Bett treten, nahm von ihnen Abschied, ermahnte besonders den Thronfolger, daß er seine Gemahlin lieben, ihr treu und seinen Unterthanen ein gerechter, gütiger und liebreicher Regent sein möge, und verlangte darauf mit seinem Beichtvater ohne Zeugen zu sprechen.

„Nach etwa einer Viertelstunde verließ ihn der Bischof und kam zu uns ins Nebenzimmer, woselbst sich die Pairs und andere der ersten Höflinge bereits eingefunden hatten; die Thüren wurden daher wieder geöffnet, und die Königin ging zu ihm, auch die übrigen Mitglieder seiner Familie folgten ihr, allein sie blieben in einiger Entfernung von seinem Bette stehen.

„Erst lag er ruhig, aber sprachlos da, doch später sagte er mit schon halb gebrochener Stimme: ‚Betet.‘

„Die Königin nahm darauf ein Andachtsbuch

und las ihn Gebete vor, die auf seinen Zustand paßten, und er sprach sie noch vernehmlich, jedoch mit etwas schwerer Zunge nach, während alle Anwesenden, sowohl die, welche sich in seinem Zimmer befanden, wie wir, die wir im angrenzenden uns aufhielten, niederknieten und leise die Worte des Gebetes wiederholten; doch bald ward seine Stimme schwächer, endlich stockte sie, und sein Mund verstummte.

„Es herrschte nun lange eine Todtenstille rings umher, die nur durch leises Schluchzen unterbrochen wurde.

„Nun trat aber einer von seinen Aerzten an das Bett, beugte sich über den König, lauschte auf seinen Athem, untersuchte seinen Puls und sagte dann mit feierlichem Tone: ‚Seine Seele ist bei Gott!‘

„Die Seinigen erhoben jetzt ein lautes Wehklagen, der Herzog von Buckingham entfernte sich, um Couriere mit der Nachricht des Todes Jakob's I. an die verschiedenen Höfen abzuschicken, und trug mir auf, an den König von Frankreich gleichfalls zu schreiben; dies geschah, die Couriere gingen ab, und ich fuhr hierher in meine Behausung. Hier habt Ihr nun den ganzen Hergang der Sache.“

Es wurde noch ein Weilchen darüber gesprochen, darauf verfügte sich Mistreß Olmer in ihre

Wohnung, und der Marquis so wie auch dessen Gemahlin verfügten sich zu Bette.

Es gab nun in den ersten Monaten nach dem Tode des Königs eine Menge Geschäfte für den Marquis; denn die Krönung seines Nachfolgers erfolgte bald darauf, und dieser fesselte den Marquis von Autremont bei jeder Gelegenheit an seine Seite; allein da alle bei solcher Feierlichkeit gebräuchlichen Feste nach Karl's I. Willen aufgeschoben werden sollten, bis die Zeit der ersten Trauer vorüber sei, so brachte der Marquis wenigstens die Abende größtentheils in Gesellschaft seiner Gemahlin zu und sah, wenn er ja einen Kreis seiner Bekannten um sich versammelte, nur immer wenige von ihnen bei sich.

Die Umstände verlangten es so, indem die ersten Höflinge sämmtlich ihn dazu das Beispiel gaben, und es schien ihn keinen Zwang zu kosten, diesem zu folgen.

Seine Gemahlin fühlte sich daher so überaus glücklich in der Zeit, welche der Vermählung des nunmehrigen Königs voranging, wie nur ein Herz, das liebt und den Gegenstand seiner zärtlichen Zuneigung immer um sich mit treuer Anhänglichkeit beschäftigt sieht, jeden seiner Wünsche zu erfüllen, es zu werden vermag. Sie sagte daher

mehr als einmal zu Mistreß Olmer, wenn sie mit dieser über ihr eheliches Verhältniß sprach: „Ach, meine theure Freundin, Sie werden es erleben, daß es so nicht bleibt, der Himmel wird mir, wie jedem Sterblichen, schon auch noch einen Kelch zu leeren geben, der keine Süßigkeit enthält, denn ich wäre ja sonst zu glücklich, und das darf kein Mensch für immer bleiben, wie von jeher die Erfahrung es gelehrt hat; womit hätte ich auch einen solchen Vorzug vor Andren verdient? Ich flehe nur täglich zu Gott, daß er die Frist verlängern wolle, welche er so gnädig mir verliehen hat, damit ich es erfahren soll, welche Fülle von Glückseligkeit das Herz einer Frau zu fassen vermag, die geliebt wird.“

„Und warum sollten Sie nicht dauernd bis an das Ende Ihres Lebens, wenigstens der Hauptsache nach, so glücklich wie jetzt bleiben können?“ sagte Mistreß Olmer. „O, Sie werden es noch weit mehr werden, wenn Gott Ihre Ehe mit Kinder segnet.“

„Ja, ich gestehe es Ihnen, daß ich von Herzen mir solche wünsche,“ erwiederte die Marquise, „schon meines Gemahls wegen, der sich gleichfalls danach sehnt.“

„Ach, dieser Segen Gottes wird nicht ausbleiben!“ rief Mistreß Olmer lachend aus.

„Und dann,“ versicherte die Marquise, „habe

ich noch einen Wunsch, der oft mein Herz lebhaft beschäftigt."

„Ich errathe ihn," sagte Mistreß Olmer; „Sie wünschten in Covelain-Hall einen Besuch abstatten zu können."

„Entweder das, und in diesem Falle müßte mein Gemahl mich dahin begleiten," erwiederte die Marquise, „oder noch lieber, die Meinigen kämen her und erfreuten sich mit mir an der Stelle, wo mein Glück blüht; denn ich denke noch immer mit einer wahren Angst daran, wie sehr Armand sich zu der Zeit, als unsere Vermählung stattfand, dort in Covelain-Hall gelangweilt hat, und was für Auftritte besonders an unserem Hochzeitstage vorfielen."

Mistreß Olmer lachte herzlich bei der Erinnerung daran, und die Marquise stimmte ihr bei, indem sie fortfuhr: „Jetzt muß ich selbst lachen, wenn ich jener Begebenheiten gedenke, allein damals war mir ganz anders zu Muthe."

„Es kam aber auch zu arg, wie es die alten Herren machten," versetzte Mistreß Olmer, noch immer lachend, „und so wie ich Ihren Gemahl beurtheile, unterdrückte er gewiß lange genug seinen Unmuth darüber, bevor ihn die Galle endlich überlief."

„Sie haben Recht, meine Freundin," sagte die

Marquise; „Armand paßt überhaupt nicht für ein häusliches Familienleben auf dem Lande, und wenn ich mir vorstelle, daß jenen erlebten Auftritten ähnliche folgen könnten, so möchte ich lieber den Wunsch unterdrücken, Covelain-Hall wiederzusehen."

„Ich rathe Ihnen auch dazu," erwiederte Mistreß Olmer, „wenigstens jetzt noch nicht, und eben so wenig glaube ich, daß es gut wäre, wenn Sie Lady Overton zu sich einladen wollten. Allein würde sie nicht nach London kommen mögen, und es möchte sich auch nicht schicken, daß Sie es verlangten; vielmehr würde Ihr Herz sich danach sehnen, Ihre kleineren Geschwister gleichfalls hier zu sehen, und kämen sie sämmtlich her, so könnte sich mancherlei finden, was Herrn von Autremont belästigte — was er zu tadeln bekäme, nach seiner Art wirklich tadelte und nicht immer mit Gelassenheit, weil ihm diese überhaupt fehlt; er würde also Ihr Herz verletzen. Nein, gewiß es ist besser, Sie begnügen Sich noch damit, die lieben Ihrigen mit Schilderungen Ihrer glücklichen Verhältnisse aus der Ferne zu erfreuen, durch Geschenke, die Sie ihnen zusenden, wie es bis gegenwärtig so häufig geschehen ist, und suchen erst nach einigen Jahren die Wünsche Ihres Herzens vollständig zu befriedigen, indem Sie sich entweder mit Ihrem Gemahl nach Covelain-Hall begeben, oder die

lieben Ihrigen her nach London zu kommen einladen."

„Ach," sagte die Marquise mit einem Seufzer, „wenn es doch nur nie so käme, daß Armand London verlassen und sich nach Paris zurückbegeben müßte! Es wäre für uns Beide ein Unglück; denn dort war er ein ganz Andrer wie hier, dort mäßigte er weniger seine Heftigkeit, dort beschränkte er in keiner Art seine Ausgaben, dort folgte er mehr als hier seinem Hange, die Abende nur in Gesellschaft von Männern hinzubringen; überhaupt — wären wir längre Zeit in Paris geblieben, so hätte ich gewiß bald keine Ursache mehr gehabt, auszurufen: Ich bin zu glücklich, und darum kann es nicht so bleiben, wie ich hier so oft schon behauptet habe. Auch hätte Armand nicht für die Länge die Kraft besessen, den Verlockungen seiner Freunde zu widerstehen, die sämmtlich eine Ehe nach leichten Sitten führen und sich dem Anscheine nach ganz wohl dabei befinden. Er würde sich geschämt haben, der Einzige unter ihnen zu sein, der dem Beispiele der Uebrigen nicht nachfolgte, und hätte ich — wenn er es gethan — Klage darüber geführt, hätte er die Folgen des Grames, welchen ich gefühlt, auf meinem Gesichte gesehen, so würde ich mit dieser Mahnung, ihn zu ändern, ihm eben so lästig geworden, wie seine Mutter es ihrem Gemahl war, deren Ge=

schichte ich Ihnen ja erzählt habe. Er hätte meine Gegenwart gemieden, sein Vermögen vergeudet, und wir wären dahin gekommen, wo sein Vater stand, bevor eine unvermuthete Erbschaft ihn wieder in den Stand setzte, wie sein Herkommen es erforderte, zu leben; uns aber wird keine solche zukommen, und das wäre der einzige Unterschied bei unsrem Schicksale."

„Ei," sagte Mistreß Olmer, „wer weiß, ob es so geworden, wie Sie in Ihrer Besorgniß es beurtheilen; Ihre Vorstellungen und Bitten hätten Ihrem Gemahle gewiß zeitig genug die Augen geöffnet, und er wäre vernünftiger Weise zu Ihren Füßen reumüthig zurückgekehrt. Doch auch die Versuchung zu solchem Schwanken in seinen Grundsätzen wird ihm, wie die Sache nun steht, benommen, und zwar durch die verwandliche Verzweigung, in welche beide Länder zu einander getreten sind; Ihr Herr Gemahl wird darum hier in London bleiben können, und wir Insulaner sind von soliderer Art, die Grundsätze unserer Großen ruhen auf festeren Pfeilern, als die unsrer leichtfüßigen Nachbaren; bei uns in London fehlen daher die bösen Versucher."

Die letzten Worte sagte Mistreß Olmer mit sehr heiterem Tone, und die Marquise erwiederte darauf: „Ja, gewiß, so ist es, und wenn wir nur hierbleiben, so verschwindet jede Befürchtung

aus meinem Herzen. Gott wolle es also nur geben, daß Sie wahr sprechen, meine theure Freundin, und die Verhältnisse unserer Höfe bleiben, wie sie gegenwärtig so freundlich sich zu meiner großen Freude gestaltet haben."

Der Eintritt des Marquis unterbrach dieses Gespräch. Er kam so eben vom Hof, wo ihm der König gesagt hatte, daß er nun nicht mehr länger seine Vermählung mit der Prinzessin Henriette von Frankreich aufzuschieben wünsche und daher die Absicht habe, Ludwig XIII. damit bekannt zu machen, daß er der Prinzessin einen Hofstaat nach Dover entgegenschicken wolle, welcher den ihrigen ablöse, wie es ihre schon früher getroffene Uebereinkunft war; denn nur ihr Beichtvater und ihre Kammerfrauen sollten die Prinzessin von Frankreich nach London begleiten, woselbst die kirchliche Einsegnung ihrer Ehe durch den Bischof Laud im Westminster gleich nach ihrer Ankunft erfolgen sollte.

Der Marquis erzählte weiter, daß man den König, nachdem er diese Willensmeinung geäußert, von allen Seiten mit Bitten bestürmt habe, er möchte die Zeit bis dahin doch nur ja nicht zu kurz anberaumen, damit man im Stande sei, Vorkehrungen zu treffen, die dem wichtigen und erfreulichen Ereignisse angemessen wären, um es als solches zu begehen; der König habe jedoch nur

zwei Monate dazu ausgesetzt, „und nun,“ fügte der Marquis hinzu, „wird es heißen, Phantasie sei thätig, um Schönes mit Glanzvollem verbunden zu erfinden—nun, ihr Hände, rührt euch, um das Erfundene eben so glücklich auszuführen.

„Auch wir müssen uns dazu anstrengen, um noch nicht Gesehenes auszudenken,“ setzte der Marquis hinzu. „Ich will nun hören, was meine theure Luzie in Vorschlag dazu bringen wird; denn das Fest, welches wir dem neuvermählten Königspaare geben, wird das erste sein müssen, nach dem Tage der Trauung, wie ich nur eben mit dem Herzoge von Buckingham die Verabredung getroffen habe. Also, mein liebes Herz, was bringen Sie in Vorschlag?“

„Ich weiche vor dem Meister,“ antwortete die Marquise lächelnd, indem sie hinzusetzte: „Und als solchen erkenne ich Sie an; Ihnen wird nicht schwer fallen, was mir unmöglich wäre.“

„Schlau erdacht und ausgesprochen,“ sagte der Marquis, indem er seiner Gemahlin die Hand küßte. „Nun, Ihren Beistand werden Sie mir aber doch nicht verweigern?“

„So viel er Ihnen bei den Anordnungen zu dem Feste nützen kann,“ antwortete die Marquise, „gewiß nicht; allein Sie wissen schon, daß mein Talent bei dergleichen Dingen äußerst gering ist.“

„Nein,“ sagte der Marquis sehr heiter, „das

weiß ich nicht, denn wir haben es noch nicht erprobt.“

„Nun,“ erwiederte die Marquise lachend, „so werden Sie sich bei dieser Gelegenheit davon überzeugen.“

„Geben Sie sich Mühe darüber nachzudenken,“ sagte der Marquis; „ich will es gleichfalls so machen, und morgen Abend, wenn ich den Thee bei Ihnen trinke, wollen wir gegenseitig unsere Ideen darüber austauschen. Mistreß Olmer wird so freundlich sein, die dritte Person dabei abzugeben.“

Es war sehr lobenswerth von dem Marquis, daß er aus zweierlei Gründen nicht nur niemals eine Einwendung dagegen vorbrachte, wenn seine Gemahlin Mistreß Olmer, die doch so weit an Stand hinter ihr zurückblieb, in ihre Gesellschaft ziehen wollte, sondern, daß er selbst es veranlaßte, daß es öfter so kam, bei jeder passenden Gelegenheit sie auf eine eben so sinnige, als freigebige Weise beschenkte und ihr stets so höflich und freundlich begegnete, wie es nicht hätte anders sein können, wenn sie an Stand ihm gleich gewesen wäre. Allein diese zweierlei Gründe waren folgende. Er dankte ihr es noch, daß sie ihn so getreulich dabei unterstützt hatte, als er sich bemühte, Lady Luzie Overton näher kennen zu lernen. Sie machte er zuerst mit dem Geheimnisse

seiner Liebe bekannt und genoß durch sie das Glück, welches jeder Verliebte empfindet, wenn er zum ersten Male gegen einen Anderen von dem Gegenstande seiner Zärtlichkeit sprechen darf, und dafür war er ihr dankbar zugethan. Dann wußte er auch, daß seine Gemahlin Mistreß Olmer ungemein wohl wollte, daß sie sehr gern in ihrer Gesellschaft verweilte, weil sie mit ihr über jeden Gegenstand sprechen konnte, der ihre Vergangenheit anbetraf, ohne daß sie befürchten durfte, es würde sonst ein Mensch das, was sie Mistreß Olmer anvertraute, weiter erfahren. Also auch mit aus Rücksicht auf seine Gattin unterdrückte er jeden Stolz, der anfänglich ihn beherrschen wollte, wenn er darüber nachdachte, daß diese sonst sehr achtbare Frau doch keinesweges den höheren Ständen angehörte, und sie trotzdem so häufig seiner Gemahlin Gesellschaft leistete.

Zu leugnen ist es nicht, daß Mistreß Olmer einen hohen Grad von Klugheit und Bildung dadurch bewies, daß sie selbst fühlte, wie sie nicht unter die Ladies und Lords gehörte, welche von dem Marquis von Autremont eine Einladung zu den Gesellschaften erhielten, die er veranstaltete, und gleich anfänglich sich hartnäckig weigerte, dabei zu erscheinen; denn wäre es anders gewesen, wer weiß, ob sie sich so, wie es nun der Fall war, in Ansehen bei dem Marquis erhalten hätte. So

aber vergaß sie nie, daß er den höheren Ständen angehörte, sie aber den mittleren, und selbst nicht einmal, wenn sie mit seiner Gemahlin sich ganz allein befand, eignete sie sich zwanglos die Rechte zu, welche ihr die Marquise so gern einräumte. Sie setzte daher weder jemals Andere in Verlegenheit, noch gerieth sie selbst in solche; vielmehr sah Herr von Autremont sie gern kommen, und in seinem, wie in dem Umgange seiner Gemahlin, gewann sie immer mehr an geselliger Bildung.

Am folgenden Abende, als alle Drei wieder beisammen saßen, sprach der Marquis im ganzen Ernste davon, in welcher Art das Fest einzurichten sei, das er dem Könige und seiner jungen Gemahlin am zweiten Tage nach ihrer ehlichen Verbindung zu deren Feier zu geben beabsichtigte, und seine immer thätige Phantasie leistete ihm dabei die besten Dienste. Er wußte daher so vielerlei in Vorschlag zu bringen, daß er gar Niemands Beistand bedurfte; aber dennoch neckte er seine Gemahlin, daß sie es nicht verstände, ihm eine Angabe von eigener Erfindung zu eröffnen. Sie antwortete ihm daher endlich mit erkünsteltem Ernste: „Nun gut, ich werde die Königin auch mit einer Ueberraschung auf unserem Grund und Boden begrüßen und wenigstens dabei keine Copie liefern, sondern die Erfindung soll ganz Original sein.“

Der Marquis glaubte, daß seine Gemahlin nur scherze, und lachte zuerst; als sie jedoch bei ihrer Behauptung beharrte, sah er sie zweifelhaft an, weßhalb sie hinzusetzte: „Ich bedinge mir nur das Eine dabei aus, daß Sie Ihrem Kammerdiener Claude den Befehl ertheilen, daß er ohne Säumniß ausführe, was ich anordne; dann, daß Sie unter keinem Vorwande zu erforschen suchen, was ich beabsichtige. Erfüllen Sie nicht mein Begehren, so unterbleibt mein Vorhaben, und Sie erregen damit meine ganze Empfindlichkeit."

„Gut, ich verspreche die Erfüllung Ihres Wunsches," sagte der Marquis, setzte jedoch, sie zweifelhaft ansehend, hinzu: „Aber — wird Ihr Scherz — verzeihen Sie mir die Erinnerung — "

„Auch zweckmäßig angebracht, passend und schicklich ausfallen? so wollten Sie wohl sagen?" unterbrach ihn die Marquise lachend. „O, sorgen Sie nicht; ich werde keinen Fehler dabei begehen, der mir den Ruf zuzöge, als besitze ich wenig Bildung."

„Nun gut," sagte der Marquis mit sehr heiterem Tone, „Sie zeigen jederzeit so vielen Geschmack bei der Anordnung Ihrer Toilette, ich traue Ihnen also ganz zu, daß Sie auch verstehen werden, eine kleine Ueberraschung bei dem Feste auszuführen, mit welchem wir die Prinzessin von

Frankreich in diesem Reiche als Königin willkommen heißen werden."

„Noch Eines muß ich mir dabei vorbehalten," versetzte die Marquise, nachdem sie sich auf etwas besonnen hatte, „den Schauplatz meiner Ueberraschung dürfen Sie, bevor ich sie ausführe, nicht betreten."

„Ich verspreche es," erwiederte der Marquis; „ist es mir aber erlaubt zu fragen, wohin Sie ihn verlegen?"

„Da ich ihn ausdrücklich mir vorbehalte," versetzte die Marquise, „Sie mithin wissen müssen, daß Sie über diese Stelle nicht verfügen können, so muß ich ihn wohl nennen. Es ist der Rasenplatz hinten in unserem Garten, in dassen Nähe Sie wenigstens vierzehn Tage vor dem Feste nicht kommen und auch keine Nachforschungen anstellen dürfen, um zu erfahren, was hier getrieben wird. Das Versprechen will ich mir von Ihnen erbitten."

„Ich gebe es," entgegnete der Marquis, „nur bitte ich Sie, darauf Bedacht zu nehmen, daß der ganze Garten jedenfalls muß erleuchtet werden."

„Das will ich meinen," sagte die Marquise, „und zwar mit farbigen Lampen. Der liebe Gott wird uns doch nicht etwa die Freude verderben und sein Licht leuchten lassen, oder gar im

eigentlichen Sinne des Wortes sie uns zu Wasser machen?"

„Ei, das wäre boshaft von ihm," meinte der Marquis, „und ich habe noch in meinem ganzen Leben nichts davon gehört, daß er diese Eigenschaft besitzen soll. Wir wollen ihm auch bei dieser Gelegenheit, so wie sonst immer, das Beste zutrauen und die Hoffnung hegen, daß er freundlich sein und dafür uns belohnen wird."

Die Marquise hatte Ursache, den Geschmack und die Gabe zu erfinden bei ihrem Gemahl zu bewundern, als sie nun von ihm erfuhr, was er sich alles erdacht hatte, um das königliche Paar nicht nur mit aller Pracht, sondern eben so geschmackvoll und elegant zu bewirthen.

Freilich machte sie auch die Bemerkung, daß er dabei wieder in seinen alten Fehler verfallen und Alles kostbarer und glanzvoller einrichten wollte, als es vielleicht nothwendig gewesen wäre; allein er konnte sich damit entschuldigen, daß er in doppelter Verpflichtung handele und dabei jede Möglichkeit aufzubieten habe, damit Niemand im Stande sei, ihn mit einem Vorwurfe zu belasten.

„Bietet in solchem Falle aber nicht der Souverain, den der Gesandte repräsentirt, diesem eine Entschädigung dafür an, wenn er zu bedeutenden und ungewöhnlichen Ausgaben sich genöthigt sieht?"

fragte die Marquise. „Ich halte es doch für nicht mehr als billig."

„So ist es auch, wenn andre Umstände stattfinden, als die jetzt bestehenden," antwortete der Marquis, „und der Gesandte nicht selbst die Mittel besitzt, um solche bedeutende und nothwendige Ausgaben zu bestreiten, oder wenn er es nicht will.

„Allein erstens ist es eine Tochter aus unserm Hause, die bewirthet werden soll, und von ihrem Vater wird der Gesandte sich doch nicht dafür entschädigen lassen, daß er es thut. Zweitens habe ich bis jetzt nur Ehrenbezeugungen, Orden, Geschenke in Kostbarkeiten dafür erhalten, daß ich hier mein schönes Geld ausgab, und zwar um unsern Hof würdig zu repräsentiren."

„Es war so Ihr Wille," entgegnete die Marquise, „wie Sie mir gesagt haben."

„Ja, es war mein Wille, keine Entschädigung dafür anzunehmen," versicherte der Marquis; „aber eben weil sie ihn kennen, werden sie auch bei dieser Gelegenheit bereit sein, ihn zu respektiren. Ein Sternchen oder Bändchen mehr wird künftig meine Brust zieren, und damit bin ich zufrieden, da zu glänzen, wie und wo man es kann, nun einmal an jedem Hofe die Losung ist."

Die Marquise wußte jedoch auf eine sinnige Weise ihrem Gemahl zu rathen, er möchte, wenn

auch nicht zur Unzeit sparen, doch eine goldene Mittelstraße bei der Bewirthung des königlichen Paares einschlagen, was er auch versprach, aber keinesweges dabei Wort hielt.

Vielmehr wurden von dem folgenden Tage an so großartige Vorkehrungen zu dem bevorstehenden Feste getroffen, daß man vorher wissen konnte, es werde dabei eine ungewöhnliche Pracht herrschen, und als die Marquise ihren Gemahl dringend mit Bitten bestürmte, er möchte Einschränkungen treffen, entgegnete er ihr: „Das ist unmöglich, denn anders und glanzvoller muß doch die Aufnahme und das Fest sein, womit ich die Königin dieses Landes begrüße, wenn sie aus dem kommt, in dem ich Unterthan bin, als die Bewirthung, womit ich Sie, meine geliebte Luzie, willkommen hieß, als Sie zum ersten Male dieses Haus betraten. Glauben Sie mir, die hiesigen Höflinge und gewiß der König nicht minder haben für solche Dinge ein sehr gutes Gedächtniß."

Die Marquise sah ein, daß ihr Gemahl Recht hatte, und mußte verstummen, wollte sie nicht das schon früher Vorgebrachte: „Warum haben Sie damals so unnütze Ausgaben gemacht?" abermals und gewiß zur Unzeit wiederholen, ohne daß es zu irgend etwas geholfen hätte; denn ihr Gemahl sprach die letzten Worte schon mit Heftigkeit aus, und was früher geschehen, wenn es auch nicht

zweckmäßig war, konnte jetzt nicht mehr geändert werden. Auch wagte sie es in der Folge nie wieder, über diesen Gegenstand mit ihm zu sprechen.

Als die Marquise aber zum ersten Male mit Mistreß Olmer nach diesem Gespräche allein war, sagte diese, indem sie wie nun öfter von dem Feste sprachen, das gleich nach der Vermählung des Königs mit der Prinzessin Henriette von Frankreich in dem Hotel des Marquis von Autremont zu ihrer Bewillkommnung stattfinden sollte: „Wenn ich Ihnen dabei rathen dürfte, Frau Marquise so folgten Sie ganz dem Beispiele Ihres Gemahls und richteten die Ausführung Ihrer so gut ersonnenen Ueberraschung so schön, mithin auch so kostbar wie möglich ein; denn diese Ausgaben können zu allen übrigen, welche der Herr Marquis zu machen gedenkt, durchaus nicht in Betracht kommen; dagegen aber werden Sie sich seine Zufriedenheit erwerben, wenn Sie in seinem Sinne handeln, und das Gegentheil zuwege bringen, wenn Sie Einschränkungen eintreten lassen, die ihm nicht gefallen und gegen alles Uebrige auch grell zu Ihrem Nachtheile abstechen würden.“

„Sie haben Recht, meine liebe Mistreß Olmer,“ erwiederte die Marquise, „und ich danke Ihnen für Ihre gütige Bemerkung; was nur zu der Ausführung der von mir ersonnenen Ueberraschung paßt und zweckmäßiger Weise anzubringen ist, soll

gewiß nicht fehlen. Doch hören Sie nun, was ich mir erdacht habe."

Die Marquise theilte jetzt Mistreß Olmer ihren Plan mit, und diese fand ihn so gut ausgesonnen, daß sie laut ihre Freude darüber äußerte, auch ihren Beistand bei jeder Hülfleistung zusagte.

„O, darauf habe ich allerdings gerechnet," versicherte die Marquise, „und wir wollen morgen schon damit anfangen, gemeinschaftlich zu wirken, indem wir die verschiedenen Schulen für die weibliche Jugend besuchen und hier die schönsten Kinder von höchstens acht bis zehn Jahre aussuchen. Habe ich die nöthige Zahl beisammen, so wird es mir hoffentlich nicht schwer fallen, ihre Eltern dahin zu bestimmen, daß sie dieselben mir zur Ausführung der von mir erdachten Ueberraschung für das königliche Paar anvertrauen, besonders wenn sie von mir erfahren, daß damit durchaus keine Ausgaben für sie verbunden sein sollen."

„Wenn die guten Eltern nur werden schweigen können," sagte Mistreß Olmer, und ihr Ton drückte Zweifel aus, „ebenso die Kinder."

„Diese erfahren nicht den Zusammenhang der ganzen Sache," erwiederte die Marquise; „sie können daher beim besten Willen nichts ausplaudern, und die Eltern — nun, wenn ich selbst mit ihnen spreche und sie bitte, daß sie schweigen, so sollte man meinen, daß sie es thäten. Jedenfalls

werden es aber nur Leute aus dem Bürgerstande sein, und diese treffen eben so wenig mit meinem Gemahl zusammen, als mit sonst Jemand aus den höheren Kreisen. Ich glaube daher gewiß, daß Alles geheim gehalten werden kann, bis zu dem Tage, an welchem das Fest in unserer Behausung stattfindet."

„Nun, ich wünsche es von Herzen," versicherte Mistreß Olmer, „und bin zu allen Diensten bereit, welche Sie mir auftragen werden."

Der Tag, an welchem die Prinzessin von Frankreich eintreffen sollte, rückte immer näher, und bei Hofe wurden mit großem Kostenaufwande die Vorbereitungen zu den Empfangsfeierlichkeiten getroffen.

Auch waren schon bereits die Ladies und Lords erwählt worden, welche sich nach Dover begeben sollten, um die Prinzessin nach London einzuholen.

Begreiflich durften dabei der Marquis von Autremont und dessen Gemahlin nicht fehlen; es mußten daher schon alle Einrichtungen zu dem Feste getroffen sein, welches sie den zweiten Tag nach der Vermählung des Königs in ihrem Hotel zum Empfange der Prinzessin veranstaltet hatten.

Begreiflich waren daher Beide in der letzten Zeit ungemein beschäftigt, denn den ganzen Tag

über mußten sie den verschiedenen Arbeitern und Handwerkern Anleitungen geben, wie sie diese oder jene ihrer Verfügungen ausführen sollten. Aber das nicht allein, sie hatten auch Auswahlen von diesen oder jenen Gegenständen zu treffen, die zu kaufen nöthig wurden; ferner arbeiteten Tapezirer in allen Zimmern, brachten an den Fenstern Vorhänge an, legten Teppiche auf die Fußböden u. s. w.

Als die Marquise von Autremont von London abreiste, war sie zwar schon so ziemlich mit Allem in Ordnung, allein sie nahm doch noch mit dem Kammerdiener Claude, der schon längst ganz genesen von Dover zurückgekommen war, genaue Rücksprache, wie sie Alles gehalten wissen wollte, und er versicherte jeden ihrer Befehle ganz genau zu befolgen.

Auch für Mistreß Olmer hatte sie noch mancherlei Aufträge und war gleichfalls für die pünktliche Vollziehung außer Sorgen.

Etwa einen halben Tag früher kamen die Ladies mit ihren männlichen Begleiter in Dover an, als das Schiff, welches die königliche Braut in ihr neues Vaterland brachte. Jene hatten daher hinlänglich Zeit, sich zu ihrem Empfange vorzubereiten.

Am Ufer waren mehre Zelte aufgeschlagen, und in einem derselben sollten die höchsten Herrschaften ein Frühstück einnehmen; hier fanden sie

sich auch sämmtlich festlich geschmückt ein, als ungefähr die Zeit eintrat, in welcher man die Fremden erwarten konnte. Niemand aber fiel es ein, daß der König die Absicht könnte gehabt haben, seine Braut durch seine nicht vorher bekannt gewordene Gegenwart zu überraschen.

So kam es jedoch; denn kaum war sie gelandet und unterhielt sich noch mit den Herren und Damen, welche sie umringten, besonders mit dem Marquis von Autremont und dessen Gemahlin, die sie wiederholt umarmt hatte, als der König, der eben in Dover angekommen, auf sie zueilte. Er vermochte nämlich die Sehnsucht, sie zu sehen, nicht zu unterdrücken und ließ sich kaum Zeit, sich umzukleiden, bevor er zu ihr eilte und mit lebhafter Stimme seine Freude, sie wiederzusehen, ihr betheuerte.

Auch die Prinzessin schien darüber sehr froh zu sein und unterhielt sich noch mit ihm, bis sie sich zu Tische setzten; dann aber theilte sich die Unterhaltung.

Bald nach der Tafel traten sie schon die Reise weiter an, und zwar die Prinzessin in einem Wagen, in welchem ihr, außer der Gräfin Douglas, ihrer künftigen Oberhofmeisterin, nur die Marquise von Autremont Gesellschaft leistete, der sie auch während der ganzen Reise ungemein viel Wohlwollen zeigte.

Einige von den ältern Damen ließen sich in Sänften durch Maulthiere tragen, dagegen aber die meisten ritten und von den Lords, den König an ihrer Spitze, begleitet wurden.

Weder die Großen des Reiches noch das Volk waren mit der Wahl ihres Herrschers zufrieden. Sie wollten sämmtlich nun einmal keine katholische Königin haben; denn sie befürchteten mit Recht, wie es später auch wirklich so kam, daß sich viele Priester dieser Religion in England einfinden würden, und glaubten, daß diese zum Nachtheile anderer Glaubensgenossen ihren Einfluß auf den König ausüben könnten.

Allein Henriettens liebreizendes Benehmen beruhigte die Gemüther und ihre Schönheit erwarb ihr gleich, als sie nach England kam, viele Anhänger; ihr Ruf aber ging ihr voran, und als sie unter dem Geläute aller Glocken ihren Einzug in London hielt, glich ihr Zug dem eines Triumphzuges; das Volk jauchzte von allen Seiten ihr zu, und sie vergoß Thränen der Freude, indem sie nach allen Seiten hin dankte.

Schon vor dem Thore der Residenz hatte die Prinzessin ihren Wagen verlassen, ein Pferd bestiegen und hielt ihren Einzug in London an der Seite ihres Gemahls. Das ganze Gefolge aber umgab sie und begleitete sie in den für sie in Bereitschaft gesetzten Palast.

Hier empfing sie erst alle die Personen, welche die Ehre genossen, ihr vorgestellt zu werden, und verfügte sich darauf in ihr Ankleidezimmer. Indessen sie jedoch hier verweilte, begaben die übrigen Großen sich gleichfalls in ihre Behausung, wechselten da schnell ihren Anzug und versammelten sich dann in dem Saale, von wo der König seine Braut abholte, um sich mit ihr zur Trauung nach der Westmünster-Abtei zu begeben.

Die Königin sah reizvoll aus in einem Kleide von weißer Farbe, reich mit Silber gestickt, und dem purpurrothen Mantel mit Hermelin besetzt. Sie entzückte daher Jedermann, dem es gelang, sie in der Nähe zu sehen, und gewann alle Herzen durch ihre Freundlichkeit und durch die Güte, welche aus jedem ihrer Blicke leuchtete.

Ohne irgend ein störendes Ereigniß ging die Trauung vorüber, und darauf verfügte sich der ganze Zug nach dem St. Jamespalaste, woselbst zu Mittag gespeiset wurde.

Sobald sich die Marquise von Autremont im Stillen aus dem königlichen Palaste entfernen konnte, fuhr sie nach ihr Behausung, um nachzuhören, ob man auch Alles zu ihrer Zufriedenheit besorgt habe.

Allein dem Marquis wurde es nicht so gut möglich; er mußte noch länger um den König verweilen, und darum fiel noch manches Geschäft von

ihm seiner Gemahlin zu, die sich ein Vergnügen daraus machte, jedes für ihn zu übernehmen.

Auch den folgenden Tag über war die Marquise sehr beschäftigt und ihr Gemahl ebenfalls, denn der Abend gehörte nicht ihnen; sie mußten ihn im St. Jamespalaste zubringen.

Am zweiten Tage endlich sollte das Fest am Abende in ihrem Hotel stattfinden, und was nur die reichste Phantasie erfinden, was großer Reichthum ins Werk setzen konnte, war geschehen, um damit die hohen Gäste sehr zu ehren. Man hatte die Wachskerzen in allen Zimmern schon angezündet, die Dienerschaft stand auf ihren Posten, die Marquise saß schon angekleidet in einem Sessel, um sich von den Anstrengungen des Tages zu erholen, und sah in ihrem sehr einfachen Anzuge — sie trug ein weißes Atlaskleid und keinen andern Schmuck, als eine Rose im Haare — reizvoller aus, als sonst im größten Putze.

Auch der Marquis war schon angekleidet und unterhielt die bereits versammelte Gesellschaft; aber das Gespräch wurde nur leise geführt, weil man es nicht überhören wollte, wenn die königlichen Wagen vorfuhren, die jeden Augenblick zu erwarten waren.

Besonders der Marquis war ganz Ohr, obgleich Claude unter dem Portal des Hauses stand und Acht gab, damit der Marquis zur rechten Zeit

zu rufen sei, wenn seine hohen Gäste anlangten, um sie mit der gebührenden Ehrerbietung zu bewillkommen.

Es herrschte eine allgemeine Spannung unter den Anwesenden, die endlich ein Diener noch mehr steigerte, indem er laut in den ersten Salon rief: „Sie kommen!“

Der Marquis beeilte sich nun unten an der Treppe seinen Platz einzunehmen, und die Marquise hatte sich schon an die oberste Stufe gestellt.

Es dauerte auch nur wenige Minuten, so kam der König der seine Gemahlin führte. Ihnen folgten die Prinzen und Prinzessinnen, und denen die übrigen Großen des Reiches. Diesen voran, aber doch so, daß er ihnen nur eine Seite zukehrte, ging nach hergebrachter Sitte der Herr des Hauses, gleichsam als wollte er seinen hohen Gästen den Weg andeuten, welchen sie zurückzulegen hätten.

Mit einer Anerkennung, die sie durch manche Aeußerung des Dankes aussprach, bemerkte die Königin, mit welchem Geschmacke und mit welcher Pracht der Marquis ihre Gegenwart in seinem Hause zu verherrlichen wußte, und auch der König sagte der Frau von Autremont sehr viel Angenehmes darüber.

Nachdem sie einige Erfrischungen zu sich genommen und einen Gang durch die sämmtlichen Ge-

sellschaftszimmer zurückgelegt hatten, um die Schönheit und Pracht ihrer Ausschmückung zu bewundern, forderte der Marquis den König und dessen Gemahlin auf, ob es ihnen nicht gefällig wäre, sich hinab in den Garten zu verfügen, weil er es gewagte habe, darauf zu rechnen, daß sie auch hier durch ihre Anwesenheit die Stelle einweihen möchten, an welche sich in der Folge für ihn und für seine Gattin eine beglückende Erinnerung knüpfen würde, wenn jetzt ihr Fuß sie beträte.

In dem Garten, wohin nun der Marquis die Königin, der König die Marquise von Autremont führte, und wohin die ganze Gesellschaft folgte, durch einen künstlich errichteten Säulengang, der bis in den Garten führte, gab es beinahe bei jedem Schritte irgend etwas zu sehen und zu bewundern. Sinnreich angebrachte Verzierungen der Springbrunnen, eben solche transparente Sinnbilder, eine prachtvolle Erleuchtung des ganzen Gartens, kurz Alles fand sich hier, was sich nur irgend in einem solchen anbringen ließ, und die hohen Gäste konnten kein Ende finden, jedes zu bewundern.

Allein noch hatte man sich nicht in den Hintergrund des Gartens begeben, weil der Marquis nicht dazu den Vorschlag gemacht, man mithin annahm, daß sich die Ausschmückung desselben nur auf die Vorderfronte beschränke.

Endlich aber fragte die Marquise von Autre-

mont den König, ob es ihm nicht etwa gefallen wolle, auch die zweite Hälfte des Gartens mit seiner Gegenwart zu beehren, und als er sich gleich dazu bereit zeigte, auch den Weg dahin sofort einschlug, so folgten alle Uebrigen ihnen auf dem Fuße.

Ganz im Hintergrunde des Gartens befand sich ein sehr großer und runder Rasenplatz. Von diesem war nun die hintere Hälfte — immer abwechselnd — mit hohen und niedrigen tropischen Gewächsen eingeschlossen, zwischen denen sich, anscheinend von weißem Marmor, Piedestale befanden, auf denen die schönsten Kinder von gleicher Größe standen, welche die Marquise in den Mädchenschulen der Stadt nur hatte finden können. Sie waren sämmtlich ganz weiß gekleidet und so, daß sie Engel vorstellten; in ihren Händen hatten sie ein Gewinde von fünferlei Blumen, so lang, daß es in dem ganzen Halbkreise herumreichte, mithin die Kette bildete, welche die lieblichen Wesen verband.

Alle trugen das Haar gelockt, bis über die Schultern herabhängend, und die fünf von ihnen, welche die Mitte des Kreises bildeten, umgaben zugleich die beiden Sitze, welche für den König und für dessen Gemahlin angebracht waren, die dieser auch sogleich dahin führte.

Absichtlich hatte Frau von Autremont die Ein-

richtung getroffen, daß eine ganze Strecke des Gartens, bevor man zu dem Schauplatze der veranstalteten Ueberraschung gelangte, unbeleuchtet gelassen ward; damit die wahrhaft feenartige Erhellung des Rasenplatzes durch buntfarbige Lampen, die zwischen allen Bäumen, zwischen deren Zweigen, auch zwischen allen Stauden und Blumenstücken angebracht waren, welche man gleich als Kinder der heißen Zone erkannte, sich desto herrlicher ausnahm.

Papageien und andere buntbefiederte fremde Sänger flatterten anscheinend wild umher; denn die feinen Fäden, woran sie befestigt waren, vermochte man nicht zu bemerken, weil der Glanz, den die Beleuchtung verbreitete, jedes Auge auf Anderes hinleitete.

Erst vernahm man einen wiederholten Ausruf freudiger Ueberraschung aus dem Munde aller Anwesenden, aber nachdem der König neben seiner Gemahlin auf einem niedrigen Throne Platz genommen hatte, der ganz mit Blumen umwunden war, so daß man sie nur wahrnehmen konnte, herrschte plötzlich eine Todtenstille unter allen Gegenwärtigen, denn Niemand wollte versäumen, irgend etwas zu sehen oder zu hören, weil man sich überzeugt hielt, daß es noch Abwechselungen bei dem, was man eben wahrnahm, geben würde.

Jetzt ließ sich in einiger Entfernung eine sehr

sanfte Musik von Blasinstrumenten vernehmer, und als diese schwieg, stieg eines von den fünf der schönsten Kinder, die dem Throne am nächsten standen, herunter, näherte sich der Königin und überreichte ihr aus einem kleinen Körbchen von Silberlahn, welches es in der Hand hielt, eine Rose, wobei es zutraulich, natürlich und mit herzlichem Tone, so daß Jedermann davon entzückt und zu Thränen gerührt wurde, die man hauptsächlich im Auge der Königin glänzen sah, zu dieser sagte:

»Einen Kranz laß heut' uns winden,
Der das Herz ganz kund Dir giebt,
Und fünf Blümchen sollen künden,
Was in ihm Dich ehrt und liebt.

Sieh zuerst hier diese Rosen,
So wie sie, blühst schön auch Du,
Immer nick' ihr zartes Kosen
Wunsch Dir und Gewährung zu.«

Darauf nahm sie auch Veilchen aus dem Körbchen und wand von ihnen und den Rosen einen Kranz, wobei sie fortfuhr:

»Dann das Veilchen, das verborgen
Und so sittsam ist, gleich Dir,
Immer sei's, vom Lebensmorgen
Bis zum Abend, Deine Zier«.

Nun flocht sie künstliche Schneeglöckchen dazu, während sie sagte:

»Auch in ihrer keuschen Hülle,
Glöckchen aus dem Schnee entkeimt;
Gleich ihm ist Dein reiner Wille,
Der von keinem Arg noch träumt.«

Darauf fuhr die Kleine mit sanft schmeichelnder Stimme fort, indem sie Jelängerjelieber mit Vergißmeinnicht zusammennahm und die Königin dabei mit einem bittenden Blicke ansah:

»Für uns bitten nun die beiden
Letzten Blümchen, demuthsvoll;
Weißt ja, daß je länger deuten
Immerdar je lieber soll.

Nun so reihe Dich zum Kranze
Noch zuletzt, wie zum Gedicht,
Und bekröne so das Ganze,
Bittendes Vergißmeinnicht.«

Mit diesen Worten hatte sie den Kranz vollendet, ließ sich auf ein Knie vor der Königin nieder und überreichte ihn ihr.

Diese zog das liebliche kleine Mädchen an ihr Herz, küßte sie wiederholt und dankte ihr gerührt für die ihr gewordene Freude. Aber das hübsche Kind entwand sich den Armen der Königin, indem sie ihr mit der lieblichsten Naivität von der Welt vertraulich und leise ins Ohr flüsterte: „Ich muß wieder auf meinen Platz, denn es kommt noch etwas.“

Die Königin ließ sie darauf lächelnd los; sie eilte wieder auf ihre Stelle zurück, die übrigen Kinder stiegen auch sämmtlich herunter, die Musik ließ sich in einiger Entfernung in etwas rascherem Tempo vernehmen, und nun bewegten sich erst die Kinder anmuthig im Takte, wobei sie Tanzpas machten, den Kranz, der die nämlichen Blumen enthielt, wie der kleinere, welchen die Königin in der Hand hielt, hin und her bewegend; dann kamen sie gleichsam schwebend dieser immer näher, und endlich tanzten sie um die hohe Frau herum, indem sie dieselbe mit ihrem Gemahl zusammen fesselten und zwar dadurch, daß sie den Blumenkranz um Beide schlangen.

Bis dahin hielt sich der Jubel aller Anwesenden in Schranken, aber nun brach er um desto lauter los, und die Königin sank ihrem Gemahl tief bewegt in die Arme.

Schon wollten sie über den Rasenplatz weg und auf die Gastgeber zu eilen, welche unter der übrigen Gesellschaft außerhalb desselben standen; denn das königliche Paar wie alle Gäste glaubten, daß die Ueberraschungen nun ein Ende hätten, und der Marquis von Autremont drückte ganz glückselig darüber, daß seine Gemahlin mit ihren Anordnungen so viel Ehre eingelegt hatte, dieser die Hand. Aber plötzlich klappten alle die tropischen Bäume und Stauden zusammen, und

dahinter standen, in die Tracht der Bewohner jener Länder gekleidet, aus welchen die Gewächse ursprünglich stammten, die jedoch nur sehr täuschend künstlich der Natur nachgebildet waren, junge Mädchen, von höchstens sechszehn Jahren. Sie waren sämmtlich Töchter aus den höchsten Ständen und hatten Frau von Autremont fest versprechen müssen, daß ihre Eltern kein Wort davon erfahren sollten, was sie für eine Rolle bei ihrem Feste zu spielen hatten. Es wurde daher auch nichts von ihrem Plane laut, da bei Mistreß Olmer im Hause alle die benöthigten Kleider von deren Schneider verfertigt wurden.

Die junge Lady, welche hinter dem vier Fuß hohen Busche der dicken Halmen stand, die den Reis liefern, trat nun der Königin näher.

Sie war in asiatischer Tracht und hatte eine kleine silberne Schaale in der Hand, worauf Reiskörner lagen. Diese überreichte sie der Königin und neigte tief den halben Körper gegen sie, indem sie sagte:

»Hohe Frau, die würzigen Gaben,
Welche nun das große Glück,
Das beneidenswerthe haben,
Daß sie trifft Dein gnäd'ger Blick,
Stumm nicht wollen sie Dir kommen,
Manche aus gar weiter Fern',
Einen Gruß und ein Willkommen

Spräche Dir ein Jedes gern.
Willst Du ihren Wunsch gewähren,
Freundlich ihre Grüße hören?«

Die junge Lady sah bei den letzten Worten die Königin wie fragend an und hielt dann ein. Diese jedoch nickte, freundlich dabei lächelnd, mit dem Kopfe, und nun fuhr das junge Mädchen fort, indem sie dabei auf den Reis zeigte, so als wollte sie diesen sprechend einführen:

»Nur im warmen, schönen Süden,
Unter heiß'rer Sonne Glühn,
Glaubt ich, wär' mir Heil beschieden,
Ungern wollt' ich nordwärts ziehn.
Aber nun – aus Deiner Augen
Strahlen darf ich jetzo Licht,
Freude, Gluth und Leben saugen,
Und den Süd vermiß ich nicht.«

Jetzt nahete eine Indianerin der Königin. Sie trug gleichfalls eine silberne Schaale in der Hand, und darin lagen Sagokörner. Indem sie solche der hohen Frau darreichte, sagte sie in erzählendem Tone:

»Es stand eine Palme auf fernem Revier,
Wohl kamen begehrend gar Viele zu ihr;
Doch – war auch unendlich der Heischenden Flehn –
Ließ unerhört keinen von dannen sie gehn.
Dem gab sie der Früchte süßlieblichen Saft,
Dem gab sie des Stammes ernährende Kraft,

Dem gab sie zur Hütte ein Zweiglein, dem gar
Zum Kleide bedeckende Blätter ihm dar. —
Ich stamme von der Palme, Dir schickt sie mich zu,
Denn was sich Dir naht, beglückst ja auch Du.«

Bei den Worten: Ich stamme von der Palme, deutete die junge Lady auf die Sagokörner und fuhr dann erst fort: Dir schickt sie mich zu u. s. w.

Nun kam eine Moluckin, und sie brachte auf ihrer silbernen Schaale das, was wir englisches Gewürz nennen.

Ihr Blick war ernst, beinahe finster, indem sie sagte:

»An der Molucken heißem Strand
Ist mein entferntes Vaterland,
Wo wilde Mordlust fortgeerbt
Oft roth den Heimathsboden färbt.
Da hört' ich jüngst das frohe Wort,
Es gäb' ein Reich im fernen Nord,
Da, in der Friedenssonne Schein,
Sollt' Lust und Glückes Wohnung sein,
Weil dort, auf jenes Reiches Thron,
Dicht bei der Kraft die Milde wohn'.«

Die schöne Wilde sah erst den König und darauf die Königin bedeutungsvoll an, bevor sie lebhafter und etwas freundlicher aussehend fortfuhr:

»Da rief ich leise durchs Gezweig:
O, könnt' ich hin! o, wär' es gleich!

Nun find' ich — da mein Wunsch gewährt —
Zu wenig, war's was ich gehört.«

Eine Portugiesin, in ihrer Nationaltracht, kam nun gleichfalls auf die Königin zu, brachte Gewürznelken auf ihrer silbernen Schaale, deutete auf diese und sagte:

»Eh' zur Blüthe wir gekommen,
In der Jugend holder Pracht,
Hat man uns dem Zweig entnommen,
Der uns Reife zugedacht.
Und nun — spät — im fernen Norden —
Ist uns, wie im Leben oft,
Schönerer Ersatz geworden,
Als ihn Kühnheit je gehofft.
Was uns einzeln nicht gelungen,
Das gelang uns im Verein:
Nun zur duft'gen Blüth' verschlungen,
Dürfen wir die Deinen sein.«

Auf einen Wink der Portugiesin brachten zwei Indianerinnen gleichfalls einen Kranz von den Gewürzarten, sehr künstlich geflochten, jedoch nur klein, welche die jungen Mädchen erst einzeln der Königin überreicht hatten, und boten ihr ihn knieend dar. Aber in demselben Augenblicke ereignete sich ein höchst komischrr Auftritt, der allgemeines Gelächter erregte, das nur auf einige Minuten verstummte, so lange man aufhorchte, was gesprochen wurde.

Hinter dem Throne nämlich waren acht Kinder von höchstens sechs Jahren versteckt. Auch sie gehörten Damen vom Hofe an und waren alle ganz getreu so nachgebildet gekleidet, wie zu damaligen Zeit die Frauen aus dem Volke sich trugen, die Gemüse und Gartenfrüchte auf offnem Markte verkauften. Begreiflich also sahen diese kleinen Wesen ungemein possierlich aus, und man mußte lachen, wenn man sie ansah.

Durch Geschenke, und durch Versprechungen, daß sie deren noch weit schönere erhalten würden, wenn sie ihre Sache gut machten, hatte Frau von Autremont vollständig ihren Zweck erreicht, denn sie führten die einstudirte Rolle so gut durch, wie es Erwachsene nicht besser gekonnt hätten, wenigstens gewiß nicht so drollig.

Eine jede von den kleinen Nixchen hatte ein Körbchen von Silberlahn mit Rosaband geflochten, und darin befanden sich einheimische Gewürzarten. Die Dreisteste aber von ihnen streckte am ersten ihr Köpfchen hinter dem Throne hervor, indem sie der Königin zurief:

»Und dürfen auch wir der Gebietenden nahn?
Wird Lächeln uns nicht, oder Ungnad' empfahn,
Daß wir es auch wagen zu zeigen uns hier
Und Wünsche zu bringen, Erhabene, Dir?«

Darauf kamen alle acht hinter dem Throne hervor, umringten die Königin lebhaft, und Eine

von ihnen reichte ihr einen Strauß Vergißmeinnicht dar, während die Dreisteste von ihnen fortfuhr:

»Nein, nimmer versagt uns vertrauender Muth,
Du bist ja so freundlich, Du bist ja so gut;
Du blickest voll Milde das sicherlich an,
Was wenigstens Sinnbild der Treue sein kann.

Und sind wir auch Alle nicht eben weit her,
So haben zur Liebe wir Grund desto mehr.
Nicht bloß aus der Ferne sei Gutes erhofft,
Das Nächste — es ist ja das Beste so oft.

Auf — daß Du verzeihst uns die simple Natur,
Erscheinen durch Kunst ja verschönert wir nur,
Und Jegliches bittet, so gut als es kann:
Auch uns nimm voll Gnade und Nachsicht doch an.«

Es entstand nun in dem Kreise, der den Rasenplatz umstand, eine solche Fröhlichkeit und solcher Jubel, man lachte so sehr, daß man völlig die Anwesenheit des königlichen Paares darüber vergaß, denn wie viele beglückte Eltern gab es nun unter den Anwesenden. Alle waren es, deren Kinder eine Rolle durchgeführt hatten, und Keiner unter ihnen wußte zuvor, welche; so klug hatte die Marquise von Autremont sich davor geschützt, daß die Ueberraschung nicht mißglücken, sondern die gewünschte Wirkung hervorbringen konnte.

Nun aber, als der König und seine Gemahlin sich erhoben, als sie die Kinder herzten und küßten, sich unendlich über ihr höchst komisches Aussehen freuten, hielten es die übrigen Gäste nicht mehr länger in der Entfernung stehend aus, sondern kamen näher, suchten ihre kleinen Lieblinge auf, schlossen sie mit Entzücken in ihre Arme, mußten sich jedoch bald von ihnen trennen, indem diese in einem Gartensalon sämmtlich unter der Aufsicht der Mistreß Olmer, welche sich freundlich dazu erboten hatte, dieses Geschäft zu übernehmen, zweckmäßig bewirthet wurden und sich darauf mit Tanzen und anderen Spielen vergnügten.

An Besuch fehlte es ihnen dabei keinesweges, und sogar die Königin, ein wahrer Engel von Liebenswürdigkeit, fand sich auf kurze Zeit bei ihnen ein, um ihr Herz beim Anblick ihrer Munterkeit zu erlaben.

Von allen Seiten empfing die Marquise von Autremont Danksagungen für die ihr so wohl gelungenen Ueberraschungen, die sogar der Himmel auf jede Weise unterstützt hatte, denn es war wunderschönes Wetter, und der Mond schien keinesweges, sondern hatte sich bescheiden so lange verborgen gehalten, bis er nicht mehr störend sein Silberlicht spenden konnte. Am glücklichsten aber fühlte sich der Marquis von Autremont, indem er wahrnahm, daß man die Verdienste seiner Ge-

mahlin beinahe in einem übertriebenen Grade anerkannte.

Bald nach dem Abendessen entfernte sich der König und dessen Gemahlin; diese aber umarmte noch die Marquise in Gegenwart aller Anwesenden und nannte sie ihre theure Freundin, ein Umstand, der die Pfeile des Neides gegen sie richtete, aber das Herz ihres Gatten mit Entzücken erfüllte.

Erst sehr spät in der Nacht entfernten sich die Gäste aus dem Hotel des Herrn von Autremont, und dieser wie auch dessen Gemahlin begaben sich erschöpft zur Ruhe.

Leider besaß Karl I. denselben Hang, Geld zu verschwenden, indem er Glanz mit Eleganz verschmolzen ringsum sich her verbreitete, wie Herr von Autremont, der den Vorstellungen seiner Gemahlin kein Gehör schenkte, die sie ihm immer dringender machte, weil ihr der Rath, es zu thun, schon einigemal durch seinen Haushofmeister aus Paris zugekommen war.

Darum empfand die allgemein beneidete Frau, deren geheimen Kummer Niemand ahnete, diesen immer mehr an ihrem Herzen nagend, indem sie vorher berechnen konnte, in welche traurige Lage sie noch gerathen würde.

Aeußere Ehre genossen sie dagegen zum Neide Anderer in großer Menge. So z. B. trugen ihm die großen Summen, welche er ausgegeben hatte, um der Königin ein so glanzvolles Fest zu geben, wie man niemals zuvor einem beigewohnt hatte, den Hosenbandorden von Karl I. ein, und seiner Gemahlin ein überaus schönes Armband von Diamanten. Auch von seinem Hofe langten ungemein kostbare Geschenke für Beide an; indessen war das alles doch kein Ersatz für das viele Geld, welches jenes Fest gekostet hatte.

Das meinte Frau von Autremont wohl der Wahrheit gemäß seufzend, so oft sie daran dachte, allein keinesweges wie sie, urtheilte ihr Gatte. Er legte immer mehr Werth auf Glanz und Reichthum, auf die Auszeichnungen, welche ihm und seiner Gemahlin bei Hofe zu Theil wurden, wie von allen den Großen, welche diesen umgaben; denn wenn sie dabei auch die Abmahnung ihres Herzens gewaltsam unterdrücken mußten, weil der Neid sich eine Hauptstimme dabei anmaßte, so thaten sie es doch lieber, als daß sie ihre wahre Gesinnung gegen ihn offenbaren wollten. Wo Beide sich daher nur sehen ließen, wurden sie jederzeit mit Höflichkeiten überhäuft und mit Schmeicheleien gesättigt, die nur die Marquise von Autremont so zu würdigen wußte, wie sie gemeint waren, von deren Gemahl aber niemals überhört wurden.

Nicht lange nach seiner Thronbesteigung verwickelte sich Karl I. in Streitigkeiten mit seinem Parlament, hob es auf, ernannte ein neues; aber auch das wollte nicht ihm so viele Mittel vorstrecken, wie er brauchte, wollte er damit seine Neigungen befriedigen und die bedeutenden Schuldsummen seinem Günstlinge, dem Herzog von Buckingham, zufließen lassen, die dieser von seinem hohen Protektor zu ziehen gewohnt und hauptsächlich mit darum nicht nur beim Volke so verhaßt war, sondern auch bei dem Adel des Landes.

Das Parlament erhob daher endlich förmlich eine Klage gegen den Herzog und machte dem Könige den Antrag, er möchte ihn von seiner Person entfernen; allein Karl ging darauf nicht ein, wählte ihn vielmehr, dem Parlamente zum Trotz, zum Kanzler bei der hohen Schule zu Oxfort und hob auch dieses von ihm nur erst so kurze Zeit eingesetzte Parlament wieder auf.

Schon längst in Krieg mit Oesterreich und Spanien verwickelt, machten die Umstände es nun höchst nothwendig, daß England mit diesen Reichen Frieden schloß, weil es ihm an den nöthigen Mitteln fehlte, die Kosten der fortgesetzten Kriege zu bestreiten. Indessen der Herzog von Buckingham war ganz anderer Meinung; er schlug daher solche Art und Weise vor, die nöthigen Summen zu erlangen, welche am wenigsten dem Volke zu=

sagte. Den Katholischen im Lande wurden gegen die Erlegung von Geld die Strafen erlassen, welche das Gesetz in verschiedenen Fällen über sie verfügt hatte. Ein allgemeines Darleihen wurde von dem ganzen Reiche eingefordert, und, wer sich dagegen auflehnte, verhaftet.

Die Königin billigte keineswegs dieses Verfahren ihres Gemahls, allein er hörte weder auf ihre Bitten noch Vorstellungen, sie vergoß daher bald manche Kummerthräne im Stillen, als sie wahrnahm, daß der Herzog von Buckingham einzig und allein nur im Stande war, den Willen ihres königlichen Gatten zu lenken, und, weil er es nicht für räthlich hielt, daß sie irgend eine Gewalt über sein Herz gewann, dahin wirkte, daß ihr Gemahl sie immer in einer gewissen Entfernung von sich hielt, besonders wenn von irgend einer wichtigen Angelegenheit die Rede war.

Es kam also bald dahin, daß Karl I. gar keinen eigenen Willen mehr besaß, sondern nur das thun konnte, was der Herzog von Buckingham beschlossen hatte, der sich häufig durch Privatinteressen in Bezug auf sich selbst, oder auf seine eigenen Angelegenheiten leiten ließ und dann ohne Rücksicht auf das Wohl seines Vaterlandes handelte, was besonders bei einer sehr wichtigen Sache der Fall war.

Bei seinem früheren Aufenthalte in Paris hatte

der Herzog von Buckingham ein zärtliches Verhältniß mit der Königin Anna eingeleitet, und wollte man der Stimme der Verleumdung Gehör schenken, so behauptete diese, daß er dabei einen sehr glücklichen Erfolg sich errungen, dem jedoch der Cardinal Richelieu auf die Spur gekommen sei und ihn gestört habe.

Von diesem Zeitpunkte an war er des Ministers ärgster Feind geworden und wartete nur auf eine gute Gelegenheit, sich an ihm zu rächen, oder wenigstens so bitter wie möglich, so bald es sein könnte, ihn zu kränken.

Diese Gelegenheit meinte der Herzog nun gefunden zu haben und säumte nicht, sie zu benutzen, gleichviel was für Nachtheile daraus für England entstehen könnten.

Die von dem Cardinal Richelieu geängstigten Hugenotten hatten sich nämlich in die feste Stadt Rochelle zurückgezogen; sie flehten nun den Schutz des Königs von England an, und dieser versprach ihnen seinen Beistand.

Ohne auf die Abmahnungen der meisten Großen seines Reiches zu hören, ohne die Bitten seiner Gemahlin zu beachten, die ihn beinahe fußfällig darum anging, es zu unterlassen, rüstete Karl eine Flotte von 600 Schiffen aus und wollte diese den Belagerten zu Hülfe schicken.

Als des Königs Vorsatz bekannt wurde, fand

er beinahe allgemeine Mißbilligung, und Jedermann erkannte darin das Werk des Herzogs von Buckingham.

Auch der Marquis von Autremont war über dieses Vorhaben außer sich, weil er es als das Unsinnigste betrachtete, was der König unter den gegenwärtigen Umständen ausführen konnte. Er eiferte daher bei jeder Gelegenheit dagegen; allein auf seine Gemahlin machte das, was sie von der Sache wußte, einen noch ganz anderen Eindruck, wie auf ihn.

Sie fühlte sich nämlich ungemein dadurch beunruhigt, denn sie befürchtete gleich, daß Ludwig XIII. ihren Gemahl unter diesen Umständen nach Paris zurückberufen möchte.

Das aber wäre ihr in mehr als einer Beziehung äußerst betrübend gewesen; denn schon der Gedanke, vielleicht für immer, oder doch wenigstens für lange Zeit von ihrem Vaterlande scheiden zu müssen, bereitete ihrem Herzen Schmerzen. Sie sprach daher öfter mit Mistreß Olmer über diesen Gegenstand, die gleichfalls sehr besorgt der Sache wegen war und dieselben Befürchtungen hegte, welche die Marquise quälten.

Ihrer Schwester wegen, die sie nicht verlassen konnte, vermochte sie, im schlimmsten Falle, wenn der Marquis nach Paris zurückgerufen wurde, dessen Gemahlin nicht dahin zu begleiten, und dennoch

hatte sie sich schon so sehr daran gewöhnt, diese täglich zu sprechen und beinahe jedesmal längere Zeit bei ihr zu verweilen, daß sie vorher wissen konnte, wie sehr wehe ihr die Trennung von dieser wahrhaft geliebten Frau thun würde. Mit großer Besorgniß sah sie daher nun häufig Couriere vor dem Hotel des Marquis ankommen.

Auch an einem Vormittage langte ein solcher an, und gleich darauf ließ Frau von Autremont sie zu sich rufen.

Sie fand die Marquise in Thränen, denn was sie längst befürchtet, war nun eingetroffen: der Courier hatte ihrem Gemahl Briefe überbracht, deren Inhalt ihn veranlaßten, noch desselben Tages die nöthigen Schritte zu thun, um in den nächsten schon London verlassen zu können. Da es jedoch völlig unmöglich war, daß er bis dahin seinen ganzen Hausstand auflösen konnte, so verabredete der Marquis mit seiner Gemahlin, daß sie noch in London zurückbleiben, dieses Geschäft ausführen, dann ihre Mutter noch einmal in Covelain-Hall besuchen, bei ihr einige Wochen verweilen und darauf nach Calais abreisen sollte, wohin er dann, wenn sie ihm ihre Ankunft daselbst gemeldet habe, ihr entgegenkommen und sie von da abholen wollte.

Nach dem Wunsch des Marquis, den er sehr bestimmt aussprach, sollte seine Gemahlin auch

nur noch ein einziges Mal bei Hofe erscheinen und bald darauf London verlassen. Wenn sie jedoch dieses bewerkstelligen wollte, so mußte sie sich beeilen, ihre Geschäfte bald in Ordnung zu bringen, weil sie gewiß wußte, daß die Königin öfter darauf dringen würde, sie bei sich zu sehen, so lange sie noch in London verweilte. Ueberhaupt aber war es der Marquise dringend darum zu thun, daß sie bald wieder mit ihrem Gemahle vereinigt würde, und aus diesem Grunde nahm sie sich vor, auch nicht einen Tag mit der Regulirung ihrer Besorgungen zu zaudern, denn ihrer waren nicht wenig.

Sie mußte nämlich von allen Gegenständen, welche ihr Hotel in sich schloß, ein Verzeichniß aufnehmen lassen und dabei gegenwärtig sein, wenn sie anders nicht großen Nachtheil erleiden wollte, weil sie auf die Treue der Personen, welche sie mit diesem Geschäfte beauftragte, nicht bauen konnte. Dann mußte Alles, was sie nach Paris wollte nachkommen lassen, verpackt, und diejenigen Sachen, welche entweder dazu nicht passend waren, oder die sie füglich entbehren konnte, weil sie dort eine völlig eingerichtete Wirthschaft antrat, von den übrigen gesondert werden, wobei gleichfalls ihre Gegenwart nothwendig war. Ferner hatte sie alle Rechnungen zu berichtigen und überhaupt solche Anstalten zu treffen, daß es nur brieflicher Mittheilungen an Mistreß Olmer be-

durfte, wenn sie eine jetzt schon mündlich mit ihr getroffenen Verabredung wollte ausgeführt haben. Mithin hatte sie noch unsäglich viel zu thun, bevor sie London verlassen konnte; denn es war ihre Absicht, entweder gar nicht mehr vor ihrer Abreise nach Paris nach dieser Stadt zu kommen, oder wenn ein Umstand ihre Gegenwart daselbst nothwendig machte, so wollte sie sich doch nur insgeheim daselbst aufhalten und am liebsten ihr Hotel gar nicht beziehen, sondern bei Mistreß Olmer ihre Wohnung nehmen.

Diese treue Freundin war nämlich gern bereit, ihr für solchen Fall die Zimmer abzutreten, die sie damals mit ihrem Vater bewohnt hatte, und indessen einige im Hinterhause zu beziehen.

Auch beabsichtigte Mistreß Olmer den Wunsch der Marquise zu erfüllen und sie nach Covelain-Hall zu begleiten, für den Fall jedoch nur, wenn diese ihr als gewiß versprechen wollte, daß sie vor ihrer Reise nach Paris sie noch einmal nach London begleiten und unter allen Umständen hier wenigstens einige Tage sich aufhalten wolle.

Weil es die Absicht der Marquise war, nach der Abreise ihres Gemahls weder mehr bei Hofe zu erscheinen, noch irgend eine Gesellschaft zu besuchen, überhaupt für den Kreis ihrer Bekannten schon nicht mehr in London gegenwärtig zu sein, wenn sie sich gleich noch ihrer Geschäfte wegen da aufhalten mußte, so nahm sie gleichzeitig mit ihrem Gemahl von den Mitgliedern der königlichen Familie Abschied, so wie auch von den übrigen Höflingen, die es größtentheils sämmtlich bedauerten, sie beide zu verlieren; denn ihre Gesellschaften waren die angenehmsten, man wurde am besten bei ihnen bewirthet, und sie traten Niemand

bei der Ausführung seiner Pläne in den Weg, weil sie sich um die am Hofe gespielten Cabalen und Intriguen in der Regel nicht bekümmerten, weßhalb schon längst der Neid ihrer vielen Vorzüge wegen verstummt war.

Karl I. hatte den Marquis von Autremont persönlich lieb gewonnen und eben so dessen Gemahlin; er entließ sie also nur ungern aus seiner Nähe, hatte zuvor noch eine lange Unterredung ohne Zeugen mit dem Marquis, wobei sich dieser überzeugte, daß der König ganz willenlos handelte, wenn er sich in einen Krieg mit Frankreich einließ, daß vielmehr der Herzog von Buckingham von allem Unheil, das für England daraus entstehen konnte, die Schuld trug, und als Herr von Autremont endlich wirklich von dem Könige Abschied nahm, zeigte dieser sich dabei sehr gerührt.

Noch mehr aber war es die Königin bei einer Audienz, welche sie gleichfalls der Marquise von Autremont ohne Zeugen in ihrem Zimmer gab.

Beinahe laut weinend hing sie am Halse der Scheidenden, denn sie verlor mit ihr die einzige Freundin, der sie vollständig ihr Vertrauen hatte schenken können, ohne irgend einen Nachtheil davon zu befürchten, und wenn sie in der letzten Zeit die Marquise nicht so oft hatte bei sich sehen dürfen, als zu der ihrer Ankunft in England, so lag das nicht am Willen der Königin, oder an ihren gegen Frau von Autremont veränderten Gesinnungen, sondern an den obwaltenden Umständen, unter welchen der Herzog von Buckingham es für gut fand, ein solches Verfahren zu beobachten, dem die Königin unbedingt bei Allem, was er anordnete, Folge leisten mußte, weil da-

zu ihr die Befehle von ihrem Gemahl zukamen, der sie in der Art ertheilte, als ob der Grund dazu in seinem Kopfe wäre aufgefunden worden, in seinem Herzen.

Es war nun so, als ob die Königin sich durchaus nicht von der Marquise von Autremont losreißen konnte, die auch sie von Herzen liebte und wahrhaft das Schicksal einer Fürstin beklagte, die ein besseres verdient hätte.

Alles, was ihr Herz bedrückte, theilte die Königin noch der Marquise mit und beschwor sie, die Ihrigen von den am Hoflager in London bestehenden Verhältnissen in Kenntniß zu setzen, damit man nur ja nicht ihr eine Schuld aufbürde, von der ihr Herz vollständig frei war.

Die Marquise versprach, jeden von der Königin erhaltenen Auftrag auszurichten, und nahm endlich von dieser so beklagenswerthen Fürstin unter Vergießung vieler Thränen Abschied; eben so auch von deren kleinem Söhnchen, das noch auf dem Arme seiner Amme getragen wurde. Darauf verließ sie den St. Jamespalast mit aller Wahrscheinlichkeit, ihn nie wieder zu betreten.

In ihrer Behausung angelangt, vergoß Frau von Autremont noch Thränen über das Geschick ihrer königlichen Freundin, als auch der Marquis schon ihr nachkam, entrüstet über die Schwächen des Königs, der weder den Willen, noch die Kraft besaß, sich der Fesseln zu entledigen, mit welchen der Herzog von Buckingham, um damit seine Absichten zu erreichen, ihn gängelte, wie es ihm nur irgend beliebte.

Am folgenden Tag reiste der Marquis nach Paris ab, ließ jedoch seiner Gemahlin seinen Kammerdiener Claude Legai zurück, auf dessen

Treue und Umsicht sie in allen Stücken rechnen konnte.

Mit einem Schmerze, dessen Grund sie nicht ganz vor ihrem Verstande rechtfertigen konnte, trennte sich die Marquise von ihrem Gemahl; denn sie hatte ja die Aussicht, ihn schon nach wenigen Monaten wiederzusehen. Allein wenn auch, was konnte sich Alles in dieser Zeit ereignen! Sie mochte darüber keine Betrachtungen anstellen, indem jede ihr Herz mit neuem Schmerze erfüllte.

Die Geschäfte, welche die Marquise nach der Abreise ihres Gemahls zu beseitigen hatte, füllten nun die meisten Stunden des Tages aus, und die Abende widmete sie entweder Mistreß Olmer, welche ihre meiste Zeit gegenwärtig bei der Marquise von Autremont zubrachte, oder sie sah Rechnungen nach, notirte verausgabte Summen u. s. w.

Das gewährte ihr allerdings die ihr jetzt so nothwendige Zerstreuung, allein sie sah auch bald ein, daß sie nicht so schnell mit allen ihren Besorgungen könnte fertig werden, wie sie erst geglaubt hatte, wozu nun noch der Umstand kam, daß sie häufig an einem Kopfschmerz litt, der sie dann verhinderte, irgend eine Beschäftigung zu vollziehen, oder auch nur sich von den Kissen ihres Ruhebettes zu erheben, auf dem sie eine liegende Stellung vielmehr einnehmen mußte.

Ein Schreiben, das die Marquise von ihrem Gemahl schon aus Paris datirt erhielt, unterrichtete sie von seinem Wohlbefinden und von der überaus freundlichen Aufnahme, welche er bei Hofe gefunden habe. Allein dieser Brief war nicht ganz in dem heiteren Tone verfaßt, den ihr

Gemahl sonst in seinen schriftlichen Mittheilungen an sie angenommen hatte, und zwar zu der Zeit, als sie noch im Brautstande von einander getrennt waren.

Bei dem Inhalte seines zweiten Briefes war dieser Umstand noch bei weitem bemerkbarer. Offenbar blickte der Unmuth und Verdruß durch jede Zeile, aber in keiner Aeußerung sprach sich der Marquis bestimmt aus; seine Gemahlin konnte daher auch nicht errathen, was für Beweggründe seine Mißlaune verursachten.

Im dritten Briefe erklärte er seiner Gemahlin, daß noch so manche zeitraubende Einrichtung müßte in seinem Hotel getroffen werden, bevor sie davon für immer Besitz nehmen könne, und eben deßhalb möge sie ja nicht England verlassen, bis er ihr gemeldet habe, daß Alles zu ihrer Aufnahme in Paris in seinem Hause bereit sei.

Diese Mittheilung erschreckte und beunruhigte die Marquise ungemein, obgleich der übrige Inhalt dieses Briefes es deutlich darthat, daß ihr Gemahl nun schon wieder heiterer gestimmt sei, als gleich nach seiner Ankunft in Paris. „Denn," sagte sie zu Mistreß Olmer, „welche neue Einrichtungen in seinem Hotele wären wohl nothwendig, um meine Aufnahme darin erst möglich zu machen? Armand kennt mich zu genau, er weiß, daß ich mit dem kleinsten Gemache zufrieden sein würde, wenn er es mit mir theilen wollte. Aber es ist nicht einmal nothwendig, daß wir uns im Raume der Zimmer zu beschränken haben. Alle sind im besten Stande, und es sind ihrer so unendlich viel. Ich werde daher Herrn von Autremont schreiben, daß ich jedenfalls bald darauf in Paris einzutreffen wünsche, wenn ich von Covelain=

Hall zurückkomme, und so sehr mich auch mein Herz dahin zieht, weil ich nicht weiß, ob ich die Theuern noch einmal im Leben je wiedersehen werde, so begreife ich doch andererseits, daß ich nicht gut daran thäte, wollte ich länger, als es die höchste Nothwendigkeit erfordert, von meinem Gemahl getrennt leben. Ich werde daher noch heute an ihn schreiben und ihm anrathen, die Ausführung jeder neuen Einrichtung zu unterlassen, bis ich selbst in Paris eintreffe."

Diesen Vorsatz führte die Marquise aus, allein sie erhielt bis zu ihrer Abreise nach Covelain-Hall keine Antwort auf diesen Brief. Sie mußte sich daher, ohne eine Nachricht von ihrem Gemahle zu haben, mit Mistreß Olmer auf den Weg zu ihrer Mutter begeben, begleitet von Claude Legai, der für Beider Bequemlichkeit während der Reise Sorge trug.

Die Freude des Wiedersehens der Ihrigen, welchen die Marquise von Autremont zuvor ihr Eintreffen und den Tag desselben angekündiget hatte, war zwar sehr groß, allein nicht ohne Beimischung schmerzlicher Gefühle für alle Theile; denn es sollte diesem Glücke ja eine Trennung — wer konnte es vorher bestimmen, ob nicht für immer — folgen. Doch Lady Overton zeigte auch jetzt den Muth, welchen sie schon so oft im Leben dadurch bewiesen hatte, daß sie nicht gewaltsame Kämpfe mit dem Schicksale herbeiführte, bei welchen sie doch das Schlachtfeld als Ueberwundene hätte verlassen müssen, sondern mit festem Gottvertrauen, er werde Alles gut machen, mit Ergebung von ihm annahm, was der Herr ihr zutheilte.

Darum sprach sie auch gegenwärtig ihrer Toch-

ter Trost zu, obgleich sie selbst dessen benöthigt war, und suchte so viel wie möglich diese während ihres Aufenthaltes in Covelain-Hall zu erheitern.

Allein das wollte Lady Overton kaum zur Hälfte gelingen, denn die Marquise hatte ja keine Nachrichten von ihrem Gemahle und wußte mithin auch nicht, ob er sich wohl befinde.

Aus diesem Grunde fühlte sie sich mit jedem Tage mehr beunruhigt, dachte nur an ihn, auch wenn sie an anderen Gesprächen theilnehmen mußte, und wünschte sich an seine Seite.

Vierzehn Tage hielt sie es auf diese Weise unter den Ihrigen aus, die sie bei ihrer Ankunft in Covelain-Hall reich beschenkt und auch ihren Beichtvater, den Vikar Smith, nicht dabei vergessen hatte; eben so wenig die sämmtliche Dienerschaft des Hauses. Dann aber traf sie Anstalten zu ihrer Abreise nach London, woselbst sie einen Brief von ihrem Gemahle zu finden erwarten konnte.

Der Abschied von den Ihrigen, so wie auch der von ihrem Geburtsorte fiel der Marquise unbeschreiblich schwer und eben so allen ihren Lieben, die sie zurückließ; heiße Thränen des bittersten Schmerzes wurden dabei vergossen, indem sie alle Stellen, wo sie einst froh war, noch einmal besuchte und da einige Minuten verweilte. Aber vollends in dem Augenblicke der Trennung war sie beinahe untröstlich, sie unterlag fast ihrem Gefühle und mußte lange von Mistreß Olmer dazu überredet werden, bevor sie ihren Reisewagen besteigen wollte, der sie bereits schon seit einer Stunde erwartete.

Endlich jedoch trat der Moment des Scheidens ein, und als die Marquise ihn überstanden hatte,

lag sie, mit einer Ohnmacht ringend, in der Ecke ihres Wagens, der auf Mistreß Olmer's Befehl schnell mit ihnen die Landstraße entlang rollte, so daß sie nur wenige Augenblicke noch den Nachruf der Zurückbleibenden vernehmen konnten, mit dem diese der theuren Scheidenden glücklich zu leben wünschten.

Lady Overton sah ihnen so lange nach, als sie nur eine Spur von ihrem Wagen erblicken konnte; dann streckte sie die Arme nach der Gegend aus, wo er verschwunden war, rief noch einmal: „Lebe wohl, meine geliebte Luzie! lebe wohl, mein theures Kind!“ Darauf kehrte sie sich gegen ihre übrigen Kinder, die sie umstanden, und Alle weinten bittere Schmerzensthränen, indem sie nach dem Herrnhause zurückgingen. Auch dauerte es lange, bevor sie wieder im Stande waren, irgend ein häusliches Geschäft vorzunehmen.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Satori, J.,

Armand, Marquis von Autremont eine romantisch-historische Erzählung aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft Frankreichs und Englands

Bd.: 1

Braunschweig (1844)

P.o.germ. 1243 h-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10118216-7